Enc

606

– 36

Neueste
Sammlung
jener
Schriften,
die
von einigen Jahren her über verschiedene wichtigste Gegenstände zur Steuer der Wahrheit im Drucke erschienen sind.

Sechs und dreyßigster Band.

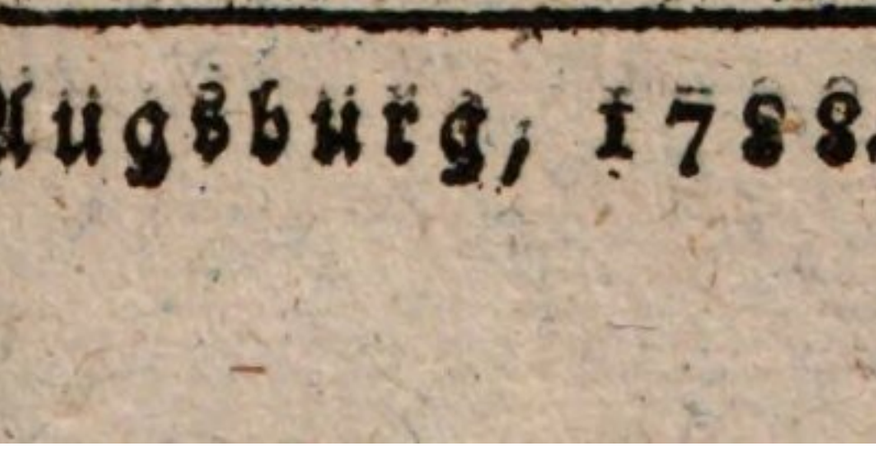
Im Jahre 1788.

Zu
Augsburg,
Hats in Commißion das Oberpostamt, wie auch
Johann Georg Bullmann in der Fuggerey,
Nro. 45. und Johann Seiz Papierhändler
in der Schmidgasse Nro. 34.

Von
Lesung
philosophischer Bücher,
und den
Quellen der Verführung.

In wälscher Sprache herausgegeben von dem Abbate Johann Baptist Grafen Roberti.

Nun in die deutsche übersetzt.



Augsburg, 1788.

Ihre Rede frißt wie der Krebs um sich: unter diesen ist Hymenäus und Philetus, welche von der Wahrheit abgefallen sind; da sie sagen — — — Und sie haben einiger Leute Glauben verkehret: aber der Grund Gottes stehet fest. II. Tim. II. 11.

I. Abhandlung.

Der heilige Basilius schrieb von Lesung der heydnischen Schriftsteller eine Abhandlung an die Jugend (a), weil er wohl einsah, wie studierende Jünglinge eines guten Rathes bedürftig sind, um gute Sitten zu haben. Da er eines scharfsinnigen Verstandes, artig, groß und schön von Person war, wurde er als Student in Konstantinopel und Athen gleichsam angebethet, als er sich dort auf die Philosophie, Geometrie und Arzneykunst verlegte,

(a) Adolescentes de legendis libris gentilium. Bas. Tom II, edit. Maurianæ hom. 22. de diversis.

die er nachmals in sich selbsten ausüben müßte, da seine Gesundheit durch das Studieren, Fasten und Bußkleid sehr geschwächt wurde. Er hatte zwar nur die ausgesuchtesten Studenten zu seinen Freunden, und gieng immer mit wenigen sehr unschuldigen und ruhigen um, unter welchen das Haupt, und die größte Zierde Gregor von Nanzianz ausmachte (a); dessen unerachtet war er von den Frevelthaten und Gefahren einer Menge der Jünglinge Zeuge, so aus ganz Griechenland die Sophisten zu hören sich dort versammelten, unter welchen Julian, nachmals Kaiser, viele Kenntniß und Lebhaftigkeit, aber zugleich manche Bosheit seines Herzens schon an Tage legte (b). Weder das

rauche

(a) Vita S. Basilii.

(b) Der heilige Basilius lernte Julian durch den heiligen Gregor von Nanzianz kennen, welcher mit einem Enkel Constantins des Großen einen Umgang hatte: als Julian in Athen noch unter den Schulmeistern stund, zeigte Gregor schon so lange zuvor seinen Freunden an, was selber mit der Zeit seyn werde. Er sagte nämlich vor, Julian werde hinterlistig, gottlos, untreu, und für jedes

rauche Mönchskleid, noch die Würde des Bißthums konnte in dem Herzen dieses sonst ernsthaften Gesetzgebers der Klöster die Liebe gegen die zarte Jugend erlöschen.

Auch ich widme diese meine Schrift der studierenden Jugend einer berühmten hohen Schule. Der heilige Basilius schrieb von Lesung heydnischer Bücher, und ich von Lesung pilosophischer Bücher; der Stoff ist ähnlich; so hätte ich also die Gedanken eines so vortreflichen Vaters benutzen können; allein er ändert in der Mitte seiner Homilie die Bahn, und wendet sich auf einige Lehren christlicher Asces, mit welchen er schließt. Er gestattet die Lesung heydnischer Bücher, wenn man nur

des Laster aufgelegt seyn; und dieß nahm er wahr aus seinen verwirrten Gesichtszügen, aus dem frechen viehischen Aussehen, aus dem ganzen immer unruhigen Leibe, aus dem trägen Gange, aus seinen gottlosen Wortstreiten, obschon er unter dem Vorwande der Uebung die Bosheit deckte; endlich weil er die Gottlosen liebte, und die Schätzer und Liebhaber der Tugend verachtete. Vita S. Greg. Oper. Tom. I. edit Lips.

jene Stellen ausläßt, in welchen Verliebte, Volltrinker, Vielfresser, ausgeschämte Sänger geschildert werden; denn **böse Reden angewöhnen heißt so viel, als sich den Weg zu bösen Thaten bahnen** (a). Ich kann zwar nicht so nachgiebig, wie Basilius seyn, weil auch die Gefahr, so ich beweine, weit anders als jene ist, welche man bey Lesung des Pindars und Homers hatte: doch in einer einzigen Sache trage ich kein Bedenken zu behaupten, daß ich dem Basilius nichts nachgebe: nämlich in der aufrichtigsten Zuneigung gegen jene, zu denen ich rede, weil auch ich sie versichern kann: **Ich glaube, wenn ihr auf mich sehet, werdet ihr eure Aeltern in mir nicht verkennen** (b).

Gemeiniglich führte ich weder die Namen, noch die Texte an; jene wollte ich aus Höflichkeit

---

(a) Non igitur poetas laudabimus cum conviciantur, cavillantur, neque cum amasios, aut ebrios depingunt, non cum felicitatem affluenti mensa, atque cantilenis dissolutis metiuntur. Ibid. pag. 175.

(b) Ibid. pag. 183.

keit gegen die Verfasser, so meistens noch im Leben sind, verschweigen, und diese Kürze halber: denn setzt ich alle jene Gottlosigkeiten, von denen ich Meldung mache, am Rande an, würden die Glossen größer, als der Text werden. Leute, welche in den heutigen Schriftstellern bewandert sind, werden unschwer erkennen, daß ich die Wahrheit sage, und mich von aller Vergrößerung zu hüten, alle Worte emsig abwäge. Ja weil sich diese Abhandlung nicht mit zweifelhaftigen Fragen, sondern mit solchen Wahrheiten abgiebt, welche in jeder Gasse und bey jedermann ausser allen Zweifel seyn müssen, und weil ich überdas nur die Irrthümer zu bestreiten zur Absicht hatte: so übergab ich selbe zur genauen Prüfung sehr klugen und gleichgültigen Männern. Ich setze noch voraus ein sehr wichtiges, und mit christlicher Weisheit erfülltes Sendschreiben des Pabstes Clemens des XIII. an alle Patriarchen und Bischöfe der Kirche Jesu Christi in Betreffe neuer Bücher. Ich weiß keine Urkund, welche mehr die Würdigkeit des Stoffes, den ich behandle, empfehlen konnte, als diese.

Clemens der XIII.

Den ehrwürdigen Brüdern unsern Gruß, und apostolischen Segen.

Das Heil der christlichen Gemeinde, deren Sorge Wir von dem Fürsten der Hirten, und dem Bischofe der Seelen überkommen haben, zwinget Uns wachbar zu seyn, daß nicht die ungewöhnliche und gottloseste Frechheit der Bücher, welche aus den Finsternissen zum Verderben und Verwüstung ausbricht, um so viel schädlicher werde, je mehr sie sich durch ihre Entdeckung ausbreitet. Die verabscheuungswürdige Bosheit des Irrthums, und die Kühnheit feindlicher Menschen, welche in Mitte des Weitzens, sowohl schriftlich als mündlich das Unkraut ausstreuen, nimmt besonders in diesen Zeiten so zu, daß wenn Wir nicht die Sichel an die Wurzel ansetzen, und die schädlichen Gewächse in Garben zum Verbrennen binden, nicht viel fehlen wird, daß die Dörner auffeimender Bosheit den Acker des Herrn Sabaoth zu vertilgen anfangen. Denn einige verworfene Leute, die sich zu den Fabeln wenden, und die gesunde Lehre nicht mehr erdulden, greifen von allen

Sei-

Seiten das Schloß Sion an, sie speyen durch die ansteckende Seuche der Bücher, mit welchen sie uns gleichsam überschwemmen, zum Verderben des christliches Volkes Schlangengift aus ihren Busen: sie verfälschen die reinen Quellen des Glaubens, und untergraben die Grundfeste der Religion; sie sind gräulich in ihren Unternehmungen geworden, sitzen immer in Nachstellungen, und ziehen still aus ihrem Köcher die Pfeile, mit welchen sie im Finstern auf die Gerechten schießen. Was mag so göttlich, so heilig, so zu allen Zeiten verehrungswürdiges seyn, dem ihr boshaftes Herz verschonet, und das zu bestreiten sie ihre Zungen, wie ein Schwert nicht gespitzet hätten? Sie liefen anfangs mit geradem Halse auf Gott zu, und bewaffneten sich mit Stolz auf ihre fette Genicke wider den Allmächtigen: sie scharrten die so oft widerlegten Thorheiten der Gottlosen aus den Aschen hervor, und läugneten den Gott, der sich in allen verkündiget, und ihnen täglich in die Augen fällt: sie läugnen ihn nicht aus Dummheit des Verstands, sondern aus Bosheit und verkehrtem Willen: oder sie stellen sich nur einen trägen, müßigen Gott vor, dessen Vor-

sicht

ſicht ſie nicht ehren, und deſſen Gerechtigkeit ſie nicht fürchten dörfen. Die Natur aber unſerer Seele geben ſie aus einer ſchändlichen und thörichten Freyheit zu denken, für ſterblich aus: eine Seele, ſo nach dem Ebenbilde Gottes gemacht iſt, und nur um was weniges von den Engeln übertroffen wird. Sie mögen die Materie als erſchaffen zulaſſen, oder ſich träumen, daß ſelbe ewig, und von keiner Urſache abhängig ſey: ſo halten ſie doch dafür, daß nichts als die Materie in der ganzen Welt vorhanden ſey. Oder werden ſie endlich zu bekennen genöthiget, daß es einen Geiſt mit der Materie gäbe, räumen ſie doch der Seele dieſe himmliſche Eigenſchaft nicht ein. Sie wollen nicht begreifen, daß in einem ſchwachen Weſen, aus dem wir beſtehen, was Geiſtiges und Unverwesliches ſich aufhalte, durch deſſen Kraft wir verſtehen, handeln, wollen, das Künftige vorſehen, das Gegenwärtige anſchauen, des Verfloſſenen uns erinneren.

Andere aber, obſchon ſie genug merken, daß man ſich von dem Uebel irdiſcher Geſinnungen losreißen, und vom Auge des erleuch-

ten

renden Glaubens den Rauch menschlicher Weisheit vertreiben solle, tragen sie doch kein Bedenken, die verborgenen Geheimnisse der Religion, so alle Sinne übersteigen, mit menschlichen Gewichten abzuwägen; sie forschen der Majestät nach, und fürchten sich nicht, von ihrer Herrlichkeit unterdrücket zu werden. Man spottet über den Glauben der Einfältigen: man bestrebt sich die Geheimnisse Gottes zu entwickeln: es werden Fragen von erhabensten Sachen freventlich aufgeworfen: der kühne Witz waget sich über alles: er durchforschet alles: er läßt nichts dem Glauben über, und benimmt ihm eben dadurch das Verdienst; da er nach menschlicher Vernunft alles prüft.

Soll man nicht auch über jene zörnen, welche durch die schändlichste Unfläterey in Sachen und Worten die ernsthaften und ehrbaren Sitten boshaft verderben, den unbehutsamen Gemüthern eine greuliche Freyheit zu leben einflössen, und die äussersten Nachtheile der Frömmigkeit zufügen? Sie schmücken ihre Schriften mit dem ausgesuchtesten Reitze, und der schmeichelhaftesten Redensart aus, auf daß sie um

so

so viel leichter in die Gemüther der Leser eindringen, und selbe desto tiefer mit dem Gifte des Irrthums anstecken. So reichen sie den Unvorsichtigen das Drackengift im Babylonskelche; welche dann durch die Annehmlichkeit der Rede angelocket, und verblendet das Gift, so ihnen den Tod bringet, nicht erkennen.

Wer soll endlich nicht vom bittersten Schmerzen verschmachten, wenn er die geschwornesten Feinde sieht, wie sie alle Schranken des Gehorsams und der schuldigen Ehrfurcht überschreiten, und mit verleumderischen Büchern, welche sie bald mit offenbaren, bald mit verfälschten Druckorten ausstreuen, selbst den Sitz des heiligen Petrus anfallen, welchen der Erlöser, jener starke Jakob als eine eiserne Säule und eherne Mauer wider die Fürsten der Finsternisse errichtet hat; vielleicht treibt sie die gottlose Absicht dahin, daß, wenn sie das Haupt geschlagen hätten, desto freyer die Glieder der Kirche zerreißen könnten.

Wir können also, ehrwürdige Brüder, welche der heilige Geist als Bischöfe gesetzet, die Kirche Gottes zu regieren, und von dem sonder-

derbaren Geheimnisse des menschlichen Heils belehret hat, bey einer solchen Verderbniß der Bücher gemäß Unserer Schuldigkeit nicht unterlassen, euren Eifer dahin zu erwecken, daß, wo ihr an der hirtlichen Sorgfalt Theil zu nehmen berufen seyd, auch das Eurige nach allen Kräften beytragen wollet. Wir müssen mit allem Ernste streiten, wie es die Sache fodert, und mit gesammter Macht jene tödtliche Seuche der Bücher ausrotten; denn sonst wird niemals die Nahrung dem Irrthume entzogen, wenn nicht jene Werke der Bosheit im Feuer zu Grunde gehen. Da ihr Ausspender der Geheimnisse Gottes, und mit seiner Macht die feindlichen Schanzen zu verheeren bewaffnet seyd, sparret keine Mühe, die euch anvertrauten Schafe, so durch das Blut Christi sind erlöset worden, von diesen vergifteten Weyden abzuhalten; denn wenn es so nothwendig ist, daß man sich von der Gesellschaft böser Menschen entferne, weil ihre Worte vieles zur Bosheit beytragen, und ihre Reden, wie der Krebs um sich fressen; was für ein Unheil wird die Seuche der Bücher anrichten, welche sehr geschickt, und mit vieler Kunst geschrieben sind, die auch

immer

immer bleiben, allezeit bey uns sind, mit uns wandern, bey uns zu Hause sitzen, und in das Gemach auch jener hineindringen, wo ihrem gottlosen und verborgenen Verfasser kein Zutritt gestattet wurde? Da ihr als Diener bey den Völkern bestellet seyd, das Evangelium zu heiligen, machet euch gefaßt, bestrebet euch in Worten, und in Werken das Gewächs des Betrugs umzuhauen, und die verderblichen Quellen des Lasters zu verstopfen: stosset in die Trompete, damit nicht die Seelen, so zu Grunde gehen, von der Hande ihrer Aufseher gefodert werden. Handelt gemäß des Orts, den ihr einnehmet, gemäß der Würde, die ihr bekleidet, gemäß der Macht, welche ihr vom Herrn empfangen habet.

Weil über das jedermann an diesen traurigen Zeiten Theil nehmen kann und soll; und alle bey so großer Gefahr des Glaubens und der Religion gleich viele Ursache zu trauren und zu helfen haben, rufet auch die alte Frömmigkeit katholischer Fürsten, wo es die Sache fodert, um Hülfe an; haltet ihnen den Zustand der Kirche vor, und ermunteret diese ihre geliebtesten

sten Söhne, die sich immer so herrlich um ihr verdient gemacht, euch beyzustehen, auf daß sie ihre Macht (denn sie tragen nicht ohne Ursache das Schwert) mit dem Priesterthume vereinigen, und mit euch jene Gottlose, welche wider das Heer Israels streiten, bezäumen und ausrotten.

Euch aber, ehrwürdige Brüder, steht es vorzüglich zu, daß ihr euch selbsten als eine Brustwehr entgegen stellet, damit kein anderer Grund gesetzet werde, als der gesetzet ist; euch steht es zu, die heiligste Hinterlag des Glaubens zu bewahren, für welches ihr euch bey der feyerlichen Einweihung durch einen Eid verbunden habet. Man entdecke dem gläubigen Volke die Füchse, welche den Weinberg des Herrn verheeren. Man warne selbes, daß es sich durch die glänzende Titel gewisser Schriftsteller nicht verführen, und durch die Bosheit, und Verschlagenheit der Menschen nicht in den Irrthum verleiten lasse: mit einem Worte, daß es die Bücher verfluche, in welchen was zu finden ist, an dem sich der Leser stossen kann, so dem Glauben, der Gottesfurcht und guten Sitten

widerspricht, und mit der christlichen Anständigkeit nicht überein kömmt.

Wir wünschen zwar in dieser Sache den meisten aus euch mit innerster Freude Glück, daß sie sich an den apostolischen Satzungen fest halten, die geistlichen Gesetze tapfer vertheidigen, alle ihre Bemühungen zur Abwendung dieser Seuche starkmüthig und wachbar verwenden, und so die Einfältigen bey den Schlangen nicht einschlafen lassen. Wir gewißlich, die Wir durch die Sorge aller Kirchen, und des ganzen christlichen Glaubens geängstiget und beschäftiget sind, wollen keine Mühe sparren, und versprechen Uns, bey schwerer Gefahr auch euren Beystand zu erfahren. Wir werden indessen Gott in Demuth unsers Herzens zu bitten nicht unterlassen, daß er euch von dem Heiligen Hülfe ertheile, den Betrügen der nachstellenden Feinden zu entgehen, und die Pflichten eures Amtes zu erfüllen; und theilen den erwünschten Ausgang zu erhalten, euch und eurer Heerde den apostolischen Segen liebreichest mit. Gegeben zu Rom bey der heiligen Maria der Größern den 25ten Wintermonat im Jahre 1766, unsers Pabstthums des neunten.

Von

Von der Lesung metaphysischer Bücher.

So oft ich euch, schätzbarste Jünglinge, in solcher Menge an diesem Orte versammelt sehe, fühle ich allezeit an eurem liebreichsten Aussehen eine wunderliche Freude, und ein Gedanke, der nicht eine zweifelhafte Wahrsagung, sondern eine sichere Erwartung ist, ermuntert unglaublich mein Gemüth; denn ich sehe beßtens ein, daß ich zu so einer ausgesuchtesten Menge zu reden habe, aus welcher Männer hervortreten werden, die durch ihre Wissenschaften, sowohl dieser berühmten Stadt, als vielen andern auswärtigen zum wahren Vortheil und sonderbarer Zierde auf den Kanzeln, bey Gerichte, in dem Staat und der Kirche gereichen werden. Dessen unerachtet, wenn ich zu euch, studierende Jünglinge spreche, pflege ich von euren Wissenschaften zu schweigen, nicht nur, weil eure gewöhnliche und vortreffliche Lehrer euch überflüßig mit den Regeln aller Wissenschaften versehen, sondern weit mehr, weil die Wände dieses zum Sprechen bestimmten Saals, welcher gleichsam ein Wohnsitz

der Religion ist, mich von allen Seiten erinnern, daß man eine weit heiligere und höhere Wissenschaft, als immer die Arzney, die Chymie, die Naturlehre oder Rechtsgelehrtheit seyn mag, von mir erwarte, und mir zustehe das Evangelium zu verkündigen, und Jesum Christum zu predigen.

Nur hielt ich es nicht selten für meine Pflicht, euch durch eine allgemeine Anempfehlung des Studierens zum Fleisse zu ermuntern, und mit Ermahnungen zur Arbeit anzutreiben; obschon ihr von euch selbsten schon willig laufet, wovon ihr dann von da aus desto eifriger und erhitzter in das Gymnasium, und in die Akademie zurück kehret, und diese dazwischen gesetzte Ruhe der andächtlichen Uebungen selbst dem Studieren häufigen Gewinn verschaffet. Und in der That verbindet euch in dem gegenwärtigen Zustande eures Lebens eine so große Pflicht zum Studieren, daß ihr nicht das geringste an eurem Fleisse sollet ermangeln lassen; diese so dringende Pflicht des Studierens entspringet fast allezeit aus dem ernstlichen Willen eurer Aeltern, den sie bey dem so wichtigen

Theile

Theile eurer jugendlichen Auferziehung haben: zu Zeiten entsteht sie aus der Beschwerniß, welche ansehnliche, aber arme Familien bey ihren schmalen Einkünften leiden, die Ehre ihres Sohns in der Fremde zu erhalten. Einigen leget diese Pflicht die Gefahr auf, daß sie nicht durch den Mangel der Wissenschaften zu einem arbeitsamen, und für das Seelenheil dienlichen Stande sich unfähig machen, zu welchem sie doch Gott der Vater jedes Standes, und Urheber jeder Gesellschaft berufen wollte. Dazu kömmt bey manchen Ständen, welche mit dem Vortheil und Nachtheil des gemeinen Wesens enge verbunden sind, ein heimlicher Vertrag der Gerechtigkeit gegen selbe: als z. B. bey einem Leibarzte, oder Rechtsgelehrten, welche die Gesundheit oder das Vermögen anderer bewahren und schützen sollen. Endlich entspringet die Pflicht zum Studieren bey allen wenigst aus der Gefahr eines schändlichen Müssiggangs, welcher jederzeit die guten christlichen Sitten verderbt; denn ein weicher und allzubequemer Jüngling, welcher Feind von dem Lesen und Nachdenken ist, wird von Frühmorgen bis auf den späten Abend seine Gedanken und

Bemerkungen nur auf den Aufputz, auf das Spielen, auf die Redouten, Schaubühnen und Lustbarkeiten verwenden. Man setze hinzu, daß ich euch das Studieren und die Schule aus einer Absicht zu empfehlen pflog, welche mein Gemüth nicht wenig rühret, und darinn besteht, daß wenn ihr Gott dem Herrn mit aufrichtiger reiner Meynung euers Wachen und Arbeit aufopferet, die ihr bey euren Vorbereitungen, Prüfungen, Berechnungen oder Besuchen der Kranken auszustehen habet, manche von euch Heilige, und die meisten besser seyn wurden.

Aber heut werde ich neben der alten Gewohnheit euch zum Studieren zu ermuntern, was nähers von selben reden; ich mache mich in eure stillen Gemächer hinein, und nehme die Bücher in die Hand, so selbe auszieren; ich untersuche und beurtheile sie: denn ich entschloß mich was länger und genauer von Lesung der Bücher zu reden. Ich setze auf eine Seite nur die Bücher hin, welche freye Künste behandeln, und von diesen untersuche ich allein die Beschaffenheit und den Nachtheil derjenigen, welche man metaphysische nennet. Höret mich, wie

ihr mich sonst zu hören pfleget, und nachdem ich gesprochen habe, höret mich noch mehr, als ihr zu thun pfleget; mein Andringen wird eben so wichtig, als lebhaft seyn. Fangen wir an.

Es ist eine Klage aller Gutgesinnten, daß heut zu Tage alle bösen Bücher von allen Seiten unsere wälsche Gassen überschwemmen, und sowohl die Reinigkeit des Glaubens, als die Anständigkeit der Sitten sehr beflecken. Diese gottlose Preßfreyheit beweinen nicht nur Privatleute, sondern auch Priester des Herrn von ihrem Heiligthume, die Bischöfe von ihren hirtlichen Kanzeln: selbst der Statthalter Jesu Christi von seinem päbstlichen Stuhle: selbst die Kirche, welche dawider ihre Stimme erhebet, drohet, und Verordnungen ergehen läßt. Auch die weltlichen Fürsten, welche wohl einsehen, daß ihre eigene Sache mit der Sache Gottes verbunden sey, und daß oft von der Frechheit der Schriftsteller nicht minder die Rechte des Himmels, als der Thronen angefallen werden, beginnen jener Wuth ihr hohes Ansehen entgegen zu setzen. Wenn also die Gefahr, welche unserem Welschland droht, sehr nahe, und

der Schaden, den man zu fürchten hat, höchst beträchtlich ist, so will auch ich von der Lesung böser Bücher reden, und dieser Stoff wird sich wohl für die Zeiten und Anliegenheiten schicken.

Indessen ermahne ich gleich im Eingange die Gottesfürchtigen, daß sie nicht den Muth sinken, und sich keinen melancholischen Verdacht beykommen lassen, als wenn sich die Kirche wider die gottlosen Bücher gleichsam aus Furcht so hitzig rührte, daß man nicht etwa neue Entdeckungen mache, und ihr durch neue Lehren einen Schaden oder gar den Untergang zuziehen könne. Nein, der Glaube (Es trösten sich nur die Frommen, und zerbersten die Freygeister) der Glaube ist in Sicherheit: seine Lehren stehen: seine Sätze lassen sich nicht umstossen: Es wird Himmel und Erde vergehen: aber vom Glauben wird sich nicht ein Jota ändern; er wird nicht um einen Punkt zu kurze kommen. Er ist ein Thurm, von welchem abgebrochene Federn und zerrissene Bücher als Siegszeichen so vieler witziger Feinde herabhängen. Was man sich bemühet heut zu thun, bemühten sich schon umsonst die Liceisten, die Stoiker,

ker, die Akademiker von Athen und Rom zu thun. Die Weisheit der Griechen, und die ganze Philosophie der Heyden wurden zum Gespotte, da sie selben bestreiten wollten. In 17 Jahrhunderten was für Köpfe hat der Glaube Christi überwunden? wie viele Schulen sich unterworfen? wie vielfach den Stolz der Wissenschaften gedemüthiget? Meines Erachtens beweiset die Wahrheit unserer heiligen Religion nicht minder, daß sie so viele gottlose Schriftsteller, als daß sie so viele Tyrannen überwunden hat: es gereicht ihr nicht zu einer geringern Ehre, daß sie den Kaiser Julian, welcher sie mit der Feder und der Vernunft unterdrücken wollte, als daß sie den Diokletian besieget, der sie mit Schwert und Folter auszurotten suchte. In dieser so langen Reihe der Jahre was für Theorien denkte man wider den Glauben aus? wie viele Trügschlüsse knüpfte man zusammen, was für Systemen baute man auf? wie viele Sekten von Sophisten, Astronomen, Poeten, und andern stolzen Gelehrten empörten sich dawider? Und doch vermochten die noch so trüben Wolken aller Einwürfe, und der so häufig aufgewiegelte Schulstaub nicht eine einzige Glaubens-

lehre zu verfinstern. Nicht erst heut fängt der Krieg des Glaubens mit den Philosophen an: die Philosophie war immer eine Feindinn des Christenthums. Die Philosophie des Plato war zu stolz, den Verstand des Menschen unter dem Joche des Glaubens zu verdemüthigen: die Philosophie des Epikurs war zu weich, das Herz der Bürde des Gesetzes zu unterwerfen.

Im zweyten Jahrhunderte kam unter der Regierung Hadrians jenes artige und satyrische Werk des epukureischen Celsus heraus, welches an der Stirne den ehrwürdigen Titel: **Reden von der Wahrheit**, führte, und anfangs so großen Beyfall gewann, daß man nach dem Zeugniß des Origenes und Eusebius den Celsus als ein Werkzeug und Dolmetscher der Götter, und als ein Wunder seiner Zeiten ausrief. Im dritten Jahrhunderte erschienen die 15 sehr spitzfindigen und starken Bücher des Porphyrius, eines Platonikers, und Schülers des Plautinus, welcher die platonische Schule wiederum in Flor gebracht hat. Porphyrius war fürchterlicher, als seine Mitschüler Jamblicus, Proklus, Maximus, und auch Julian: seine

Bücher

Bücher bestritten das Evangelium, als sich selbst widersprechend, und gaben die Prophezeyungen als unterschobene Werke aus. Allein in kurzer Zeit warf man wiederum sowohl jene Satyren, als diese Einwürfe mit Verachtung weg. Eben dieß wird den Spöttereyen und Trugschlüssen jener zween Schriftsteller widerfahren, welche itzt so häufig gelesen, und so sehr erhöhet werden; es mag nicht unbillig einer von selben dem scherzenden Celsus, und der andere dem gelehrt aussehenden Porphyr verglichen werden. Gleichwie aber von dem Anfalle dieser keine Schande auf den Glauben fiel, sondern ihm nur Ehre und Wachsthum brachte: so wird es sich auch mit den itzigen Philosophen ereignen. Diese meine Gesinnungen hatte vormals Chrysostomus, welcher kein Bedenken trug in seiner gelehrten Stadt Antiochia zu behaupten, daß alle jene Bücher, welche in den ersten meistens gelehrten 5 hundert Jahren heraus kamen, vielmehr des Gelächters, als einer Widerlegung würdig sind, und selbe bey nahe in nämlicher Zeit, in der sie erschienen, den Beyfall der Mode verlohren und zu Grunde gegangen. Er setzte hinzu, daß wenn noch einige dieser Bücher vorhanden sind, sie

von den Christen erhalten wurden; woraus er eben schliesset, daß die christliche Religion keinen Schaden davon zu fürchten hat (a). Wenn ihr also höret, daß wir uns von solchen Büchern fürchten, so glaubet nicht, daß wir dabey wegen des Glaubens besorget sind, welcher jederzeit fest bleibt: sondern wir stehen wegen den Glaubigen in Sorgen, die immer genug schwach sind. Wir haben auch Ursache itzt mehr zu fürchten, weil die Gefahr böser Bücher in mancher Rücksicht itzt reitzender geworden ist.

Ich betrachte heut den Verfasser und den Leser dieser Bücher: auf Seiten des Verfassers finden wir die gewöhnlichen Verführungen seiner Schrift, und auf Seiten des Lesers die gewöhnliche Beschaffenheit seines Gemüths: beyde

Um=

(a) Eorum (Philosophorum & Rhetorum, qui adversus religionem christianam dimicarunt) scripta usque adeo risu digna sunt, ut ex eorum libris alii jamdiu perierint, alii statim, atque visi sunt, exoleverint Quodsiquid exeis superfit, apud christianos servari comperitur: tantum abest, ut ex eorum insidiis damni quidquam nobis timendum suspicemur. Lib. de S. Babila contra Julianum & gentiles, num. 2.

Umstände machen die Gefahr aus, und vermehren einander; weil ein Buch um so viel verführerischer wird, je schlimmer der Leser beschaffen ist, und dieser wird um so viel schlimmer, je verführerischer das Buch ist. Wir wollen mit Fleisse diese wichtige Materie behandeln, welche so nahe mit der Erhaltung des katholischen Glaubens verbunden ist.

Erster Abschnitt.

Quellen der Verführung von Seite der Bücher und ihrer Verfasser.

Erste Quelle der Verführung, vorgegebene Neuigkeit. Die Neuigkeit locket gemeiniglich die Menschen an; daher sucht man immer sogar in Lustbarkeiten eine Abwechslung: aber in den Werken des Verstands war selbe allezeit die Klippe, an welcher auch manche Weise Schiffbruch litten. Wenn man sich beygehen läßt, als verstunde man mehr, als die Vorfahrer, wenn man ein Mitleiden gegen selbe tragen will, als wären sie voll der Vorurtheile gewesen, wenn man den Pöbel ansehen darf, als wäre er ganz dem Aberglauben erge-

ben

ben, ſich ſelbſt aber als einen Aufklärer, be-
trägt: o dieſes bringet in dem Menſchen eine
ſehr angenehme Hoffart hervor, und einige bil-
den ſich dann gleich ein, über alle andere Men-
ſchen zu ſeyn, weil ſie wie andere Menſchen
nicht mehr denken. In den Hauptſtädten, wo
man ſowohl am Müßiggang, als am Witze
mehr Ueberfluß hat, pflegt die Neuigkeit feiner
und ausgeſuchter zu ſeyn: es ſcheint, daß dort
immer ein veränderlicher Auftrit von Schauſpie-
len und Meynungen ſowohl die Sinne als Ge-
danken unterhält. Gewiß in der ſchönſten Stadt
Athen, in welcher die Blüthe griechiſcher Ge-
lehrten verſammelt war, gaben jene ſo geſittete
Bürger (wie wir in der Apoſtelgeſchichte leſen)
in ihren Zuſammenkünften auf nichts anders,
als auf Neuigkeiten acht (a): Die Neugierig-
keit machte auch dem ernſthaften Areopagus
Luſt, den heiligen Paulus anzuhören. Dieſe
unmäßige Neugierigkeit war eben die Urſache,
warum die Redner und Sophiſten ihre wunder-
liche Ungereimtheiten bey dem Volke beybehiel-
ten; weil ſie ſich dadurch die Aufmerkſamkeit
beſ-

(a) Act. 17: 21.

bey den flüchtigen Athenienſern zu erwerben, und den Eckel gewöhnlicher Wahrheiten durch die Ueberraſchung mit einer Neuigkeit zu überwinden ſuchten.

Dieſer Reiz zum Vergnügen, welches die Neuigkeit verſchaffet, mangelt den böſen Büchern nicht, wider welche ich ſchreibe; denn keines wird von ſelben alt, und wo eines untergeht, bricht das andere hervor; eines muß dem andern die Ehre, den letzten Beyfall erhaſchet zu haben überlaſſen. Es iſt kein Ende mehrere Bücher zu ſchreiben (a). Neue Bücher überſteigen die Alpen; neue Bücher überſchiffen das Meer; neue Bücher vertauſcht man mit unſern Waaren, ja wohl mit unſerm baaren Geld, wo ſich andere mit unſerem Vorwitz bereichern. Neue Bücher ſchleichen verſtohlnerweiſe (obſchon täglich immer kecker) aus den finſtern Preſſen von Welſchland; neue Bücher werden immer von den Buchdruckern und Bindern mit neuen Auszierungen, breiten Randen, vergoldten Blättern reitzender, und für den

(a) Eccleſiaſtes 12. 12.

den Pracht der Unwissenden geschickter gemacht. Aber für euch, o Studierende, ist das Vergnügen der Neuigkeit innerlich, und viel feiner: es entspringt sowohl aus den Materien, die man behandelt, als aus der Art, mit der man sie behandelt. Man untersuchet durch das Schreiben alles, oder besser zu sagen, man untersuchet nichts, da man von allem schreibet.

Unter Neuigkeiten verstehe ich nicht blos gewisse ganz seltsame und widersinnige Meynungen, als z. B. daß alle Menschen die längste Zeit bey vollkommener Gleichheit ganz stumm, nackend und einsam in Wäldern und Höhlen lebten, oder daß viele Menschen zuvor Fische waren; dann aus dem Wasser gesprungen, und zu Menschen geworden sind: und daß solche Zufälle sich immer im nordischen Meere ereignen; daher die nördlichen Länder so bevölkert sind. Denn die erste alberne Meynung, so die Menschen zu halben Bären macht, gehört zu den äsophischen Fabeln, und die andere, welche die Fische in Menschen verwandelt, zu den Verwandlungen des Ovids. Uebrigens wurde sowohl eine, als die andere von

den

den tiefsinnigsten Grüblern unsers Jahrhunderts erfunden: die erste, welche den Menschen als einen Bären betrachtet, wird in einer Rede vorgetragen, welche nebst vielem Reize der Einbildung und Beredsamkeit auch Untersuchungen von den Gründen des Natur- und Völkerrechts enthält: die andere von den in Menschen verwandelten Fischen findet man mit allem Vorrathe von Berechnungen, wie auch aus der Experimentalphysik und Naturgeschichte in einem Buche, welches seinen Verfasser ein dreyßigjähriges Studiren, viel Geld, große Reisen, und mehrere Gefahren gekostet hat, weil er nicht nur auf der Oberfläche der Erde herumfahren, sondern in ihr Eingeweid eindringen, und mit Wasserampeln auch sich in das Meer vertiefen wollte. Bey solchen Neuigkeiten erkennet man bald, daß sie Wirkungen einer verleiteten Vernunft, und Mißbräuche der Wissenschaften sind.

Allein es stellen sich uns manche andere Neuigkeiten dar, welche im ersten Ansehen jedes auch ernsthaftes und gründlich denkendes Gemüth anlocken. Man verfasset Regeln von

dem guten Geschmacke, man macht eine Geschichte von der Seele: man entwickelt die Begriffe von jedem Rechte, man berechnet die Kräfte jeder Leidenschaft, man lehret die Kunst, glückselig zu seyn: man setzet das menschliche Geschlecht in seine schöne und herrschaftliche Freyheit: man versöhnet die Rechte Gottes und des Menschen miteinander, und befestiget die Gränzen von dem Himmel und der Erde. Wie herrlich und aufgekläret sind diese Stoffe? Wer an so wichtige Gegenstände nicht denket, ist mehr zu denken unwürdig. Ich weiß wohl, und ihr wisset es selbst, daß die Titel im Versprechen zu prahlerisch und zu großsprechend sind, und daß man an einer prächtigen Oberfläche nicht selten angesetzet werde. Doch erfuhr ich zugleich, daß wenn auf neue Titel keine neue Wahrheiten kominen, doch neue Irrthümer folgen. Wann brachte man in das helle Tageslicht mehr alberne Meynungen, widersinnige Hypothesen, erschrecklichere Sätze, gräulichere Gotteslästerungen? Giebt es wohl ein so erhabenes Geheimniß, welches man nicht widerlegte? eine so verehrungswürdige Ceremonie, die man nicht verwarf? ein so geheiligtes Amt,

das

das man nicht verachtete? Manche heutige Schriftsteller erschwangen sich zu einer so großen Schätzung meistentheils durch eine große Gottlosigkeit; die Unverschämtheit neue gottlose Sätze zu geben, wurde heut so ausgelassen, daß in Rücksicht auf die Wirkung selbst das in Vergessenheit gesetzte Alterthum wiederum neu wird. Es lagen schon lange im Staube, und in der Unwissenheit so viele Ungereimtheiten der Heyden, und Ketzer; nun gräbt man diesen Unrath der Gelehrten von allen Jahrhunderten hervor, so daß man wider solche Leute billig die Klage brauchen kann, welche der heilige Bernard in seinem Briefe am Innozenzius dem IIten wider das Buch des Abailardus über die Dreyfaltigkeit führte: **Verflucht sey, welcher die Trümmer von Jericho wiederum aufgebauet hat: jenes Buch stund von Todten auf, und mit ihm viele Ketzereyen, welche vergraben lagen.** Hat man nicht zu unsern Zeiten jenen längst verhöhnten Thorheiten von dem Zufalle wiederum Ehre erwiesen? Hat man nicht jene so gründlich widerlegte Einwürfe wider das Christenthum, als wäre es der Gesellschaft und dem Handel feind, selbes verhaßt zu ma-

chen aufgewärmet, und nach neuer Art verschönert?

Was hat man ferner für Neuigkeiten in der Verzierung und Abwechslung der Schreibungsart itzt erfunden? Auf wie vielerley Art bringt man die nämlichen Irrthümer vor, mit was Verblümungen zeiget, und verbirgt man immer die alte Waar? Daher kommen die unendlichen Gestalten der Bücher: daher findet man so viele Namen in den Catalogen von Versuchen, Gesprächen, Zusammenkünften, Träumen, Reisen, Geschichten, Leben, Briefen, Bekenntnissen. Eine einzige berühmte Hauptstadt von Europa, wie ein sehr angesehener Schriftsteller derselben bekennet, durchwanderten in 10 Jahren bey 80000 Büchgen und Blätter, welche größtentheils der Religion nicht günstig waren. Gleichwie aber manche in der Redekunst sehr stark sind: also enthalten sie eben so viele neue Reitze, als Trugschlüße. Man müßte im Reiche der schönen Wissenschaften gar zu fremd seyn, wenn man nicht die Schönheit gewisser Schreibungsarten anerkennen, und zu ungerecht, wenn man selbe nicht auch schätzen wollte. Mich schmerzt es nur, daß

man

man mit diesem neuen und immer abwechselnden Gewürz täglich den Geschmack des Unglaubens lebhafter reitzet, und die Freygeisterey ernähret. Indessen rufe ich jenen, so behutsame Christen seyn wollen, zu: **Lasset euch von neuen und fremden Lehren nicht verführen (a), welche immer hin und her wandern, und zu uns kommen.** In jeder Materie, so den Glauben betrift, fliehet nicht weniger die Neuigkeit der Worte, als der Sachen. Meidet eitle Neuerungen der Worte. Wir kannten einige, welche von ungewöhnlichen Worten, und von gewissen Erfindungen, denen sie den Namen einer Wissenschaft beylegten, aufgeblasen waren, und deßwegen vom Glauben abfielen (b).

Ich bekenne, o Zuhörer, hoch und theuer, daß wenn euch die Neuigkeit anlocket, diese Lockspeise unser Glaube nicht habe. Schon bey seiner Entstehung war der christliche Glaube alt

(a) Nolite abduci doctrinis variis & peregrinis. *Ad Hebr.* 13, 9.

(b) O Thimothee depositum custodi devitans profanas vocum novitates, & oppositiones falsi nominis scientiæ, quam quidem promittentes circa fidem exciderunt. I. ad Tim. 6, 20.

und vollkommen. Selbst Ammian Marcellin ein Heyd gestand es ein, daß der christliche Glaube vollständig und einfach sey (a). In der Physik hat man Entdeckungen gemacht, aber in der Religion noch keine einzige. In dem Glauben haben weder Systeme, noch Empfindungen Platz: man prüft selben nicht durch Versuche; man mißt ihn nicht durch Berechnungen aus; man kann ihn mit keinen Zusätzen vermehren. Man hat wohl neue Irrthümer verdammet: aber keine neue Glaubenslehren eigentlich entdecket. Die anziehenden Kräfte der Körper, die Reizbarkeit der Nerven gehen euch studirende Jünglinge an: ich wünsche euch noch bessern Fortgang in euren Wissenschaften: und von einigen hoffe ich es sicher, ja ich fodere es, weil mir ihr vortreflicher Verstand dazu das Recht giebt. Den Theologen aber bleibt nichts anders übrig, als immer das nämliche bis ans Ende der Welt zu sagen. Ihr könnet neue Schätze der Natur an das Taglicht hervorziehen: wir aber müssen nur bey einem einzigen göttlichen Schatz immer wachen, der uns schon übergeben wurde: und dieser köstliche Schatz ist die Hinterlag der göttlichen Schrift und die

Neben-

(a) Marcellinus 21.

Uebergabe. Im Glauben giebt es nichts neues: schon die Neuigkeit eines Worts fiel jederzeit verdächtig. Nizea sah 318 Bischöfe in einer langen Berathschlagung sitzen, ob man ein neues, oder besser zu sagen (wie der heilige Athanasius anmerkte) ein minder gewöhnliches katholisches Wort zulassen dürfe; weil eine neue ketzerische Thorheit diese Nothwendigkeit auferlegte. So oft man aber die Reinigkeit eines Ausdruckes von einer Glaubenslehre untersuchte, hatte man wiederum keine andere Regel, als die Gewohnheit des Alterthums um Rath zu fragen; weil jenes, was man immer sagte, sicher, und was man erst zu sagen anfieng, verdächtig schien.

Wenn ihr aber oft, itzt den alten und itzt den neuen Bund nennen höret, so geschieht dieß nur die Erwartung von dem Besitze zu unterscheiden. Die christliche Kirche ist immer nur eine gewesen. In dem alten Bunde war das Haupt der anzukommende Meßias, und bey dem neuen der angekommene. Man kann die Propheten Evangelisten nennen: denn sie haben das Evangelium schon von ihren Zeiten her angekündiget. Der Bund des Gesetzes war nur eine Weissa-

gung von dem Bunde der Gnade. Nachdem Gott den Abraham berufen hat: ja nachdem er dem Adam einen Meßias als Erlöser versprochen hatte, gab es immer nur einen Glauben. Abraham, Isaak, Jakob und alle Patriarchen wurden durch diesen Glauben selig. Alle Opfer, Ceremonien, Prophezien zielten nur auf einen Mittelpunkt, nämlich auf den Erlöser: sie waren für jenes Gesetz eine Vorbedeutung, und für unseres die Wahrheit. Das Christenthum ist nichts, als ein in Erfüllung gebrachtes Judenthum. Einsichtsvolle Jünglinge, behaltet fest diesen Grundsatz, den ich euch gebe. Ich fürchte sehr, daß wenn ihr so täglich dieses Jahrhundert, als das aufgeklärte, als ein Jahrhunhundert von großen Geistern und Entdeckungen anrühmen höret, ihr nicht auf den unbesonnenen Verdacht verfallet, ob nicht eben so ein Schicksal eure Religion, wie eure Physik, Chirurgie oder Algebre, erfährt oder erfahren werde. Was mich betrift, fühle ich immer großen Trost, so oft ich dieses Alterthum, diese Unveränderlichkeit, diese Einförmigkeit meines Glaubens betrachte. Nein: meinen Glauben erlernte ich nicht von

einem

einem schönen erst neu gebackenen Buche: er ist nicht die Theorie von einem itzt bewunderten Professor: er ist keine von einer Akademie belohnte Erfindung; seinen Ursprung zu entdecken muß ich bis zum Ursprunge des Menschen hinaufsteigen. Was für ein Trost, daß ich zu mir selbsten sagen kann: ich bekenne mich zu einem Glauben, welcher der Glaube von allen Jahrhunderten ist, welchen alle Concilien bestätiget, alle Päbste versiegelt, alle Lehrer erkläret haben: einen Glauben, welchen nicht alle Wuth der Sektirer erschüttern, nicht alle Laster auch seiner Lehrer verfälschen, nicht der Eigensinn aller Menschen verändern konnte: einen Glauben, welcher mit der Welt gebohren ist, und bis auf den Untergang der Welt leben wird: der auch bey der Würde seines Alterthums immer ohne Makel und Runzel rein und unbefleckt blühet.

Zweyte Quelle der Verführung, der Mißbrauch der Vernunft. Die Naturalisten erheben oft unmäßig die natürliche Vernunft, und wenn sie selbe bey anderer Gelegenheit mit Fleiße herabsetzen, so finden sie nicht genug Lobsprüche von ihr, wenn die Rede von

dem Glauben ist; dann führen sie ihre glücklich gewagten Thaten, ihre großmüthigen Unternehmungen, ihre Berechnungen, Beweise, Erfindungen, Versuche an, wodurch sie aus der Ruhe eines stillen Zimmers sich das Meer und den Himmel zu unterwerfen im Stande ist, wo sie von jenem die Menge der Dünste bestimmet, welche aus seinem Busen hervorkommen, und bey diesem die Wege, so die Planeten in ihrem Laufe beschreiben. Wie gerührt und erhitzet sprechen sie von der Freyheit zu denken wider die Dienstbarkeit zu glauben? Leibeigenschaft, Niederträchtigkeit, Schande, Tyranney, Fessel sind ihre gewöhnlichen Ausdrücke. Diese Feßel halten sie mit einem aufrührischen Geschreye immer vor den Augen, und ertönen damit vor den Ohren ihrer Leser. Kein Redner von Athen oder Lacedämonien war jemals so erhitzet und beängstiget für die Freyheit des Vaterlands, wie sie für die Freyheit der Vernunft. Diese großmüthigen Klagen müssen einen Menschen, der sie liebt, und seine Vernunft schätzet, nothwendig rühren. Gott selbst, denket er bey sich, hat dieses Licht der natürlichen Vernunft in mir angezündet, und ich solle mir selbes auszulöschen

unter-

unterstehen? Mein Schöpfer hat diese Augen meiner Seele gleichsam an die Stirne gesetzet: und er solle mir zugleich befehlen, selbe zu schliessen oder gar herauszureissen? Also soll ein Vernünftiger nicht vernünfteln? Ich werde meine Vernunft in den kleinen Geschäften meines Hauses, aber nicht in den wichtigsten meiner Religion gebrauchen dürfen? und die Unwissenheit solle man zu einer Religionslehre heiligen? Auf so eine Betrachtung schließet er, daß man den niedergeschlagenen Muth errichten, das Joch abschütteln, das Unrecht, mit welchem man die verfolgte Vernunft kränken will, von sich stossen, und rächen müsse. Da er nun glaubt befügt zu seyn jenes, was er nicht versteht, zu untersuchen, und weil er es nicht versteht, auszuschmähen, zieht er mit vermessener Hand von dem Heiligthum den Vorhang weg, woraus die Gottheit so hervorblitzet, daß der elende Verstand von dem Lichte der Herrlichkeit mehr verblendet, und von der Schwere der Majestät unterdrücket wird.

Gewisse Lobsprüche der Vernunft sind sehr ungereimt: man verwirret alle Ordnung wohl

zu

zu schliessen, eben weil man keine Rücksicht auf die Zeit wohl zu schließen hat. Ich werde euch selbst zeigen, daß der Glauben alle Rechte der Vernunft unverletzt lasse; ich werde euch ermahnen, auch über die Religion scharfsinnige Vernunftschlüße zu machen, um dann selbe desto starkmüthiger zu bekennen. Indessen will ich anfangs nicht läugnen, daß man bey der Ausübung des Glaubens die Demuth des Verstands vonnöthen habe. Ich bin soweit dieß zu läugnen entfernet, daß ich allen Völkern der Erde laut zurufe: es könne keinen Christen geben, der nicht demüthig ist. Wenn ihr immer auf einen Verstand aufstosset, welcher in Glaubensmaterien hoffärtig, und ungelierig ist, schließet nur, daß er an uns keinen Antheil habe, und zu unserem Himmelreiche nicht taugelich sey. Die Demuth des Verstands legt den Grund zum Glauben: sie macht den Charakter der Glaubigen aus; an diesem Kennzeichen erkannte jederzeit die Kirche ihre glaubigen Kinder, nicht an einem langwierigen Fasten, oder andächtigen Psalmsingen, oder an stiller Einsamkeit, oder rauher Leibscasteyung. In jene Zahl zu kommen erklecken alle sittliche Tugenden

die

die Keuschheit, die Großmüthigkeit, die Sanftmuth, Uneigennützigkeit, Freygebigkeit noch nicht: ja nicht einmal die Wunder, die Prophezeyung, die Unterscheidung der Geister, die Gabe der Sprachen; entgegen erkleckte die Demuth allein: ein Hochmüthiger, der einen Todten erwecket: aber hartnäckig einen Glaubensartikel der Kirche verneinte, wäre kein Christ nicht. Es konnten mit Kronen gezierte Häupter von ihr die Taufe verlangen: aber wenn sie sich nicht demüthig ihrer Lehre unterwarfen, bespritzte sie selbe mit dem heilsamen Wasser nicht. Wenn die unüberwindlichsten Feldherren in das Kriegsheer Christi verlangten aufgenommen zu werden: aber nicht mehr ihren Verstand vor den Geheimnissen der Kirche, als ihre Fahne vor den Altären verdemüthigten, bewaffnete sie selbe mit ihren Gnaden nicht, wider die Macht der Hölle mit ihr zu streiten. Da die Kirche durch Fischer entstand, sollte sie durch Lehrer bekräftiget werden, und da sie in ihrem Anfange verachtet und bestritten wurde, brauchte sie Gelehrte, welche Schutzschriften von ihren Gebräuchen und Ceremonien verfertigten, wodurch die Pallaste der Fürsten besänf-

tiget,

tiget, und die hohen Schulen der Weisen beschämet wurden; es konnten zu ihr von den Schulen die aufgeklärtesten Geister kommen, und ihre ergrauete Gelehrsamkeit zur Vertheidigung darbiethen. Allein die Kirche nahm solche Leute nicht an, wenn sie sich nicht dahin bekannten, die Aergerniß und die Thorheit des Kreuzes zu empfangen, und nichts als Jesum Christum zu wissen. Wenn einige ihrer Apostel, welche ganze Provinzen zu ihr bekehret, und die Gränzen des geistlichen Reiches sehr erweitert haben, jemals darüber stolz wurden, und auch nur einer katholischen Entscheidung widersprachen, schloß sie selbe von der Gemeinschaft der Heiligen aus: sie ergriff das Eissen, sönderte sie als unnütze Geschoße mit unerbittlichem Schnitte ab, und warf sie ins Feuer. Selbst ihre Blutzeugen stellten ihr umsonst die Kerker, die Geißeln, die Foltern vor; umsonst erhoben sie bittend ihre Arme, welche noch die Merkmale von den Fesseln trugen, umsonst zeigten sie an ihrem Leibe die noch frischen Wunden, wenn sie dabey in eine Ketzerey verfielen; die Kirche hielt sie immer mit unerschrockener Hand ab; sie

verstieß selbe von ihrem Frieden und Angesichte: sie schrieb mit eben jener Dünte über sie den Fluch, mit welcher sie schon hoften, daß ihre Näme in der Reiche der Blutzeugen sollen gesetzet werden: sie trug auch kein Bedenken sogar die Todten zu beunruhigen, sie warf selbe aus den heiligen Grabstädten, und ließ ihre verfluchten Aschen in die Luft zerstreuen. Und diese Schärfe der Kirche war immer standhaft sich selbsten gleich; sie gebrauchte selbe gegen ganze Versammlungen, Landschaften, Reiche, gegen ganz Asien und Afrika. In allen Stücken der äusseren Zucht gab oft die Kirche gütig nach, und schickte sich nach den widrigen Umständen der Zeiten: sie übertrug die Boßheit der Menschen, und schrieb nicht immer die nämliche Schärfe in dem Fasten, noch immer so lange Gebethe im Gottesdienste, noch immer so harte Geißlung der Büßenden vor; aber bey ihren Glaubenslehren forderte sie immer die nämliche Demuth des Verstands; wenn sie manchesmal sich gegen Ehebrecher und Gotteslästerer sehr gnädig erzeigte, so wußte sie es gegen Hochmüthige und Hartnäckichte niemals zu seyn.

Ich merke wohl, daß ich mich sehr weitläuftig in dieser Sache aufhielt: ihr sehet aber selbst, daß es nicht geschah nur etwa meine Beredsamkeit zu zeigen: sondern nur euch innerst und standhaft zu überweisen, daß die Demuth des Verstands jedem Jünger Christi gänzlich und wesentlich nothwendig sey. Jener gewisse Geist dieses Jahrhunderts alles ohne Ausnahme zu untersuchen, welchen man mit den liebsten Ausdrücken die Verschönerung, die Verfeinerung und Aufklärung dieser Zeiten nennet, dieser Untersuchungsgeist, den sich auch Personen zueignen, für welche, wie der H. Augustin saget (a) nicht die Lebhaftigkeit der Einsicht, sondern die Einfalt des Glaubens sich schickte, dieser Geist ist ein Geist des Hochmuths des Verstands, und also wahrhaft ein widerchristlicher Geist. Nachdem ich diesen Grundsatz festgesetzet, ziehe ich doch den obenerwähnten Satz nicht zurück, und schreite fort fest zu erweisen, daß der Glauben alle Rechte der Vernunft,

(a) Ceteram quidem turbam non intelligendi vivacitas, sed credendi simplicitas tutissimam facit. Aug. contra Manich. c. 4.

nunft, welche man in den Büchern der heutigen Naturalisten ꝛc. sehr erhöhet, unverletzt lasse. **Euer Dienst ist ein vernünftiger Dienst,** lehrt Paulus der Weltapostel (b)

Unterscheiden wir zwey Zeiten, eine, welche vor der Erkenntniß der Offenbarung vorausgeht, und die andere, welche auf selbe folget. In der ersten muß man alle Schärfe des Verstands gebrauchen, um zu wissen, ob Gott geredet hat: in der andern aber alle Demuth des Verstands, um Gott, der geredet hat, zu glauben. Es ist ein Recht der Vernunft, daß sie nach einer emsigen Untersuchung recht überzeuget werde, Gott habe dem Menschen einige Geheimnisse mitgetheilet. Indessen frage ich doch, ob man sich nicht auch mit einer Wahrscheinlichkeit begnügen könnte? Würde man nicht klug auch nur allein aus wahrscheinlichen Schlüssen und Muthmassungen die christliche Religion jenen Sekten vorziehen, welche nichts als Thorheiten enthalten? Die Klugheit überläßt fürwahr die wichtigsten Handlungen

(b) Ad Rom. 12, 1.

des Lebens gewöhnlich nur einer Wahrscheinlichkeit. Auf die Wahrscheinlichkeit steifet sich der Wanderer bey den Gefahren auf der Erde, und der Schiffer stoßt mit ihr vom Gestade ab, und geht den Gefahren des Meeres entgegen. Auf die Wahrscheinlichkeit steifet sich der Staatsmann, wenn er Verträge und Bündnisse im allgemeinen Rathe schließt, und der Handelsmann macht so Vergleiche und Gesellschaften in dem Port und Laden. Auf die Wahrscheinlichkeit steifet sich der Soldat, wenn er die Laufgräben gegen eine Festung öffnet, und die Belagerten wagen auf selbe einen Ausfall. Auf die Wahrscheinlichkeit steifet sich der Leibarzt bey Heilung der Kranken, und der Rechtsgelehrte bey den Gerichtshändeln. Eben jene alte Zweifler, welche alles zu läugnen sich rühmten, hielten sich doch in ihrem Leben bey der Wahrscheinlichkeit. Die bald größere, bald kleinere Wahrscheinlichkeit ist meistens die höchste Richtschnur der Ursachen, welche geradehin wirken.

Und doch kann und muß ich euch sagen, man halte die Rechte der Vernunft in unserer Religion so in Ehren, daß man sich nur mit

der

der Wahrscheinlichkeit nicht begnüget. Ihr könnet euch, gelehrte Jünglinge, damit befriedigen, um gute Antiquaires, gute Physiker, Hydrostatiker, Rechtsgelehrte abzugeben: aber nicht gute Christen zu seyn. Wenn eure Vernunft oft nichts anders, als Wahrscheinlichkeit verlanget, um eine Innschrift zu lesen, einen Wassergraben zu ziehen, eine Erscheinung zu erklären, den Ausgang einer nicht wohl erkannten Krankheit vorzusagen, so will ich, daß eure Vernunft noch was mehr fodere, um einem geoffenbarten Geheimnisse den Beyfall zu geben: ich will, daß ihr von der Offenbarung augenscheinlich überzeuget seyd.

Aber was für eine Augenscheinlichkeit kann man da haben? Ich antworte, eine höchste moralische. Es denke nur keiner, als wenn diese nicht vollkommen wäre, weil ich sie nicht eine metaphysische nenne: denn die höchste moralische Augenscheinlichkeit verschaffet dem Gemüthe eben so eine gänzliche Beruhigung, als die metaphysische. Ich bin nicht weniger ruhig und sicher, wenn ich glaube, daß in Rom zween Männer, mit Namen Markus Tullius Cicero, dessen

Werke noch vorhanden sind, und Julius Cä sar, dessen Siege man noch erzählet, geblühe haben, als ich von was immer für einem Be weise des Euklides, dessen Worte ich verstehe, versichert seyn mag. Wissen, daß Gott eine Sache geoffenbaret hat, ist eine Thatsache wis sen. Die Vernunft erhält ihr vollkommenes Recht, wenn man ihr, daß eine Thatsache sich ereignet hat, klar, und auf eine Art beweiset, mit welcher man alle Thatsachen erweisen kann, nämlich mit einer moralischen Augenscheinlichkeit der Zeugen, des Ansehens, der Uebereinstim mung. Selbst die Vernunft müßte über geo metrische Beweise solcher Sachen lachen, und wie wollte man mit algebraischen Gleichungen darthun, daß es einen Kaiser Constantin gab, oder aus der Lehre der Kegelschnitten zeigen, daß es heut eine Stadt Constantinopel giebt? Daß man aber von der gemachten Offenbarung so augenscheinlich überzeuget sey, werdet ihr genug einsehen, wenn ihr die Religion studiret, das ist, die Beweggründe ihrer Glaubwürdigkeit, besonders wenn ihr selbe in guter Ordnung alle zusammen nehmet.

Aber wenden wir uns zur andern Zeit, in welcher wir schon versichert sind, daß Gott geredet hat; da hat die Glaubensübung ihren Ort, und die Vernunft hat nichts mehr zu untersuchen; dessen ungeachtet bleiben auch da ihre Rechte unverletzet. Ich übergehe anzumerken, daß nichts so vernünftig seyn mag, als Gott glauben, und sich seinem Ansehen ganz ergeben; ich bitte nur die so stolze Vernunft, es wolle ihr zu erwägen belieben, daß die Offenbarung niemals ihren wahren Grundsätzen widersprechen könne; Gott kann, als Urheber der Natur, und als Urheber der Gnade, nicht widersprechende Sachen verkündigen.

Aber indessen werdet ihr sagen, enthält doch die Offenbarung unbegreifliche Geheimnisse. Allein die Gelehrten (erlaubet mir euch diesen Gedanken zu entdecken: ihr werdet ihn als Weise und Kluge einsehen) die Gelehrten sind mehr, als die Ungelehrten an das Unbegreifliche gewöhnt. Ein Ochsenhirt glaubt alles wohl zu verstehen, wie das Getreyd, welches er ausgesäet, aus der Erde hervorkömmt und zur Reife gelanget: wie der Baum, den er gepflanzet,

aufwächst, und mit Blättern sich bekleidet: was der Regen, die Erde, die Winde sind; entgegen der Philosoph findet allerorten viel unbegreifliches: er sieht es nicht ein, wie aus einem Kern die Aehre sich entwickelt: noch weniger, wie aus einem kleinen Saamen ein Eichbaum: ja fast unendlich viele erwachsen mögen, welche jeder Wasserfluthe den Trotz biethen, und Sturmwinde zu ermüden vermögend sind. Die Zergliederung eines Wassertropfen von dem Brunnen, eines Sandkörnleins von dem Boden, eines Sonnenstäubchens von der Luft, setzen alle seine Systeme in Verlegenheit. Die Unbegreiflichkeit ist also für den Gelehrten nichts neues; gleichwie wir nun von dem Daseyn der Schwere — der Federkraft — einer elektrischen Kraft, und so vieler andern Eigenschaften der Körper versichert sind: und zugleich ihre Wesenheit gar nicht einsehen; eben so kann mit aller Gewißheit ein übernatürliches Geheimniß sein Daseyn haben, obschon uns die Art, wie es damit zugeht, ganz unbekannt ist.

Uebrigens beklagt sich auch keineswegs die menschliche Vernunft über die Unbegreiflichkeit

gött=

göttlicher Geheimnisse, daß sie selbe, als ihr Recht sogar fodert. Wenn Gott (so scheint sich die Vernunft selbst zu sprechen) mir nichts anders offenbarte, als was ich selbst fassen kann, so wäre mir die Offenbarung überflüßig; jene Dinge können keine Geheimnisse seyn, worauf auch selbst meine Gedanken verfallen können. Gott wurde zu mir nicht als Gott reden, wenn nicht seine Sprache unendlich über meine erhaben wäre. Großer Gott, ich begreife schon von mir allein, daß die Unbegreiflichkeit den Charakter der Gottheit ausmachet. Genug: ich will nicht weitläuftiger diese Grundsätze beleuchten; meine Absicht ist itzt nicht so fast dem schon bekannten Gifte ein Gegengift zu bereiten, als das noch verborgene Gift zu entdecken; dieß zu verbergen, gebraucht man die sinnreichsten und feinsten Lügen.

Dritte Quelle der Verführung, gefliſſentliche Lügen. Ich verstehe darunter erstens, eine Verstellung Religion zu haben, um ihr mehr schaden zu können. So werden unsere Herren Philosophen, die immer über Gleißnerey losziehen, nicht selten selbst zu Gleißnern.

In dem Eingange ihrer Schriften bekennen sie alle Ehrfurcht gegen die H. Schrift, und allen Gehorsam gegen die Kirche zu haben. Der Leser, welcher wohlmeynend das Buch in die Hand nimmt, und ein unpartheyisches Urtheil darüber zu fällen denkt, glaubt aufrichtig jenem Versprechen, und beschuldiget gleich seine Ankläger. Vorzüglich auf zwey Arten stellen sich die Philosophen an, Religion zu haben. Die erste besteht in sehr bittern Klagen über jene, welche andere fälschlich beschuldigen, als wenn sie keine Religion hätten, welche, wie sie sagen, durch den Mißbrauch der Kritik immer ein so ungestümmes, und unmenschliches Getöß über den Mangel der Religion bey den Philosophen machen, an denen man vielmehr ihre hohe Denkungsart bewundern soll. Daher ziehen sie immer auch in ihren kleinsten Brochüren den vergifteten Sokrates, und noch mehr den verfolgten Galiläus hervor. Die andere Art besteht in gewissen Worten und Ausdrücken von einem ersten, vorsichtigsten, weisen Wesen, und in einer feyerlichen Bekenntniß, daß sie Christen und Katholiken sind.

Ich will eben nicht alle ihre Klagen widerlegen: ja ich bekenne selbst hoch und theuer, man müsse langsam und behutsam darein gehen, ehe man den christlichen Name jemanden will streitig machen: der üble Ruf keine Religion zu haben, ist schändlicher, als jeder andere: selbst von Heyden wurde er verabscheuet: auch sie verfluchten die stolzen und gottlosen Verächter der Menschen und der Götter. Ich bin auch weit von der finstern Einbildung jener entfernet, welche fast in jeder Lehre der Alten, oder Systeme der Neuern (ich weiß nicht zu was Nutzen) Atheisten oder Materialisten zu entdecken glauben. Ich möchte die Augen des P. Hardouin nicht haben, dem sich die Gegenstände bey dem Atheismus zu verdoppeln schienen. Ich lobe auch eine bescheidene Anmerkung eines itzigen guten Schriftstellers, der sich die Mühe giebt, so viele Stifter der philosophischen Sekten von dem Schandflecken zu befreyen; da vielleicht jenes berühmte eleusinische Geheimniß nichts anders, als die wahre und reine Religion war, welche durch das geheimnißvolle Stillschweigen der Weisen mitgetheilet, und niemals mit ganz hinweggezogenem Schleyer dem Volke entdecket wurde. Wer kann

es läugnen, daß in dem letzt verwichenen Jahrhundert, ja auch noch im gegenwärtigen, wo die neue Philosophie ausbrach, sich gewisse kleinmüthige fromme Seelen unbescheiden geärgert haben, da ihre Unwissenheit in der Physik in manchen Fällen jener Unwissenheit in griechischer Sprache des 15ten Jahrhunderts gleich kam. Ueberdas will ich jedem, der für die Religion sich annimmt, den Rath geben, sich gegen seine Gegner so zu betragen, daß sie niemals über den Mangel eines ruhigen Gemüths, der Höflichkeit und Liebe sich zu beklagen haben. Dabey kann ich es doch niemand verargen, wenn er der Sache den gehörigen Namen beyleget: wenn er den Betrüger einen Fuchs, und den so Gift ausspeyt, eine Natter nennet. Sager jenem Fuchse, ließ der Erlöser dem Herodes ausrichten (a); Ihr Natterngeschlecht, sagte er den Pharisäern ins Angesicht (b). Auf diese Beyspiele, und auf so viele meine Protestationen trage ich kein Bedenken, jene oben erwähnte Arten einer verstellten Religion Lügen zu nennen.

Denn

(a) Luc. 13, 23. (b) Luc. 3, 7.

Denn ich rufe den Herrn zum Zeugen: ich berufe mich selbst auf euren Glauben, eure Einsicht und Ueberzeugung; ist heut zu Tag das Uebel so vieler Bücher, welche die Religion verwerfen, etwa so zweifelhaft, oder so unbedenklich, daß man sie besser auslegen, oder mit Geduld ertragen könnte? Mit welchem Grunde, wie und wo sollen sich immer einige unterstehen, die Klage zu erneuern, daß man mit Unrecht die Philosophen verfolget und bestreitet, welche doch aus Mitleiden gegen uns die menschliche Vernunft zu vertheidigen sich annehmen? Soll es etwa genug seyn, die Kritik nicht zu misbrauchen (a), wenn die Rede z. B. von einem Buche ist, welches den ganzen Unterschied des Menschen von den Thieren in der physischen Empfindlichkeit, oder in dem Vermögen materielle Eindrücke in der Seele zu leiden, wie auch in dem Unterschied der Klauen und Finger setzet: von einem Buche, welches alle geist-

liche

(a) D'Alembert Mélanges de littérature, d'histoire & de Philosophie, Tome quatrieme. Amsterdam 1763.

liche und weltliche Mächte wider sich aufgebracht, welches selbst der Verfasser zweymal hat widerrufen müssen, und wie ich hoffe, hat widerrufen wollen? Von so einem Buche nur kalthin sagen, daß man mit dem Verfasser (und also im Verstande desselben) jenes darinn verwerfe, was verwerfungswürdig darinn seyn mag (wodurch einer gar nichts verwerfen dürfte, wenn er nichts verwerfliches darinn zu finden glaubte): dann aber genau die vielfachen Auflagen des Buchs bemerken, und den feinen Witz und guten Geschmack des Verfassers anrühmen: endlich mit einer bißigen Wuthe über jene losziehen, welche die ersten das Buch bestritten, und selbst durch ihr ungereimtes Geschrey einen trübsinnigen Grübler bekannt gemacht, welchen sonst die Philosophen zu nennen sich kaum gewürdiget hätten?

Ich weiß, daß man in jener Rede über Misbrauch der Kritik in den Religionsmaterien auch den schönen Einwurf anführet: **Der Glaube ist eine Gabe Gottes**; und dieß hat

seine

seine Richtigkeit; aber man schließt daraus, es folge für die Gesellschaft keine andere Pflicht, als daß man in andern diese köstliche Gabe in Ehren halte: daher mußte man nach diesem Author zwar jenem den Hut abziehen, welcher damit bedecket die Meß anhören wollte: doch dürfte man einen Bürger, welcher dem Monde opfern wollte, nicht im geringsten stören. Indessen erlaube mir der Herr Author, welcher in der That ein großer Mathematiker ist, anzumerken, daß der erwähnte Beweiß einen sehr seichten Trügschluß enthält: denn wenn der Glaube eine übernatürliche und unverdiente Gabe Gottes ist, so macht er zugleich eine verdienstliche und freye Uebung unseres Willens aus; die Beweggründe der Glaubwürdigkeit, welche die Offenbarung für sich hat, sind so häufig und klar, daß, wenn jemand selbe mit seiner natürlichen Vernunft nicht erwägen, oder mit seiner natürlichen Freyheit ihnen nicht folgen will, sich doch immer schuldig und würdig einer Bestrafung machet. Uebrigens wird jener Schluß: Der Glaube ist eine Gabe Gottes, die man nicht verdienen

kann,

kann, in einem schönen Büchchen als neue vorgetragen; man kann ihn aber als einen abgenutzten Einwurf bey dem Ehrwürdigen Kardinal Bellarmin (a) angeführt und widerlegt finden.

Es verdient auch nicht mehr Glauben jener anderer Beweis, den die Philosophen durch die Belobung der göttlichen Schrift, und anderer heiliger Dinge von ihrer Heiligkeit geben wollen. Und warum? weil sie bald selbst darauf jenem Lobe widersprechen. Man weißt schon, wie zween dieser schätzbarsten Herren (an derer Religion man gewiß ohne Mißbrauch der Kritik zweifeln darf) ganz einstimmig, wie ein großer Vertheidiger von ihnen schreibt, die Reinigkeit des Evangeliums anpreisen, dessen unnachahmliche Schreibungsart der ganzen jüdischen Hartnäckigkeit zu Herzen redet, und seine Salbung fühlen macht: dessen Sittenlehre für jede Gesellschaft von was immer für einem Gesetze die nützlichste ist, so daß der wahre Nazaräer ein vollkommener Philosoph seyn muß.

Allein

(a) Bellar. Tom 2. de Laicis, L. 3. c. 22. n. 12.

Allein man weißt zugleich, wie nachmals einer aus ihnen das Evangelium so herabsetzt, als wäre es dem Begriffe der Ehre, so die Leidenschaft der Helden ist, entgegengesetzt, und wäre nur geschickt, schlechte und niederträchtige Leute zu bilden. Der andere klaget das Evangelium als ein abgeschmacktes Buch an, welches Sachen enthält, die kein Mensch, so bey Sinnen ist, sich einbilden, und zulassen kann.

Geräth es ihnen nicht gänzlich für so Glaubige und Fromme angesehen zu werden, als sie wünschten, bestreben sie sich mit den ausgesuchtesten Kunstgriffen, wenigst nicht so böse und ohne Religion, wie sie sind, zu erscheinen. Ich will aus sehr vielen solchen Kunstgriffen nur einige in der Kürze berühren. Es ist ein Kunstgriff jenes, zu dem sie andere überreden wollen, so vorzutragen, als wären sie ganz gleichgültig und unpartheyisch, oder als hätten sie nur gewisse Bedenklichkeiten und Zweifel, welche in mässigen Lesern immer einen grossen Eindruck machen. Es ist ein Kunstgriff, viele Einwürfe zusammenzuhäufen,

fen, und die Beantwortung zu verschweigen, oder die Einwürfe wohl ins Lichte zu setzen, und die Antworten zugleich mit schwachen Worten zu verfinstern. Es ist ein Kunstgriff die Beweise von einem Satze der natürlichen oder geoffenbarten Religion anführen, und da man nicht wohl alle verwerfen kann, nur einen für genug stark angeben: die übrigen aber als schwache verachten, obschon sie eben so wichtig sind: da es dabey bekannt ist, daß eben diesen Beweis entweder andere ihre Gesellen, oder sie selbst in einem andern Werke, ja wohl auch in dem nämlichen, nachdem sie eine zeitlange die Aufmerksamkeit des Lesers zerstreuet haben, wiederum verachten und verwerfen. Es ist ein Kunstgriff eine Hypothese von einem nur eingebildeten Stande, wo den Leser nichts irret, annehmen, und dann im Fortgange von der Ausübung in einem reellen Stande so reden, daß die ganze Religion dabey leiden muß. Es ist ein Kunstgriff die Gottlosigkeit in dem größten Buche lehren, und dann selbe in einer Periode widerrufen. Es ist ein Kunstgriff, ärgerliche Vordersätze machen, und die nothwendig darausfolgende Schlüsse verschweigen,

oder verneinen. Es ist ein Kunstgriff, anderen beweisen wollen, daß die Religion durch Widersprüche mit der Vernunft streite, und doch diese jener um für glaubig angesehen zu werden unterwerfen wollen. Es ist ein Kunstgriff, eine gewisse Klugheit sich anmassen, mit welcher man aus Ehrfurcht gegen die Religion nicht frey reden mag: aber dabey redet man zugleich und schweigt; man macht den Leser mit einem Geheimnisse von Figuren und Anspielungen mehr denken, als man sagt. Es ist ein Kunstgriff, sich eine Furcht für die gute Sache des Christenthums, als wäre sie zimlich schwach, ansehen lassen. Es ist ein Kunstgriff, sich immer mit Eifer auf jene Bücher berufen, welche nach ihrem Urtheile die Religion übel vertheiget haben: und zugleich jene stets verschweigen, welche nach jedermanns Urtheil selbe bestens vertheidigen. Ein Kunstgriff ist es, die Namen verwechseln: man schreibt vom Heydenthume, vom Aberglauben des großen Lama der Tartarn, von den Götzendienern der Cybele, von den Wundern des Aeskulaps, wie er mit Tafeln von erleuchteten Augen, oder geheilten Beinbrüchen umgeben wird; und versteht dar-

unter unser Christenthum, unsern Gottesdienst, unsern Pabst, unsere Priester, unsere an Wundern blühenden Heilige, wozu man den Lesern heimlich, doch sicher den Schlüssel um verstanden zu werden in die Hände giebt. Es ist ein Kunstgriff, andächtige Männer und Weiber mit freydenkenden Männern und Weibern in Unterredungen einführen, und selbe so einleiten, daß itzt der unwissende Caplan, itzt der fanatische Missionnair, itzt der ausgehöhnte Mönch mit Schande unterliegt: entgegen das philosophische Frauenzimmer, der über alle Vorurtheile erhabene Hofmann, der belesene Beamte siegen. Daher entspringt ein anderer Kunstgriff, daß man seine eigenen Meynungen in fremden Mund legt, und die Leser von Rom nach Ispahan, von Paris nach Pekin überträgt. Aber was liegt daran, ob die Lehrmeister des Irrthums Persianer oder Chineser sind, wenn man selben nur tief den Europäern einflößet? Dieß ist ein alter Kunstgriff. Auch Julian (a), da er noch nicht offenbar

(a) In disputationibus, quos cum Fratre habebat, plusquam æquum erat pro ethnicis contendens (hoc quidemæ prætxtu, quasi inferiorem doctrinam

tar ein Abgötterer war, gab vor, daß er nur in der Person anderer, und nur den Verstand und die Beredsamkeit zu üben, das Christenthum bestreite, und die Abgötterey vertheidige. Es ist dieß ein alter und sehr schlechter Kunstgriff. Photius nennte ihn eine Schutzwehr der Schwachen (a); es braucht nur wenig Aufmerksamkeit, so einen Betrug wahrzunehmen; man kann solchen Leuten jenes zu verstehen geben, was Gerson, Kanzler von Paris, einem dergleichen sagte: Du hast geredet, wie ein Jud: nun wirst du widerrufen, wie ein Christ (b).

Eine beflissentliche Lüge findet man, zweytens, in der Sittenlehre der Philosophen, in welcher sie alle Gebothe und Räthe des Evangeliums beyseits setzen, um selbe nur nach der Vernunft zu behandeln, obschon sie das Evangelium gänzlich auszuschließen sich bestreben. Da sie den Menschen belehren, seine Laster untersuchen, und seiner Glückseligkeit nachforschen wollen,

nam exercitationis causa tueretur: cæterum revera adversus veritates se ipsum exercens). S. Greg. Naz. Orat. 3 adversus Julianum. (a) Phot. Bibl. cod. 106. (b) Jo. Gersonius contra Romantiuma Rosa. Tom. 3, p. 1.

ſetzen ſie ihre Erklärungen und Grundſätze voraus: bringen darauf die Lehrſätze an, und fügen Zuſätze bey; proteſtiren aber immer, daß ſie bey ihrer ganzen Moral nichts von dem Evangelium, oder der Offenbarung melden, und ſich nur inner den Gränzen der Vernunft und Natur halten wollen. Ja ſie möchten ſogar zum allgemeinen Beßten kleine Katechismen von einer blos philoſophiſchen Sittenlehre verfertigen, ſelbe den Kindern in die Hände geben, und nur damit das menſchliche Geſchlecht erziehen.

Ich will eben die moraliſche Philoſophie aus der Zahl der freyen Künſte nicht ausſchlieſſen, für welche man in allen wohl eingerichteten Univerſitäten eine Kanzel findet; ich halte ſie vorzüglich für einen Kavalier ſehr angemeſſen: er kann daraus erlernen ſein Wort zu halten, ſeine Schulden zu zahlen, ſich nicht zu überheben, treu, gerecht, dankbar, freygebig, großmüthig zu ſeyn. Aber dabey bleibt doch immer dieſe moraliſche Philoſophie, in ſich ſelbſten betrachtet, zweifelhaftig, finſter, arm und eingeſchränkt.

Es gab ſchon einige, welche behaupteten, daß man die Tugend zu erlernen, nur die Dialogen

logen des Plato, die Anmerkungen des Markus Aurelius, die goldenen Verse, so man dem Pythagoras zueignet, die Commentarien des Hierokles lesen darf. Allein dergleichen Reden sind schon gründlich in einem vortreflichen Werke des P. Baltus von der Moral der heydnischen Philosophie (a) widerlegt worden. Es ist eine Schande, sagte der heilige Clemens von Alexandria, nach der Ankunft Christi die Lehrer der Moral in Griechenland und Jonien aufzusuchen (b). Wenn Plato und Aristoteles aufstunden, schrieb der heilige Augustin (c), wurden sie über die Reinigkeit unsers Gesetzes, und über die Veränderung der Sitten erstaunen.

Aber sey es: man verlege sich nur auf die Moralphilosophie der Heyden; auch ich habe den Thales, Sokrates, Zeno, Aristoteles, und die übrigen heydnischen Weisen in Ehren; aber selbe so erheben und anpreisen, als wären sie allein weise, ist kein Zeichen eines gegen die christliche Lehre wohl geneigten Her-

(a) Jugement des SS. Peres sur la Morale de la philosophie Payenne, à Strasbourg 1719. (b) Clem. Alex. in Protrept. (c) Lib. de vera Relig. c. 3.

zens. Der heilige Augustin, welcher einsmal gern die Platonischen Redner anhörte (a), schrib, da er alt wurde, in seinen Widerrufungen: Selbst das Lob, mit welchem ich den Plato, die Platoniker, die akademischen Weltweisen mehr erhöhte, als es sich für gottlose Menschen geziemte, mißfällt mir nicht unbillig, besonders da man wider ihre große Irrthümer die christliche Lehre vertheidigen soll (b).

Man kann wohl manche Fragen ordentlich zu beantworten, auf eine Zeit das Evangelium beyseits setzen, oder die Vernunft von der Offenbarung unterscheiden; dieses thun täglich eure Lehrmeister geschickt in den Schulen; das Uebel besteht darinn, daß man Offenbarung damals beyseits setzet, wo sie, gemäß der Verbindung der Wahrheiten sollte angeführt werden, und daß man sich beygehen läßt, man könne alles auch wider die christliche Lehre sagen, wenn man nur protestiret, daß man nicht theologisch, sondern nur philosophisch, politisch, menschlich reden

(a) Lib. de vera relig. c. 3. in fine.
(b) Retract. L. 1, c. 1.

reden wolle. Beständig die Religion und alle ihre Tugenden absöndern, ohne sie jemals zu nennen, fällt mir verdächtig, und setzt mich in Furcht, ob es nicht so viel sey, als selbe gänzlich ausschließen. In der That geht ihre Absicht dahin; und daher nennte ich dieses ihr Verfahren eine geflissentliche Lüge.

Gewiß, wenn man in der Sittenlehre so beständig die Religion beyseits setzet, handelt man wider alle Methode, und ich wußte nicht, was mam für eine Wissenschft so ungeschickt behandle. Kein Mathematiker wagt sich über die Auflösung einer Aufgabe, daß er die sicherste und kürzeste Theorie beyseits setzet. Kein Liebhaber der Alterthümer bestrebt sich so die Innschrift neuer Münzen auszulegen, daß er auf die gewissen schon erfundenen Urkunden keine Rücksicht hätte. Die Philosophen wollen die Menschen unterweisen, wie sie sollen tugendhaft, und wie sie können glückselig seyn. Allein wenn uns das einzige Evangelium die wahre Tugend gelehret hat, warum soll man sich niemals darauf beziehen? Wenn Gott unsere einzige wahre Glückseligkeit ausmacht; warum soll

man von ihm niemals was melden? Man will das Recht der verderbten Natur, und niemals das Recht des göttlichen Gesetzes untersuchen, von welchem jenes verbessert wurde. Man will die Kräfte der Begierlichkeit berechnen, und niemals auf die Kräfte des Gebeths sehen, mit welchem die Gnade verbunden ist.

In der That zieht diese so schändliche Beseitigung der Religion in der Ausübung wenigst eine schädliche Ausschließung der erhabensten Grundsätze des Evangeliums nach sich. Untersuchen nur die Leser nach langem Umgange mit solchen Büchern ihre Gedanken, ob sie nicht selbst unvermerkt zu Naturalisten wurden, ob sie nicht itzt einen Numas Pompilius, wie den Moyses, einen Pythagoras, wie den heiligen Paulus, einen Fabrizius, Sokrates und Markus Aurelius wie den heiligen Petrus und die Apostel ansehen? ob sie nicht das Priesterthum Aarons mit dem Götzendienste des Apis, das Heiligthum von Jerusalem mit dem Tempel von Memphis, die Vestalinnen von Rom mit den Jungfrauen in unsern Klöstern, die Flaminen und Darwischen mit unsern Leviten und Diakonen in Vergleich

ſetzen? Kurz, ob ſie nicht ſo denken und reden, als wenn für uns nicht ein allgemeiner Erlöſer gebohren und geſtorben wäre? Der Erlöſer wird von einem dieſer großen Geiſter niemals anders, als der Geſetzgeber der Chriſten genennt: den Namen Jeſus Chriſtus findet man nirgends in ſeinen Schriften: den Namen, welcher über jeden Namen iſt, dem ſich alles, was im Himmel, auf der Erde, und in der Hölle iſt, beuget, den Namen, in welchem allein das Heil iſt, dieſen ſüßen und heiligſten Namen, welcher das Vergnügen, das Licht, den Frieden, die Hoffnung aller Wanderer ausmacht, welchen ich hitzig wünſche, daß ihn mit bußfertigem Herzen in den letzten Athenzügen jener Unſelige anrufe, der ſich heute ſcheuet, ihn mit ſeiner Feder zu ſchreiben.

Ich nenne drittens eine gefliſſentliche Lüge jenes dem vorigen ähnliche Beſtreben der Philoſophen, die Frömmigkeit aller, die nicht katholiſch ſind, mit übertriebenen Lobſprüchen zu erheben, ſie mögen Ketzer, Abtrünnige, Abgötterer, oder auch Gotteslängner in einer eingebildeten Republik ſeyn. Das goldene Alter,

wenn man sie höret, ist nicht mehr fabelhaft: man darf nur gewisse Berge übersteigen, oder gewisse Meere überschiffen, selbes zu finden: ein ganzer Chor der Tugenden wird dir in jenen äussersten Ufern, und bey dem Eingange in jenen Hafen entgegen kommen, wo die Freyheit ihre Zuflucht, und die Vernunft ihren Wohnsitz hat, da sie anderswo gefesselt leben.

Ich will nichts von der Einrichtung anderer politischen Regierungen sagen, weil diese Materie meinen Stoff nicht berühret: ich will auch den Handlungsvölkern die öffentlichen und gesellschaftlichen Tugenden, deren sie zu ihrem Vortheile bedürftig sind, nicht streitig machen; ich will es gestatten, daß die Treue der Verträge in einem Meerporte größer, als bey der Handlung in unsern Krämerläden sey; ich will nicht einmal den innerlichen Geist mancher so hoch gepriesenen Tugenden, und die Absichten untersuchen, warum man gegen gewisse sonderheitliche Personen so gütig und freygebig sich zeiget. Ich erkenne die natürliche Anständigkeit, und halte wackere Leute in Ehren, von welchen ich bey anderer Gelegenheit mehr handeln

werde.

werde. Da begnüge ich mich allein zu behaupten, daß jene Lobreden von einer gleichsam allgemeinen Frömmigkeit bey den Nichtkatholiken übertrieben sind.

Die Herren Philosophen wissen doch, daß daß die Prädikanten selbst nicht minder in ihren Büchern, als von ihren Kanzeln immer das größte Geheul über die verwirrteste Unordnung der Sitten führen: sie wissen, daß ihre Pastoren mit den traurigsten Klagen darüber weynen, und daß vor kurzer Zeit der ansehnlichste abtrünnige Prälat der größten Handlungsstadt der Welt den Vorhang von so vielen geheimnißvollen Boßheiten mit einem öffentlichen Kreisschreiben hinwegzog, daß sich darüber nicht nur seine Insulaner, sondern auch alle Europäer entsetzten, und erschracken. Sie wissen, daß wenn die Gesitteten und Adelichen sich noch mäßigen, und die äusserliche Anständigkeit des Lebens behalten, der unverschämte Pöbel sich in allen Unflath viehischer Laster versenke: daher mußten die Obrigkeiten jenes volkreichen und mächtigen Reiches ausserordentliche Verordnungen ergehen lassen, und die Natur, welche sich

darü-

darüber entsetzte, zu vertheidigen. Sie wissen, wie sich so die Sünden anhäufen müssen; denn wenn die Begierlichkeit nach verbothenen Gelüsten unter jenen, die selbe bestreiten müssen, so stark ist; was wird sie für eine Macht bey denen haben, welche sie beynahe reitzen dürfen? Wenn jener, welcher eine unglückliche Ewigkeit zu fürchten hat, so schwach ist: wie stark mag jener seyn, welcher nichts, als das Gegenwärtige fürchtet? Da sie nun alles dieses wissen, und doch die Frömmigkeit und gute Sitten dieser Leute also erheben, so handeln sie ja nicht nach der Wahrheit.

Wie sorgfältig entgegen raffen sie alles zusammen, was das reineste Ansehen unsers heiligen Gesetzes herabsetzen mag. Stirbt etwa ein Gottloser unbußfertig, besingen sie ihn, als einen Helden, welcher in den Todesängsten sich ganz ruhig und vergnügt erzeigte, und doch spotten sie über die Süßigkeit des Todes der Gerechten. Wenn ein Unglaubiger mit trotziger Miene, und einer verzweifelten Hartnäckigkeit der Richtstatte entgegen geht, zeichnen sie ihn in den Jahrbüchern der Gotteslängner als einen Blutzeugen

auf,

auf, obschon ihnen der Beweis unserer Religion, nicht hinreichend scheint, den man von so unzähligen Christen herleitet, welche frohlockend den wilden Thieren entgegen gegangen, und die Erde mit ihrem Blute befeuchtet haben. Sie lehren täglich die Duldung, warum dulden sie alles, nur das Evangelium nicht, auch nachdem sie es selbst gelobt haben? Wenn jede Religion gut ist, warum verfolgen sie nur die christliche, auch nachdem sie sich selbst dazu bekennen?

Ich nenne **viertens** eine geflissentliche Lüge das übertriebene Ansehen, welches sich die Philosophen oft im Schreiben zumuthen. Sie zweifeln selbst an einer Sache, und doch behaupten sie selbe; sie wissen etwas nicht, und doch lehren sie es: sie fürchten sich vor den Einwürfen, und trotzen darüber; sie schätzen innerlich manche christliche Lehrer, und schmähen darüber; sie erheben die Kritikerruthe mit stolzen Augen, und wollen alles mit ihrer Gelehrsamkeit in Schrecken setzen; sie wollen sich bey dem Leser einen grösern Kredit machen, da sie ihm auf eine noch tiefere Einsicht geheimnißvoll deuten: da sie unruhig in allen Wissenschaften

herumfahren, da sie durch den Misbrauch der mathematischen Methode an der Oberfläche viele Gründlichkeit zeigen, da sie die Chronologie der Chineser, die Astronomie der Assyrier, die Hieroglyphen der Aegyptier, die Cosmogenien und Theogenien der Griechen verwirrt untereinander werfen. Sie streuen in jedem Kapitel und in jedem Absatze so einen Dunst einer gelehrten Größe aus, und brüsten sich so viele Kenntnissen zu besitzen, daß sie wie die Heiligen im Himmel schon alles begrieffen zu haben scheinen wollen: oder als wenn sie selbst im Himmel eine Kanzel erhalten hätten, dort die Engel in Wissenschaften zu unterrichten, wie der heilige Augustin sich über dergleichen stolze Geister ausdrücket (a).

Ein großes Wunder! das Leben ist so kurz, und die Kunst so lang. Jede freye Kunst hat durch die Entdeckungen so große Erweiterung, und jede noch lebende Sprache durch viele Beobachtungen so eine Feinheit erhalten, daß ich eine einzige Wissenschaft recht zu besitzen, und eine ein-

(a) Unde tanta etiam superbia gignitur, ut in ipso cœlo, de quo sæpe disputant, habitare videantur Aug. lib. de mor. Eccl. cat. cap. 21.

einzige Sprache wohl zu reden, keine geringe Furcht von dem emsigen Wachen eines Gelehrten zu seyn glaube, und doch durchblättere man ein Büchgen von diesen allgemein gelehrt seyn wollenden Herren; und man wird darinn nicht nur jede Sache berührt, sondern auch erklärt finden. Sie sind Geometer, Metaphysiker, Rechtsgelehrte, Dichter, Grammatiker, Baukünstler, Mahler, Ingenieurs, Kaufleute, Bauern. Im nämlichen Author beschreibt man die Genealogie der Patriarchen und der Insekten: man redet von der Unfehlbarkeit der Päbste, und von der Einpfropfung der Blattern: man legt die Streitigkeiten bey, nicht nur von der göttlichen Gnade, sondern auch von der wälschen und französischen Musik. Meinetwegen sey ihnen immer erlaubt mit kurzen artigen Absätzen was immer für eine noch so verwickelte und lange Frage zu schlichten, wenn sie nur die Religion in Ehren haben.

Was zu bedauren ist (ich rede nicht von jedem Autor und Buche, sondern betrachte selbe insgesammt in einem Haufen), so greifen sie am Ende mit Gewalt und Wuth die Hauptsätze

der

der Religion an, und wollen ganz ungläubig scheinen, d. i. Gottloser (wie jemand anderer beobachtete) als sie seyn können. Das Evangelium ist eine Einfalt: die Offenbarung ein für die Vernunft unanständiger Scherz: das Naturgesetz eine Politik das Volk im Zaume zu halten: das Leben ein Traum, die Seele ein Hauch, der Mensch eine feiner zusammengesetzte Maschine, als die Thiere sind: die Tugend und das Laster Begriffe, die sich willkührlich ändern lassen, wie man die Kleider nach der Wärme und Kälte verschiedener Länder ändert: alle Uebungen der Andacht nur Vorurtheile der Kindheit, und Aberglauben der Unwissenheit: Gott ist ein gar zu großes und über die Menschen zu sehr erhabenes Wesen, als daß der Mensch ihn beleidigen könnte.

O Herr! wenn ich diese Gotteslästerungen ausspreche, wie fürchte ich, daß ich nicht meine Lippen damit beflecke! Reinige wiederum meine Zunge; du bist mein Zeuge, daß ich diese Thorheiten nicht anführe um zu zeigen, daß ich die Sprache der Gottlosen verstehe. In ihren Rath nicht zu kommen, floh ich sie von meiner

Kind-

Kindheit: ich weiß, daß sie Lügen reden, daß sie auf dem pestilenzischen Stuhle der Spötter sitzen, und daß ihre Lippen von dem Nattergifte triefen; ich wünschte ihre Sprache nicht zu wissen; aber, o Herr! wie sollte ich selbe bey dem großen Geräusche, das sie erwecken, nicht hören?

Indessen beobachtet, geliebte Zuhörer, zu was für ein Uebermaß der Thorheit, der Vermessenheit und des Hasses gegen Gott die heutigen Freygeister gekommen sind! Wann gab es jemals so einen Lasterhaften, auch selbst unter den heydnischen Philosophen, die ihrem verworfenen Sinne überlassen waren, welcher dergleichen ausgesuchte Gottlosigkeiten geredet oder geschrieben hat? Und dabey rühmen sich die Bücher jener Freygeister, daß nur in ihnen die erhabenste Aufklärung, Größe des Witzes, Weitschichtigkeit der Wissenschaften, Stärke des Geistes, Entwicklung der Vernunft, Fortgang in der Weltweisheit mag gefunden werden; alles ist bey ihnen gewiß, alles augenscheinlich, was immer der andächtige Pöbel, der sich so dumm täuschen läßt, dagegen einwendet. Und doch ist dieses ganze gelehrte Aussehen, diese vorgegebene

Gewißheit der Sätze nur verstellt, und gekünstelt: sie selbst merken es genug, daß sie die Wahrheit nicht schreiben: sie selbsteu werden immer von einer innerlichen Stimme, wie die Metaphysiker anmerken, von dem Daseyn Gottes, von einem innerlichen Unterschiede des Guten und Bösen, von der Vortreflichkeit des Geistes, der sie beweget, genug überzeuget: sie fühlen es selbst in ihnen, daß ihr Geist zu einer weit höhern Ordnung der Güter müsse erschaffen seyn, als die Seele der Hunde, mit denen sie scherzen, oder der Pferde, von welchen sie in der Kutsche geführet werden.

Allein die großsprechenden Beweise ihrer wohl erkannten Irrthümer streiten nicht nur wider ihre eigenen Gesinnungen, die sie als Menschen haben, sondern auch wider die Grundsätze, welche sie als Philosophen halten. Jeder weiß es, daß heut zu Tage bey ihnen der Pirrhonismus zur Mode geworden; fragte man sie, mit was für einer Sekte der Philosophen sie es halten, wurden sie billig antworten, daß sie Sceptiker sind, und an allen Sachen zweifeln. Wenn sie aber Sceptiker sind, wie werden sie auf ein-

mal dogmatisiren? wenn sie alles in Zweifel ziehen, wie bestimmen sie dann wiederum alles? wenn sie bekannte Sachen läugnen, wie erkennen sie die verborgenen? wenn sie nichts ergründen mögen, wie lehren sie doch alles? In der That ist ihr Pirrhonismus etwa nur ein Stolz, oder ein witziger Einfall um die Bewunderung anderer zu gewinnen, wie bey dem Arzesilas, Karneades, und übrigen Sceptikern. Diese läugneten die augenscheinlichsten Dinge, um mit ihren albernen Sätzen das athenienssische Volk zu loben, welches von der öffentlichen Schatzkammer zwar mit Brod, aber nicht immer mit Schauspielen versehen war (a), und daher sich müßig um jene wunderliche Leute anhäufte, welche, da sie mit ihnen redeten, noch ihr Daseyn in Zweifel zogen, und da sie öffentliche Lehrer abgaben, doch behaupteten, daß sie nichts wissen, und nachdem sie erwiesen nichts zu wissen, zeigten sie noch darüber, nicht einmal zu wissen, ob sie nichts wissen; und da fand das Volk bey diesen albernen Trugschlüssen, wie bey

(a) Crousaz Examen du Pyrrhonisme, P. I. Sect 2. pag. 17.

den Kämpfern, und Wettrennern seine Belustigung.

Aber der Sceptizismus der heutigen Philosophen ist eine nothwendige Folge ihres Unglaubens an die Offenbarung. Ein Mensch, welcher seine Augen jenem himmlischen Lichte schließt, welches der barmherzige Gott sich würdigte in uns aufgehen zu lassen, wird ganz blind: er stößt überall an, und fällt. Es stellen sich seinem Verstande Sachen dar, welche er ohne göttliche Offenbarung nicht erklären mag. Ja selbst der Mensch, wenn man die Erbsünde nicht zuläßt, wird sich selbst zu einem Widerspruch und Räthsel; bleibt in ihm eine Vernunft übrig, so wird doch selbe (neben dem, daß sie für gewisse Wahrheiten zu schwach ist) von der Eigenliebe, von dem Partheygeiste, von der Hoffart, und andern Leidenschaften, welche immer von dem tiefen irdischen unreinen Herzen dicke Nebel erheben, sehr geschwächet und verfinstert. Daher entsteht die seltsamste Abwechslung der Meynungen in unsern Philosophen.

Oeffnen wir ihre Bücher. Der Atheist läugnet Gott; der Theist läßt einen Gott ohne Vor-

sicht

ficht zu, welches zwar eben so viel ist, als Gott läugnen; denn trägt er für die Bedürfnisse seiner Geschöpfe keine Sorge, weil er ihnen nicht helfen kann, so ist er nicht allmächtig: oder weil er selbe nicht weiß, so ist er unwissend, oder weil er ihnen nicht helfen will, so ist er grausam, und also kein Gott. Der Naturalist (wenn man ihn von einem Atheisten oder Theisten je unterscheiden kann) nennet nichts als die Natur, und die untergeordneten Ursachen: weiter will er seine Gedanken nicht erheben. Dieser saget, daß die Materie denket: jener begnüget sich zu sagen, daß sie denken kann: dieser hält die Materie für unerschaffen: jener zwar für erschaffen: aber dann läßt er sie dem blinden Zufalle über; dieser macht die Materie selbst zu einem Gott, wie Spinozza: jener läugnet ihr Daseyn, wie die Idealisten. Dieser läßt nur eine materielle und sterbliche Seele zu: jener macht sie zu einem Geiste, aber nicht einem unsterblichen; dieser hält den durch Leidenschaften verderbten Menschen für den beßten und vollkommensten: jener beschimpft ihn als das schlechteste und unvollkommenste Geschöpf aus allen. Dieser behauptet, der natürliche Zustand des Men-

schen sey der Krieg, jener aber ein wildes Leben in den Wäldern; dieser eignet dem Menschen Freyheit zu: jener nimmt sie ihm wiederum; dieser macht selben fähig eines Verdienstes, und einer Schuld; und also auch einer Belohnung oder Bestrafung: jener aber will eine sowohl, als die andere verneinen, wie es ihm beliebt. Dieser läugnet, es gäbe auf der Welt eine Tugend oder Laster: jener läßt zwar beyde zu: ja er will sie, wie die Grade der geographischen Breite messen; denn die Tugenden und Laster in Asien sind nach ihm von den Tugenden und Lastern in Afrika innerlich verschieden: oder wenigst redet er so von selben, als wären sie verschiedene Pflanzen, wie Hanf, und Aloe.

O Gott! Was ist dieß für eine Verwirrung! Diese Leute sind ja Kranke, welche ihren mit Schmerzen behafteten Leib in dem verdrießlichen Bette von einer Seite auf die andere immer herumwälzen: es sind Leute, so einen Eckel an dem Essen haben, und bald diese, bald jene Speise verkosten, und wiederum von sich stoßen: sie sind wie Mahler, welche das Gemäld immer verstreichen, oder wie Bauleute, welche immer bauen

und

und niederreiſſen; ſie merken, daß ſie immer andern misfallen, und misfallen ſich endlich ſelbſten. Manches Buch ſcheint einem gewiſſen Tempel gleich, welchen Jemand der Göttinn Ruina geweihet hat, von dem man ſagen konnte, jede Wande ſcheint zu krachen, das Dach drohet den Umſturz: alle architektoniſche Theile liegen in den Gängen zerſtreuet, oder hangen von den äuſſerſten Randen fallend herab. Das Auge müßte in dieſer ausgeſuchten Verſtaltung immer den Umſturz befürchten: das Ohr hörte beynahe ſchon das Krachen; alles ſchien nur durch eine glückliche und unerwartete Zuſammenſtoſſung von dem Falle ſich noch zu erhalten. So iſt auch der Bau mancher neuen philoſophiſchen Werke von einer ganz verwirrten Ordnung. Ich will es nicht läugnen, daß gleichwie man in jenem baufälligen Tempel eine ſchön zugehauene Säule, ein artiges Fußgeſtell, den Arm oder Rucken einer Statue, welcher eines Polykletes oder Phydias wäre würdig geweſen, unter den Trümmern ſehen konnte: auch in jenen Büchern manche ſchöne Kapitel, und künſtliche Abſätze vorkommen; da findet man eine tiefſinnige Betrachtung von der ernſthaften und ſchweren

dorischen Ordnung, dort, und zwar häufiger muntere Beschreibungen von der weibischen korinthischen Ordnung.

Nehmet mir dieses Gleichniß und Bild, so was poetisches hat, nicht übel: es dienet eine in sich sehr wichtige Sache zu erklären; ich will dadurch sagen, daß alles in diesen Büchern nicht auf gutem Fuße steht: ihr könnet es selbst aus ihren Titeln wahrnehmen: nach den unglücklichen Versuchen von zwey oder drey ganzen Systemen des Unglaubens, die sie drucken ließen, und gleich zu Boden gerissen sahen, weil sie entweders eine zweydeutige Erklärung eines Worts, oder eine falsche Voraussetzung, oder eine willkührliche Foderung zum Grunde hatten, geben sie nun nichts anders, als fliegende Blätter, kleine Versuche, abgehackte Reden heraus: itzt setzen sie ein Wunder in Zweifel: itzt machen sie sich über eine Tradition lustig: itzt streiten sie einen Beweis an. Kurz, sie drucken nur ihre Gedanken, welches auch ein Träumender thun kann, nicht ihre Vernunftschlüsse, so allein dem Wachenden eigen ist: sie hängen also nicht zusammen: sie stimmen weder unter einander, noch mit sich selbsten überein.

Der heilige Hilarius verfertigte mit seiner Feder (welche sich nach dem Ausdrucke des heiligen Hieronymus wohl für die gallische Ernsthaftigkeit schickte) eine Schrift an den Kaiser Constantius, dem Beschützer der Arianer, über die vielen immer neuen und verschiedenen Glaubensbekenntnisse, welche die Arianer, gemäß ihrer immer neuen und veränderlichen Lehre aufsetzten. Es scheint uns (sind seine Worte) sehr gefährlich, und auch ein großes Elend zu seyn, daß es itzt so viele Glauben, als Willen, so viele Lehren, als Sitten, so viele Quellen von Gotteslästerungen, als Laster giebt. Man beschließet nur jährliche oder monatliche Glaubensbekenntnisse von Gott; man bereut es gleich wiederum, was man beschlossen hat; man vertheidiget einige: gleich verflucht man die Vertheidigten; man verdammet in den seinigen andere, oder in andern die seinigen: man beißet, und reibet einander auf (a). Allein es wird noch weit mehr von unsern Philosophen heut zu Tage wahr, daß sie nur einen jährlichen oder monatlichen Glaube haben.

(a) Lib. ad Constantium Aug. pag 343. Paris. 1603.

Ein gelehrter und hitziger Freygeist sagte einsmal (wie man mir hinterbrachte) einer vertrauten Schaare junger Freygeister Proselyten: Wir regieren uns nicht wohl: Dieses sonst so schöne Reich unserer Philosophie kann sich nicht lange erhalten: es muß in eine aufrührische Anarchie ausarten: es scheint, daß wir jenen alten Grundsatz nicht wissen, daß durch die Einigkeit kleine Reiche wachsen, und durch Uneinigkeit die größten zerfallen. Jedes neues Buch widerspricht einem andern; aus Begierde eigener Ehre scheut sich keiner dem gemeinen Besten zu schaden. Heut denken wir so, morgen anders. Wir haben kein Jahrhundert zu erwarten, daß wir unsern Enkeln zum Spotte werden: wir können niemals ruhig in das Bett gehen, ob wir nicht bey dem Erwachen (wenn man anders diese Aenderungen nicht bezäumet) ein Buch von einem unsern Philosophen finden, welches uns saget: ihr seyd bisher alle Unwissende gewesen. Ich erinnere mich allezeit mit Schmerzen einer gewissen Aergerniß. Spinozza setzte mit seiner Metaphysik nicht nur Holland, sondern die ganze Welt in Unruhe; Amsterdam muß von allen Völkern we-

gen

gen diesem vortrefflichen Beschnittenen so sehr, als wegen seinen Flotten beneidet werden: jeder aus uns glaubte, daß sich die Philosophie beßtens hinter den stärksten Bollwerken der Lehnsätze, Grundsätze, Heischesätze, Zusätze seiner unendlichen mathematischen Zurüstung vertheidigen könnte: da stund Petrus Bayle (a) ihn zu beschimpfen auf: dieser erklärte seine Hypothese als eine abentheuerliche, als einen Haufen von Widersprüchen: als eine der menschlichen Vernunft zugefügte Unbild, deren unstreitigen Begriffen sie gerade entgegen gesetzet wäre; er schloß endlich, daß weder der Lehrmeister, noch die Schüler jemals verstanden, was er lehrte, oder was sie erlernet zu haben sich schmeichelten. Dann kam Voltaire (b) über den Bayle zu schmähen; er behauptete von selbem, daß er an Tag legte, wie sehr ein Mensch eines verdorbenen Herzens mit seinem Verstande kann irre gehen: er nennet selben einen schwärmenden Quacksalber, welcher nur den Pöbel unterhalten kann. Nun betragen sich manche unter uns, wie ihr wisset, eben so gegen den Voltaire. Nach so traurigen

Bey=

(a) Art. Spinosa.

(b) Lettres sur les Anglois & les François, Lect. V

Beyspielen von den ersten und bekannten Männern unserer Parthey; was Wunder, wenn sich aus einer gelehrten Eifersucht mehrere ereignen? müßte man nicht unlängst in öffentlichen Zeitungen die gegenseitigen Beschimpfungen des Hume und Rousseau, und sogar den Haß lesen, welchen sie im Schlafe gegen einander äußerten? So sprach er, und wäre gut, wenn man dergleichen Herren mehrere und öfters in geheim hören könnte; denn man weiß schon, wie sich jeder derselben in den Vorreden ihrer Bücher selbst lobt, oder sich von dem Buchdrucker als einen großen, und neuen Schutzgeist des menschlichen Geschlechts loben läßt.

Ich kann diese wichtige Materie nicht endigen, und getraue mir zu behaupten, daß jener eine größere Gefahr leidet, welcher nur einige Bücher liest, als der (wenn er anders dazu Erlaubniß hat) sie alle liest; denn in der Menge muß ihm der üble Zusammenhang, und in selbem der Betrug auffallen. Alle Sekten waren immer sorgfältig ihre Lehren in einen zusammenhangenden Körper zu bringen. Die Abänderungen, so man ihnen vorwirft, sind doch nicht so

beträcht=

beträchtlich, wie bey den Unglaubigen: fast alle hatten doch einen gewissen festen Punkt. Die Unglaubigen machen eine aberwitzige, unbeständige, schwärmerische Sekte aus: diese hat keine Kirche, kein Priesterthum, keine Uebergabe, keine Häupter, noch Versammlungen, keine Lehrer, noch gewisse Lehren und Gebräuche, nicht einmal einen Gesellschaftvertrag, noch ein Gesetzbuch: noch weniger einige Propheten, Apostel, Blutzeugen oder Wunder. In so vielen Jahren haben sie noch keinen Artikel festgesetzt, daß sie sagen könnten: dieß ist ein schon ganz aufgeklärter Theil unserer Wissenschaft: über dieses ist unsere Schule schon einig. Gehen wir weiters.

Sagt man, daß die Philosophie täglich einen Fortgang mache, so will dieß nicht bedeuten, daß man die Entdeckungen, sondern nur die Anhänger vermehre. Die Wolke solcher bald geschliffener, bald rauher Namen, auf die man sich berufet, könnte die Einbildung verfinstern, weil die Menge immer was ansehnliches in sich hat. Allein der Verstand kömmt der Einbildung zu Hülfe, indem er erwäget, daß jeder dieser Philosophen nur für sich selbsten Lehren macht;

jeder

jeder hält sich als ein Sonderling gleichsam auf einer Insel auf, welche von dem gelehrten festen Lande getrennet ist; die von einem behaupteten Falschheit ist oft von der Falschheit, so ein anderer vertheidiget, so verschieden und entfernet, als die vielfältigen Falschheiten der Uebrigen von der einzigen Wahrheit verschieden und entfernet sind. Damit ich nun zu meinem ersten Stoffe zurückkehre, so behaupte ich, daß wenn sie mit ihren freymüthigen Sätzen: Gott trage keine Sorge über uns, es gebe keine Freyheit, und dergleichen andern Prahlereyen aufziehen, sie eine ausgesuchte Lüge sagen, welche wider ihren innersten Sinn, und ihre eigene Philosophie streitet. Glaubten sie jenes, was sie sagen, nennte ich sie Betrogene: weil sie aber sagen, was sie selbst nicht glauben, so heiße ich sie Betrüger und Lügner.

Zwar unterstehen sich nicht alle ihr Ansehen über den Verstand anderer Menschen so sehr zu erheben: selbst jene, welche gern ein großes Ansehen spielen, wollen doch nicht immer dafür gehalten werden, weil sie leicht wahrnehmen, daß ein immer gefodertes stolzes Ansehen gleichsam

eine

eine Tyranney sey, welche die Leute beleidiget, und deren Joch viele abschütteln. Oefters bringen sie also nur Fragen und Zweifel vor, und gewinnen sich so die Neigung des Lesers, dessen natürlicher Eitelkeit sie schmeicheln; indem sie ihn zum Richter stellen. Sie gebrauchen da eine neue, und fünfte Art zu lügen: denn sie stellen sich an, von Sachen zu zweifeln, von welchen sie gar keinen Zweifel haben, weil sie genug wissen, daß selbe falsch sind; sie haben genug Witz, Belesenheit, Beurtheilungskraft, wenn selbe anders die Leidenschaft nicht verkehrt: und daher sehen sie selbst beßtens ein, daß gewisse Bücher, Urkunden, Begebenheiten, auf welche sie sich berufen, fabelhaft, oder zu ihrem Stoffe ungeschickt sind.

Sie wissen einerseits, daß auch nach der schönsten profanen Kritik, Moyses der älteste, ansehnlichste, treueste, am meisten gutgeheißene, bewährteste Schriftsteller sey: anderseits wissen sie, daß es z. B. einen Sanchoniaton niemals auf der Welt gegeben habe, oder wenn es einen gab, selber später, erst in den Zeiten des Davids, oder aufs höchste des Gedeons gelebet,

und

und die Archive der Aegyptier, Phönizier, und besonders des Taautus durchgeblättert habe, welche aber von den Söhnen des Tabius, mythologischen Priestern verdorben worden, weil schon damals der Geschmack von den Götterfabeln in Schwange kam: sie wissen, daß wenn Sanchoniaton jene Schriften aus andern berichtigte, diese nur von dem Pentateuchus herkommen konnten; sie wissen, daß wenn man diese Berichtigung auch zuläßt, immer noch sehr ungewiß bleibt, ob sein Buch bis zu uns auch nur in jenen wenigen Stücken gekommen sey, welche man heut von dem Philo Biblius (so erst in den Zeiten des Kaisers Adrian lebte) in griechischer Sprache übersetzet, hervorzieht: sie wissen endlich, daß eben diese Stücke auch mit der neuen mythologie verunreiniget erscheinen. Auf gleiche Art, wenn sie sich auf den Menetон, Chäremon, Lysimachus, in Betreff des hebräischen Volkes, besonders desselben Auszugs aus Aegypten berufen, so wissen sie bestens, daß jene Bücher ganze Jahrhundert später, und mit griechischer Treue sind geschrieben worden, daß sie alberne Sachen enthalten, daß selbe Josеph der Jude wider den Apion, als sehr unwissen-

wissende erwies. Noch mehr müssen sie dieß wissen, wenn sie sich auf den Trogus Pompejus, und Tacitus berufen, welche selbe beschrieben, und neue Albernheiten hinzusetzten. Indessen sage ich, daß, so oft sie sich stellen, die Erzählung des Moyses, wegen dem Zeugniß dieser Schriftsteller in Zweifel zu ziehen, sie geflissentlich lügen, weil sie gewiß nicht aus Ehrfurcht gegen selbe zweifeln, die sie selbst in ihrem Herzen äusserst verachten. Was ich itzt von den Büchern sagte, gilt auch von den Berechnungen, die sie anführen, von jenen ägyptischen 5525 Jahren, welche vor der nach Moyses angezeigten Erschaffung der Welt sollten voraus gegangen seyn, und von jenen 36 chinesischen Finsternissen, welche sich vor der Sündfluthe sollen ereignet haben: sie wissen, wie de la Hire, Cassini, Wiston, Freret, Deguignes, Die Pater Cauplet und du Halde jene Fehler entdecket, und jene eingebildete Perioden der Planeten erkläret haben; dessen unerachtet, ohne die Sprache, ja nur die Buchstaben der Chineser zu verstehen, berufen sie sich immer, ohne einige Untersuchung, auf jene so alte Chineser Chroniken.

Von den Texten der Bücher kommen sie auf die Thaten der Geschichten. Wenn Core, Datan und Abiron von der sich spaltenden Erde verschlungen wurden, so hat sich auch Kurzius für das Vaterland zu opfern in einen tiefen Schlund gestürzet, welcher sich dann nach der Vorsagung des Orakels wiederum verschloß. Allein diese That des Kurzius wurde von keinem Menschen gesehen: sie wurde nur aus einer pöbelhaften Uebergab zur Zeit, da man gerne Mähren hörte, erzählet, eine That, welcher gänzlichen Glauben beyzumessen, der sonst leichtgläubige Titus Livius selbst ein Bedenken trug, und die der weise Markus Tullius sich nicht scheute gänzlich zu verwerfen. Entgegen war von jener Strafe, welche im Buche Numeri beschrieben wird, ein ganzes Volk Augenzeug, welches eben die unglücklichen Lager jener Aufrührer umgab; vom selben wurde sie authentisch den Nachkömmlingen hinterlassen; sie wurde niemals von den Israeliten in Zweifel gezogen, nicht einmal zur Zeit, wo sie eine neue Aufruhr wider Moyses erweckten.

Wenn der Anführer des hebräischen Volkes mit einer Ruthe Wasser aus den Felsen lockte,

so hat Nevius der Wahrsager eine ähnliche That gewirket, da er einen Felsen mit dem Scheermesser spaltete (a). Allein der Hochmuth des Tarquinius Priskus konnte wohl mit seinem Wahrsager Azius Nevius das Volk zu betrügen in Verständniß gewesen seyn. Nevius konnte unschwer zween wohl geschliffene, auf einander passende Steine zusammen setzen, und dann selbe mit dem Messer von einander theilen: bey Taschenspielern kann man wohl noch artigere Künste sehen. Allein Moyses konnte mit seinem dürstigen und ungeduldigen Volke keinen Vertrag machen, und ließ man selben zu, wäre die Ausführung immer unmöglich gewesen; denn wo konnte er in einer sandichten Wüste Wasser finden, wo nirgends ein Brunnen war? und fand er eines, wie könnte er damit den Bauch des Bergs anfüllen, und selbes so häufig hervorquellen machen, daß einige Millionen Menschen, nebst dem unzählbaren Vieh den Durst löschen konnten? Endlich wer hat doch jemals nur mit dem Schlage einer Ruthe aus trocknen Felsen nur einen Tropfen, ich will nicht sagen, einen ganzen Fluß von Wasser herausgelocket?

(a) Tit. Liv. Dec. pr. L. 1. cap. 15.

Wenn Elias durch die Luft in einem Wagen von Feuer, wie man sagt, übertragen wurde; so wurde auch Romulus durch eine herrliche Vergötterung in den Himmel übersetzt. Aber den Romulus (wenn man anders annimmt, daß er von dem Donner nicht zu Aschen verbrennt wurde) hatten wahrscheinlich die Rathsherren um das Leben gebracht. Daher war es für das gemeine Wesen vortheilhaft, um alle Aufruhr zu bezähmen, daß man sich um einen Lobredner, wie Proculus Julius war, umsah, welcher ausstreuete, Romulus wäre als Gott von dieser Erde weggezogen worden, um Besitz von den Sternen zu nehmen (a). Entgegen hatte im ganzen Reiche von Samarien niemand einen Vortheil, um jene Luftreise des Elias zu verherrlichen; nicht einmal jene so zahlreichen Kinder der Propheten, welche davon Augenzeugen waren, und von seiner Abreise großen Nachtheil erfuhren. Ueberdas müßte man, dieses Wunder zu bestreiten, auch alle darauf folgende Wunder des Elisäus läugnen, welcher die Kraft von Elias gleichsam ererbet hat.

Auf

(a) Tit. Liv. Dec. 1. L. 1. cap. 6.

Auf solche Art zu schließen führen die Philosophen auch jenen Blinden an, welchen Vespasian nach ihnen sollte sehend gemacht haben, und loben den Appollonius Tyanäus, als einen Wundermann an. Dann machen sie auf eine ähnliche Physik den Sprung hinüber. Die Sündfluth des Noe konnte nach ihnen nicht allgemein seyn, sie führen zu dem Ende einige poetische Sündfluthen von dem Osiris, Ogiges, und Deukalion an, obschon man schon auch gewisse sonderheitliche Sündfluthen, wie selbst Bayle anmerkte, nicht ohne Wunder in Rücksicht auf das hydrostatische Gleichgewicht zulassen kann, nach welchem sich die Wässer, so über die Berge stiegen, über die ganze Oberfläche der Erdkugel ausbreiten müßten, besonders wenn man die geographische Lage der nicht überall wohl verschlossenen Länder betrachtet, in denen nach diesem oder jenem Schriftsteller nur eine partikulär, keine allgemeine Sündfluth sich soll ereignet haben. Die fabelhaften Sündfluthen legen auch genug an Tag, daß die Wahrheit in manchen Umständen verfälschet wurde, wie man in jener des Deukalions sehen mag, wo er allein, sammt seinem Weib Pyrrha beym Leben erhalten wurde.

Die Sonne, welche Josua still stehen machte, war nichts, als eine Nebensonne, oder ein Nordlicht, das ist, eine Zurückwerfung und Brechung der Strahlen, welche von der Untergehenden Sonne in die dichten Dünste einfielen, mit denen die feuchte Luft, da es zuvor regnete, erfüllet wurde. Es ist doch schwer zu glauben, daß ein Feldherr, und sein ganzes Kriegsheer gar so wenig von den himmlischen Körpern wußte, daß sie nicht einmal die wahre Sonne erkannten. Der vorhergegangene Regen war mit Steinen, und nicht von Regentropfen. Allein unsere Kritiker scheinen bereitwilliger zu seyn, jenen Steinregen auf den Bergen von Alba unter dem Tullus Hostilius, als den Steinregen in Palästina unter Josue zuzulassen (a).

Der Durchzug des Volks Gottes durch das rothe Meer geschah zur Zeit, da selbes bey der Ebene zurückfloß: man erkläret also selben, wie den Durchgang des Alexanders durch das Meer von Pamphilien, da die Uebersetzung des Alexanders von Phaseli, einem Port des ägeischen Meers, nach Pergen, einer innern Stadt von Pam-

(a) Tit. Liv. Dec. 1. L. 1. c. 12.

Pamphilien, keine Aehnlichkeit mit jenem Durchgang hat. Es veränderte (schrieb Arrianus (a)) sich plötzlich der Südwind in einen Nordwind, und hinderte den Zufluß des Meers: daher wagte es großmüthig Alexander bey diesem ihm günstigen Winde mit kleinen Vortruppen zu übersetzen: dann schickte er andere auf jene tiefe Ebene bey dem Meer um den Berg herumzustreifen. Plutarchus merket an (b): diese Ueberfallung von Pamphylien hat mehrern Geschichtschreibern einen schönen Stoff zur Verwunderung und zum Pompe gegeben, gleichsam, als wäre das Meer dem Alexander aus einer göttlichen Schickung gewichen. Menander machte in einer Comödie eine Anspielung auf dieses Wunder, und heut thun eben dieses die Philosophen im Ernste. Uebrigens erkannte selbst Alexander in seinen Briefen zu den Freunden nichts wunderbares in dieser Uebersetzung des Meers, wie eben Plutarch beyfüget.

Jene Säule, welche von den Hebräern in der Wüste als ein Licht in der Nacht, und als

(a) De expedit. Alex. L. 1. c. 26. pag. 92. Amstelodami. (b) Plut. in Alex. L. 1. pag. 25, 26. Londini.

eine Wolke unter Tags vorausgieng, wird gewiß jener ähnlich gewesen seyn, welche man vor dem Kriegsheer des Thrasibulus in einem seiner Feldzügen sah: oder vielmehr jener, welche man aus dem Gezelt des großen Alexanders hervorzukommen bemerkte. Doch jene Säule des Thrasibulus hatte nichts von jenen Abwechslungen, welche sich bey der hebräischen ereigneten: und dabey macht der einzige Clemens von Alexandria erst nach 600 Jahren eine Meldung davon: kein Wort sagen davon die Geschichtschreiber, die gleich nach den Unternehmungen des Thrasibulus schrieben, wie Xenophon, Diodorus, Kornelius Nepos. Die Säule des Alexanders war, gemäß der Beschreibung des Quintus Curzius (a), nichts anders, als eine lange Stange, mit einer großen Laterne, welche vieles Feuer und grosen Rauch von sich gab: sie diente dem Heer als ein Zeichen zum Marsch, und wurde unter selbem ausgelöscht.

Die eherne Schlange, so auf Befehl des Moyses in der Höhe dem Volke ausgesetzet wurde, war nichts, als ein Amulet wider den Schlangenbiß,

(a) Q. Curt. L. 5. c. 2.

genbiß, und ein gewisses Zaubermittel, welches gewissen orientalischen Völkern gemein war. Wer hätte es jemals erwartet, daß ein tapferer engelländischer Cavalier, wie Marsamus ist, (a), auf den feinen Gedanken einer Zauberey oder Hexerey verfiel, nachdem es bey den itzigen starken Geistern dieser Welt zum Gesetze wurde, keine Geister von der andern Welt zuzulassen, keinen Teufel mehr zu fürchten: ja wohl mündlich und schriftlich zu behaupten, der Teufel ist eine schöne Maschine. Ich halte mich in langen Antworten, die auf Kleinigkeiten hinausgehen, nicht gern auf: es scheint mir zu Zeiten, man entehre die Wahrheit, wenn man die Falschheit zu mühsam widerlegt. Indessen habe ich nicht Grund zu behaupten, daß die Philosophen jenes unter einem Zweifel oft vortragen, was sie schlechterdings nicht glauben? und daß sie mithin geflissentlich lügen.

Gewiß, wenn sie den von der heiligen Schrift bezeugten Wundern keinen Glauben beymessen, so muß dieser Mangel des Glaubens von einem ihrer andern Grundsatze herkommen,

(a) Marsam. Chron. pag. 138.

und nicht aus dem Vergleiche mit gewissen historischen Nachrichten, oder physikalischen Erscheinungen. Zwo Ursachen verleiten mich dahin, dieses zu sagen. Erstens, weil einige solcher Nachrichten von jedermann als falsche erkennet werden, besonders von ihnen, welche noch eher die Wahrsagungen der Römer, die sie über Hahnen und Raben machten, und jene Wunder, welche Titus Livius und Valerius Maximus erzählen, annehmen wurden: sie können auch mit keiner guten Logik schließen: in dem Titus Livius und Valerius Maximus findet man Fabeln; also auch in dem Moyses und Esdras. Zweytens, sind zwar andere Nachrichten wahr, und haben nur natürliche Ursachen zum Grunde: doch sind sie von den wunderbaren Begebenheiten der heiligen Schrift in wesentlichen Umständen verschieden: und daher können sie mit selben in keinen Vergleich kommen.

Vierte Quelle der Verführung, eine boshafte Annehmlichkeit der Bücher. Die bisher von uns bemerkten Sätze liest man in den Büchern der heutigen Philosophen; sie selbst aber bewirken es eigentlich nicht, daß

man

man sie liest; sondern die häufigen Reitze und Verzierungen, mit welchen auch manche abstrakte Sätze behandelt werden, locken die Leser an. Die Verfasser wissen sich annehmlich zu machen: aber diese Annehmlichkeit ist sowohl in Scherzen, als Satyren sehr boshaft: und daher entsteht die schädliche Verführung; es sind schöne Schwätzer, beredsame Physiker, lustige Köpfe: sie sind Epikuräer, welche bey ihren Beweisen einen wohlriechenden Garten durchwandern: sie sind Speisippen, welche bey ihren Lehren die drey Grazien auf einer zierlichen Kanzel abmahlen: sie führen Titel, welche geschwind anlocken; sie behandeln Materien, welche bald einnehmen, Erzählungen, welche mit Ergetzung belehren, Ausschweifungen, die das Gemüth boshaft entführen. O so viele Schönheit ist schädlich: so viele Reitzungen sind nicht ohne Nachstellung: unter den vielen frischen Kräutern und Blumen liegt eine Schlange verborgen. Auch Apollinar, wie Sozomenus bezeuget, streuete seine Sekte durch poetische Annehmlichkeiten aus. Julian, welcher von Beda der erfahrnenste Redner genennet wird, zog die Leute durch das Reder seiner schmeichelnden Beredsamkeit an sich. Celsus

gebrauchte nach dem Zeugniß des gelehrtesten Origenes nur Scherze spitzfindiger Wörter, ohne philosophische Ernsthaftigkeit, und spottete über das allgemeine Gericht, über die Strafen der Gottlosen, und Belohnungen der Frommen (a).

Heut zu Tage hält man sich über die ehrwürdigsten Geheimnisse, über die heilsamsten Sakramente, über die Gnade, die Sünde, die Bekehrung auf, und macht sich lustig darüber: man lacht über jenes, was man oft beweinen sollte, und man spottet über Sachen, die wir immer verehren sollen. Auf die Schutzschriften des Glaubens unserer Vorfahrer, welche sich durch die Besiegung des Griechenlands, und des Laziums wohl verdient machten, auf die Werke der Väter, welche auch in menschlichen Wissenschaften die erfahrnensten waren, auf alle Schriften der Scripturisten und Theologen, welche ihr ganzes Leben in ausländischen Sprachen, und in den tiefsten Untersuchungen zugebracht, antwortet man mit einem Gespötte, mit einem artigen Scherze, zu Zeiten auch mit

(a) Orig. L. 4 contra Celsum, n. 20.

mit einem pöbelhaften Muthwillen. Dieser kindische Reichthum an Scherzen, Spitzfindigkeiten, Epigrammen, macht gleichsam die Erbschaft und Uebergabe der Freydenker aus, welche jeder nicht zu verlieren, und immer zu vermehren besorget ist: es sind nichts, als Tändeleyen, und solche Ungereimtheiten, die sich für die Wichtigkeit eines menschlichen Geschäfts gar nicht schicken. Ihre Satyre wetzet den Zahn begierig an Personen, welche mehr der Andacht beflissen sind, und die sie Abergläubische nennen, an heiligen theologischen Fragen, und an den äußerlichen Uebungen der Religion.

(b) Was für ärgerliche Chroniken zieht man nicht hervor? Was für artige Histörchen sammelt man? was für lächerliche Neuigkeiten erzählt man auch in Büchern, in welchen die Wichtigkeit des Stoffes solche Unterhaltungen zu verschmähen scheint? Sie bestreben sich zu erweisen, daß jede noch so behutsame Keuschheit nichts als Gleißnerey sey, daß, gleichwie alle zum Bösen geneigt sind, auch alle gleich böse Gewohnheiten haben: daß der Cälibat durch die Verminderung der Bevölkerung dem Fürsten den ersten

(b) Orig. L. 4. Contra Celsum, n. 80.

sten Reichthum des Staates benimmt, daß die Andacht, da sie träge Leute bequem unterhält, den Künsten die Arbeiter entzieht, welche die erste Nahrung des Handels sind.

Es gehört nicht zu meiner gegenwärtigen Absicht, daß ich von jenen dem Staate sehr schädlichen Vernünfteleyen rede, in welche manche von ihren Lehrern über die Bevölkerung und den Umlauf der Erdfrüchten zu Zeiten verfallen, wenn man indessen auch den Menschen nur als ein Vieh betrachten, und die Geburt, die Speise und den Trank desselben für den einzigen, oder für die Hauptsache einer philosophischen Polizey ansehen will. Ich hatte nur im Vorbeygehen anzumerken, daß, sowohl der Anzahl der Menschen, als dem Wachsthum der Künste die Freydenkerey, und jener Pracht schade, welchen die Philosophen heut vertheidigen; denn die Schaaren der Bedienten, die man aus Bequemlichkeit, und Hauswirthschaft oft ehelos zu seyn zwinget, welche stolz auf ihre weißen Federn, und versilberten Livreen müßig in den Vorhöfen und Sälen herumstehen, sind ja so viele Schaaren von Künstlern und Bauern, welche man

den

den Werkstätten und Feldern entzieht; jene Aerme, die itzt durch das Anhalten an dem Himmel einer Kutsche, welche unter der Last einer Menge Bedienten schwitzet, sich ermüden müssen, wie weit nützlicher wurden sie sich zur Verarbeitung unsers Hanfs, und unserer Weingärten verwenden? In Betreffe der Freygeisterey, ist die öffentliche Ruchlosigkeit die größte Feindinn der Bevölkerung. Hr. Ballerserd, Burger von Genf (a), behauptet ohne den geringsten Anstand in einer Abhandlung, welche von der vornehmsten holländischen Gesellschaft zu Harlem, den 21 May im Jahre 1762 gekrönet wurde, daß die Ruchlosigkeit in gewissen Städten so viele Leute tödtet, als eine Pest, welche jedes 15te Jahr richtig zurückkäme, und dabey jedesmal den 20ten Theil der Innwohner fortriße. Der Philosoph Rousseau hält in seinem Aemilius den übrigen Philosophen vor, daß sie mit ihrem starken Heldengeiste Feinde der Bevölkerung und der Tugend sind. Daher sollen diese Herren wider die Freyheit der Lasterhaften, und nicht wider den Cälibat derjenigen schrei-

(a) Dissertation sur l'Education physique des Enfans. A Yverdon 1763, pag. 28.

schreiben, welche durch einen sonderbaren und hohen Beruf nach den evangelischen Räthen sich von dem Heurathen enthalten: sie sollen daraus schließen, daß die christliche Religion, indem sie die unordentlichen Begierlichkeiten verbiethet, der Bevölkerung günstig sey.

Ich vertheidige itzt eben keinen sonderbaren Lebensstand, und rede allgemein von den Sitten derjenigen, die sich öffentlich zur Andacht bekennen, wessen Standes sie immer sind. Ich läugne es nicht, daß eine Hausmutter, ein Hausvater, eine Magd, ein Bedienter, ein Beamter ihre bürgerlichen Pflichten bisweilen verabsäumen, um den geistlichen mehr Zeit zu geben, und daß sie dadurch andern sehr verdrießlich fallen können. Allein warum will man sich gleich komisch über die Andacht lustig machen, wo jenes einfältige und verdrießliche Wesen nicht eigentlich eine Wirkung der Andacht, sondern eine natürliche Schwachheit gewisser andächtigen Personen ist? Ich bekenne im Angesichte des Himmels und der Erde, daß, wenn sie Geistliche sind, die Weltlichen von ihnen nicht minder die Nahrung einer gesunden Lehre, als

die

die Stärkung eines guten Bischofs billig fodern können und sollen: denn sie sind das für die Erde bestimmte Salz: wenn aber solches vereitelt, zu was nützt es? Für sie also gehöret die Schärfe einer sehr klugen Aufführung, und die Reinigkeit eines unbefleckten Lebenswandels. Ein Scherz in dem Munde eines Weltlichen wird oft in dem Munde eines gottgeheiligten Menschen zu einer Gotteslästerung. Wollte Gott, daß die alte Zucht nicht auch von dem Alter jemals einen Schaden litte, und daß die schönste Farbe der ersten Regeln sich niemals verlöhre. Allein wir haben uns freylich zu verdemüthigen, und müssen auf den schwachen Leim, aus dem wir bestehen, sehen: wir haben immer über unsere Fälle zu weinen, und zugleich Sorge zu tragen, geschwind wiederum aufzustehen, uns zu reinigen, mit neuem Eifer zu entzünden, immer zu wachen und zu zittern, daß, wo wir andern predigen, nicht selbst verworfen werden.

Auf solches Geständniß, dessen Aufrichtigkeit Gott erkennet, könnte ich die Ungerechtigkeit leicht erweisen, welche manche in ihren Beschuldigungen nicht selten begehen: ich will aber ihre Men-

schenliebe, ihre Sanftmuth und Höflichkeit, zu der sie sich heute so feyerlich bekennen, vielmehr anrufen; gebrauchen sie Menschenliebe, und wissen sie, daß es eine gewisse Ungerechtigkeit wäre, nur gegen die geheiligten Personen niemals sanftmüthig zu seyn: ich bitte sie zu erwägen, daß ihr beständiges Urthail von einer so allgemeinen Verderbniß der Menschen den Weisen verdächtig fallen mag (a). Sie läugnen, sagte Augustin, daß es Tugenden gäbe, oder weil sie die Tugend in andern nicht erkennen, oder weil sie fürchten, ihre eigenen Fehler darinn zu erkennen. Der heilige Hieronymus trifft jene, welche keinem Ehelosen die Keuschheit zumuthen wollen, mit seiner spitzigen Feder sehr tief (b).

Allein der Schmähgeist dieses Jahrhunderts will meistens gelehrt scheinen: daher vernünftelt er

---

(a) Nullus tibi recte vivere videtur, quoniam quid sit recte vivere, ignoras. — — Potius timent invenire, quia mali esse semper volunt. Aug. Serm. 331. de pæn. n. 11.

(b) Ostendentes, quam sancte vivunt, qui male de omnibus semper censent. S. Hieron. adverf. Vigilantium.

er ungefähr so: Die Scholastiker sind finstere, zornmüthige Leute, welche wegen jeder Kleinigkeit Zänkereyen anfangen. Die Casuisten sind Leute, welche nach ihrer Willkühr die Sünden vermehren oder vermindern, und mit leeren Machtsprüchen die sonst nützliche Herrschaft über die Gewissen ausüben. Gegen die großen Lehrer, welche den katholischen Schulen ein Ansehen machten, zeigen sie mit Unwillen ein Mitleiden, wenn selbe zu Zeiten wider einen itzigen Metaphysiker sich auf den größten Lehrer, den heiligen Thomas, berufen, welcher die heydnischen Metaphysiker so treflich widerleget hat. Unlängst schrieb jemand, es sey eine Schwachheit, sich darüber zu schämen; und ich hielt es für eine Schande, mich in der Widerlegung solcher Reden aufzuhalten.

Von dem Kriege der Meynungen, in welchen sich die Theologen theilen, was für ein Frohlocken haben selbe? wie lachen sie über die theologischen Feindschaften, wie selbe einer nennte? Ich will es nicht läugnen, daß oft eine größere Einigkeit der Meynungen in den Lehrern des Gesetzes zu wünschen sey; dessen ungeachtet muß man denken, daß die Verschiedenheit ihrer Mey-

nungen keineswegs die Gleichförmigkeit der Glaubenslehre verletze, und daß in Rücksicht auf die verschiedene Beschaffenheit der Köpfe auch nothwendig ihre Schlüsse und Grundsätze verschieden seyn müssen. Moralische Fragen hörte man schon unter den ersten Christen, wo sie noch ein Herz und eine Seele waren. Selbst unter jenen erhoben sich Zweifel, auf welche das Christenthum gegründet wurde. Was dann die abstrakten Materien in Schulstreiten betrifft, will ich zugeben, daß selbe manchesmal wenig wichtiges enthalten: doch merke ich zugleich an, daß selbe immer dienten, durch die Uebung in der Logik, welche sich in den hitzigsten Streiten wider die Ketzer so fürchterlich zeiget, den Verstand zu verfeinern. Dabey waren nicht alle Schulstreite von so kleinen und unbedeutenden Sachen.

Uebrigens, wenn diese Herren so höflich sind, den Petavius zu loben, könnten sie wohl erfahren, daß selbiger nicht der einzige große Mann war, wenn sie sich nur die Zeit nähmen, einige Scholastiker zu durchblättern, ehe sie selbe alle zugleich mit ihrer Feder zernichten. Endlich, warum soll es ein großes Unternehmen seyn, da

man

man untersucht, wie die Materie anzieht; und nicht, wie die Gnade mein Herz anzieht? wie das Licht der Sonne sey, so den Tag beleuchtet, und nicht, wie das Licht des Glaubens meinen Verstand aufkläret? wie die Federkraft, und nicht wie die heiligen Sakramente wirken? Jene gewisse unerbittliche Abneigung, welche man eben so oft wider nützliche als unnützliche Fragen der Theologie verspühren läßt, entsteht sie etwa aus einer Verachtung, oder wenigstens einer Gleichgültigkeit gegen den göttlichen Gegenstand jeder Theologie?

Allein die Beschimpfungen der Philosophen gehen über alle Theologen der Schulen und erstrecken sich bis auf die Väter der Kirche. In der Verachtung dieser Väter handeln sie gewiß sehr ungerecht: sie sollten selbige wenigst, als Gelehrte in Ehren halten. Ein Gelehrter war gewiß Clemens von Alexandria, welcher die Wissenschaften zu suchen nicht nur sein griechisches Vaterland, sondern auch Wälschland und Orient durchreisete. Ein Gelehrter war gewiß sein Schüler Origenes, dessen berühmte Heraplen zum Muster von unsern vortreflichen Polyglotten dien-

ten. Der so kritische Photius nennet den heiligen Basilius einen christlichen Plato und Demosthenes (a). Der heilige Gregorius Nanzianzenus konnte mit Wahrheit, der niemand widersprach, von sich behaupten, daß er das Geld und die Ehren, aber nicht die schöne Redensart verließ (b), und daß es ihn der Mühseligkeiten nicht reue, welche er, die Beredsamkeit zu erlernen, zu Wasser und zu Lande ausgestanden hat. Welch großen Fleiß verwendete der heilige Hieronymus in den jüdischen und samaritanischen Schriften? Wie rauh und hart war sein Bestreben, die todten Sprachen in seiner Feder, ja wohl auch in seinem Munde wiederum aufleben zu machen? Nachdem er in dem spitzfindigen Quintilian, in dem beredsamsten Tullius, in dem ernsthaften Fronton, in dem gelassenen Plinius, wie er bekennte, ein seltsames Vergnügen fand, fieng er das hebräische Alphabeth zu stammeln, und jene keichende und kirrende Worte der Hebräer auszusprechen an, daß er endlich nach unsäglicher Mühe den Stolz der gelehrten Rabbiner nicht mehr zu fürchten hatte

(a) Biblioth. cod. 41. (b) Orat. 3. in Julianum

hatte (a). Ich habe eben da nicht die Absicht der Lehre der Väter eine Lobrede zu halten; sondern ich will nur zeigen, daß selbe auch wegen der Sprachenkunde, welche man die Wissenschaft dieses Jahrhunderts nennen kann, sehr hoch zu schätzen sind. In der That schrieben Celsus und Porphyrius aus Neid wider die weltliche Gelehrsamkeit der Christen, als wenn sie sich zu viel darum annähmen, und selbe für sie nicht wohl schickte. Aber Celsus wurde von Origenes, Porphyrius von Methodius, Eusebius und Apollinar widerlegt.

Die Physik hat man freylich nicht in den Vätern zu erlernen. Man findet von den Wirbeln des Cartheſius, und von den Monaden des Leibnitz nichts in einem heiligen Cyprian, oder Ambrosius. Uebrigens waren sie auch in der systematischen, oder, wenn man sie so nennen will, in der räthselhaften Physik der Griechen erfahren: sie verdienen also in selber so ein Ansehen, als andere Schriftsteller von jenen Zeiten haben können. Aber kömmt man auf die Moralphilosophie, da gebricht es unsern Herren sehr an

(a) Hieron. Epist. ad Rust. 125. edit. Veron.

der Gerechtigkeit: denn wenn sie die Gedanken, die Lehren, die Abänderungen, und so zu sagen, die Ketzereyen jener alten Weisen so sehr erheben; warum schätzen sie nicht auch die Väter, da viele aus ihnen alle diese Dinge vom Grunde aus wohl verstunden: manche lehrten sie auch in den öffentlichen Schulen des Lycäums oder der Stoa, ehe sie berühmte Christen wurden.

Es ist eine Lust zu lesen, wie der heilige Hieronymus (a) bey einem Rechtsgelehrten in Rom seine Kenntniß in menschlichen Wissenschaften entschuldiget, und durch alle Zeiten beynahe chronologisch von den Vätern zeiget, wie sehr sie in der Moralphilosophie der Heyden bewandert waren: er fängt von dem Philosophen Quadratus an, welcher dem Kaiser Hadrian, da er die Eleusinischen Geheimnisse besuchte, eine Schutzschrift für die Christen darboth, welche bey der Welt so einen Beyfall fand, daß sie die Verfolgung aufhören machte. Aristides, auch ein Philosoph und Redner, überreichte dem nämlichen Kaiser eine Schutzschrift, welche ganz aus den Sprü-

chen

(a) Hieron. Epist. 70. ad Magnum Causidicum urbis Romæ, edit. Veron.

chen der Weltweisen zusammengesetzt war. Der heilige Justinus, ein Philosoph, schrieb eine ähnliche dem Kaiser Antoninus dem Frommen, seinen Söhnen und dem Rathe zu. Melito, Apollinar, Dionysius, Tazianus, Bardesanes, Irenäus untersuchten den Ursprung der Ketzereyn, und bestimmten, aus was für Quellen der Philosophen selbe entsprangen. Pantenus, ein Geschichtschreiber, wurde wegen grosser Belesenheit in Indien, die Brachmanen zu bekehren, geschickt. In den Büchern des heiligen Clemens, eines Priesters von Alexandria, welcher meines Erachtens (fährt der heilige Hieronymus fort) aus allen der beleseniste war, was ungelehrtes findet man in selben? wie ist nicht alles aus dem Kern der Philosophie herausgenommen? Origenes folgte dem Clemens nach: er verglich die Meynungen der Philosophen mit einander, und bestättigte alle ihre Glaubenslehren aus dem Plato, Aristoteles, Numenius und Kornutus; dann beruft er sich auf den Melziades, Hippolitus, Apollonius, Julius Afrikanus, der die Geschichten der Zeiten beschrieb, auf den heiligen Gregorius den Wunderbaren, Dionysius Bischof von Alexandria, Anatolius Priester von Laodizea,

auf den Pamphilus, Pierius, Luzianus, Malchion, und die Bischöfe den Eusebius von Cäsarea, Eustazius von Antiochia, Athanasius von Alexandria, Eusebius Emisenus, Triphilius aus Cypern, Asterius von Scitopel, Serapion den Beichtiger, Titus von Bostra, den Basilius, Gregorius, Amphilochius den Kappadozier. Darauf behauptet Hieronymus, daß erwähnte Gelehrte ihre Bücher mit der Weltweisheit so erfüllet haben, daß du nicht wissen magst, was du anfangs in ihnen bewundern sollest, die philosophische Wissenschaft, oder die Kenntniß der göttlichen Schrift. Ich wende mich nun zu den Lateinern, was mag belesener, und scharfsinniger, als Tertullian seyn? Seine Schriften enthalten alle Gelehrtsamkeit der Welt. Minutius Felix, in seinem Oktavius, und in dem andern Buche wider die Mathematiker (wenn je die Innschrift nicht einen falschen Verfasser angiebt) was ließ er von den heydnischen Schriften unberührt? Arnobius schrieb sieben Bücher wider die Heyden; und in seinem Schüler Laktanzius wirst du gleichsam einen Auszug von den Gesprächen des Cicero finden. Cyprianus bewies, daß die Götzen keine Götter sind, wo er nicht minder eine Kennt-

niß von allen Geschichten, als alle Zierlichkeit in Worten an Tag legt. Der heilige Hilarius ahmte die Schreibungsart des Quintilians nach, und zeigte in dem Werkchen wider den Leibarzt Dioscorus, was man durch die Wissenschaften vermöge. Er schließt endlich, daß alle Bücher der Väter mit aller Belesenheit und Gelehrtsamkeit ganz erfüllet sind. Der heilige Hieronymus schrieb auch nicht nur aus Höflichkeit so gut von den seinigen, da weder seine Kritik, noch sein Humor sich leicht mit etwas begnügte. In der nämlichen Stelle unterließ er nicht anzumerken, daß dem Schriftsteller Viktorinus dem Blutzeuge, bey allem seinen guten Willen gelehrt zu seyn, die Gelehrsamkeit doch mangelte: obschon dieses, so ich behaupte, ins helleste Licht zu setzen, der einzige heilige Augustin, ein Zeitgenossen des heiligen Hieronymus erkleckte, wider welchen dieser in seinem Alter, wie jener virgilianische Entellus, wider den jungen Dares viel zu streiten hatte. Die 22 Bücher des sehr großen Werkes von der Stadt Gottes beweisen durchaus, wie Augustin nicht nur in allen griechischen und römischen Geschichten, sondern auch in der ganzen Philosophie und Theologie der Heyden bewandert war.

End=

Endlich treten unsere philosophischen Satyriker aus den Büchersälen und Schulen hervor, und gehen über die Kirche los. Wie viele Gegenstände stoßen ihnen da auf, so die Augen ihrer vernünftelnden Frömmigkeit verletzen? Die Bittgänge, die Ablässe, die Segen, die Skapulier, das Psalmensingen, die Rosenkränze erhalten ihren christlichen Beyfall nicht; mit was großer Sorge häufen sie in ihren Büchgen die Urkunden von entdeckten falschen Wundern? Wie gern und lächerlich beschreiben sie die Bussen, und die öffentlichen Ceremonien von der gothischen und lombardischen Andacht? Kurz, von dem Aeußerlichen sind sie keine Freunde; solche geistliche Werke setzen die Verehrung Gottes ganz in dem Aeußerlichen: sie machen selbe pöbelhaft, und wie sie sich erklären, ganz grob und wildartig. Die Andacht des Philosophen will innerlich, rein, erhaben, nur gegen seinen großen Urheber seyn, welcher Gott ist.

In der That befindet sich die Religion immer in der Nachbarschaft des Aberglaubens; der Pöbel war allezeit geneigt den Glauben mit der Leichtgläubigkeit zu vermischen; daher sind immer die

Vor-

Vorsteher, denen die Kirchenzucht anvertrauet ist, besorget, alle Ausschweifungen zu mäßigen, und alle Meynungen von den Glaubenslehren zu unterscheiden. Es scheint nicht, daß unser so witziges Jahrhundert mehr Fleiß und größere Schärfe von den Päbsten und Hirten fodern kann. Man verlegt sich heute in den Klöstern auf die Kirchengeschichte emsiger, als sich die Philosophen auf die Naturgeschichte bey ihren Sammlungen verwenden: man prüft ein Wunder in Rom genauer, als eine physikalische Erscheinung in Cambridge, und Orfort. Was für Verordnungen und Kreisschreiben, die voll der Weisheit sind, ließ man deswegen ergehen, und ergehen noch immer wirklich? Uebrigens will ich hier die Nothwendigkeit einer äußerlichen Verehrung Gottes für die Menschen, welche zugleich aus einem Geiste und einem Leib bestehen, eben nicht sonderbar erweisen. Ich will diesen Herren mit jenen Fragen nicht überlästig fallen: mit was für Uebungen, in was für Zeiten, wie oft, mit was für Kräften sie ihre reine erhabene und der Gottheit würdige Verehrung abstatten? Erlauben sie mir gnädig nur zu sagen: O was für eine Sprache höre ich! Gewiß stimmt sie mit

der

der Sprache der Heiligen nicht überein: diese hatten eine Einbildung, welche ganz von der Hochheit Gottes eingenommen war, und eine Seele, welche seine Liebe ganz erfüllte: sie wachten die Nächte, um frey zu weinen: sie kamen der Morgenröthe mit dem Gebethe vor: sie waren bereit ihre Güter, ihren guten Namen, selbst das Leben eher aufzuopfern, als auch nur eine läßliche Sünde zu begehen: und doch schmeichelten sie sich nicht, als wenn sie eine ganz reine, eine vollkommen erhabene, eine der Gottheit würdige Verehrung dabey entrichtet hätten; sondern sie weinten, daß sie ihm noch so schlecht gedienet, ihn nicht so angebethet, wie sie sollten, ihn nicht so, wie sie es wünschten, geliebet hätten: ihre Schmerzen waren von jenem Wohlgefallen, so ihr, o Philosophen, an euch selbsten habet, sehr verschieden. Diese Verschiedenheit erwecket in mir einen überlästigen Verdacht, ob sich nicht die Hoffart in euren Grübeleyen einmische. Wenn ihr nach dem Verlaufe weniger Jahre vor Gott eurem Richter werdet erscheinen müssen, wenn ihr dort von seiner Majestät ganz werdet eingenommen, durchdrungen, unterdrücket werden, glaubet ihr den Muth zu haben, ihm zu

sagen:

sagen: ich bin ein Philosoph, der euch einen innern, reinen, erhabenen, eurer Gottheit würdigen Dienst geleistet hat. O die ihr euch so reich an der Frömmigkeit ausgebet, was werdet ihr in euch finden, ihm darzubiethen? Da werdet ihr wahrnehmen, wie blind ihr bisher fortgeschlafen, und euren philosophischen Traum eitel fortgeträumet habet. Sie schliefen ihren Schlaf, und alle Männer der Reichthümer haben nichts in ihren Händen gefunden (a). O wie viele einfältige Weiber, wie viele unstudirte Diener werden aufstehen, euch die Kron zu rauben, und euch als unnütze müßige Diener zu nennen! Herr! du hast Augen, welche heller als die Sonne sind: du siehst auf das Herz, und wiegst die Gedanken ab: möchte ich dich mit jener Aufrichtigkeit und Demuth ehren, mit welcher gewisse rohe Alpen-Seelen in ihren Einöden und Hütten vor dir nieder knien, und dich Vater nennen!

Ich habe nun die Verführungen der Bücher beygebracht, nicht zwar alle, doch die vornehmsten, welche ich mit meiner mittelmäßigen Einsicht

(a) Psalm. 15.

sicht wahrnehmen konnte. Andere werden andere beobachten: auch weil man bey neuen Büchern neue Arten von Verführungen versuchen wird. Indessen, ehe ich diesen Theil schließe, stelle ich noch eine Frage: Warum schreibt, und druckt man so vieles, mit so einem Fleiße, mit so vieler Mühe uns zu bereden, daß wir Christen ohne Grund Geheimnisse glauben, und Gebothe halten? Denn dieser ist der gewöhnlichste Stoff ihrer Schriften: diese ihre liebste Ausschweifung: immer berühren sie diese Saite, die so übel tönet. Was liegt ihnen daran, daß wir den Priestern unsere Sünden beichten, die Feyertäge heiligen, in der Kirche bethen? Man ziehe eine lange Linie, und theile alle Freygeister in zwo Reihen. Einige lassen keine Religion zu: andere lassen alle Religionen zu. Jene, welche keine Vorsicht Gottes, noch eine künftige Ewigkeit glauben, halten jede Religion für falsch. Jene, so an Gott glauben, aber daß er mit jeder Verehrung zufrieden sey, halten jede Religion für wahr. Indessen gehören sie zu was immer für eine Reihe, sollen sie um uns nicht besorget seyn. Sind sie gegen jede Verehrung Gottes duldsam, so muß ihnen unsere Religion wenigst so gut,

als jene der Türken, der Japoneser, der Moskowiten seyn: und daher sollen sie wider uns nichts schreiben; gleichwie sie wider die Türken nicht schreiben, daß sie keine Wallfarten nach Mecca machen sollen, noch wider die Japoneser, daß sie kein Allmosen den Bonzien ertheilen sollen, noch wider die Moskowiten, daß sie die vierzigtägige Fasten nicht beobachten sollen. Sind sie aber ganz Ungläubige, und erkennen sie kein anders Leben, als dieses sichtbare, so geht mein Beweis wiederum dahin, daß sie über die Religion nicht schreiben sollen; weil es nach ihnen keine giebt. Schreiben sie über die Sinne, so lange sie selbe gebrauchen können: grübeln sie nach, wie man ein Tuch noch weicher, die Seide noch glänzender, den Lein noch feiner machen kann. Bringen sie zur Presse noch immer neue Abhandlungen von der Mechanik eines Bettes, oder einer Kutsche, von der Kunst des Geschmackes, von der Harmonie des Contrapunkts, von der Annehmlichkeit eines Gartens; diese sind die erhabensten Gegenstände, wohin sie nach ihren Grundsätzen die Gedanken erhöhen können.

Vielleicht werden sie antworten, daß sie aus bloßem Eifer gegen uns, die wir auch Menschen,

und also ihre Brüder sind, so schreiben; indem sie uns betrogen, und für unnütze Sachen ganz beängstiget sehen. Fürwahr nehmen sie fast in jedem Kapitel diesen ihren Eifer gegen die Menschen, und gegen die Menschheit an, und schreigen alle Arten einer mitleidigen Hülfe vor. Aber man beobachte, daß ihr Eifer nicht allgemein sey. Sie üben selben weit zärtlicher gegen die schöne Menschheit in einer Oper, als gegen die gebrochene und zerfallende Menschheit in einem Krankenhause aus. Ueberdas bedenket man jenen ihren Grundsatz: **Suche deinen Vortheil mit dem möglichsten kleinsten Nachtheile anderer** (a), welchen sie für den alten und heiligen Grundsatz annehmen, daß wir unsern Nächsten so behandeln sollen, wie wir wollen von demselben behandelt zu werden, und mithin selben, wie uns selbsten lieben: so brächte jener ihr Grundsatz, wenn man ihn an seinen Folgen ein wenig entwickeln wollte, uns Schrecken, und fiel uns unmenschlich.

Uebrigens danken wir ihnen für die Sorgfalt, die sie für das Christenthum vor jeder andern auch

abgös-

(a) Rousseau Discours sur l'origine, & les fondemens de l'inégalité, premiere partie, page 387. Oeuvres diverses, Tome premier, 1761.

abgötterischen Nation tragen: sie sollen wissen, daß sie wegen uns guten Muths seyn können, weil wir Christen nebst der Erwartung einer künftigen und dauerhaften Glückseligkeit auch bey unserm Glauben auf die Geheimniße und bey der Beobachtung des Gesetzes die unschuldigen Freuden dieses Lebens genießen; und wenn man es wohl berechnet, so genießen wir selbe bey unserer Mäßigung weit beßer, als sie bey ihrer Uebermaße. Wir leben lustig, und werden wenigst so alt, als sie; sterben aber gewiß sicherer, als sie. Ich kann mir freylich eine von den Hauptursachen einbilden, warum sie über die Religion zu schreiben nicht aufhören: weil nämlich auch die Religion nicht aufhöret, ihren Geist, welcher für die Wahrheit erschaffen ist, zu beunruhigen: sie möchten sich gerne diesen Dorn aus dem Herzen ziehen; aber vielleicht dringt er desto tiefer ein, je mehr sie sich winden.

Allein was sie bey ihrem Schreiben immer für eine Absicht haben, so bleibt doch immer wahr, daß wenn so viele Bücher die Welt nicht überzeugen, sie selbe doch sehr verderben. Ihre Bezauberung ist so groß, daß nicht nur sonderheitliche

Personen und Familien, sondern auch ganze Gemeinden durch ihr verborgenes Gift angesteckt und verführet werden. Viele von euch, wertheste Jünglinge, sind Fremde, die aus Liebe der Wissenschaften durch ein freywilliges Elend ihr geliebtestes Vaterland verließen. Wenn ihr nach dem Verlaufe einiger Jahren in selbes zurückkehret, werdet ihr in manchen Städten und Märkten nicht nur die Kleider und den Haarputz, sondern auch die Sitten, und die Gedanken in euren Mitbürgern verändert sehen; ihr werdet unschwer wahrnehmen, wie man itzt nichts, als Aufklärung vorgiebt, wie man von der Duldsamkeit und Gleichgültigkeit spricht, wie man über die falsche Andacht loszieht, und die wahre vertreibet: wie selbst das Volk sich nun scheuet aufrichtig zu seyn, welches doch den Charakter der Voraltern ausmachte. Kurz, wenn euer Vaterland indessen mehr aufgeklärt worden, so wird es zugleich weniger fromm geworden seyn.

Beliebt es euch weiters den Ursprung einer so geschwinden Veränderung zu untersuchen, kann es wohl geschehen, daß ein eifriger Geistlicher, oder ein bescheidener Herr, deren einer,

wie

wie der andere noch mit der alten Frömmigkeit, und mit einer gründlichen, obschon alten Einsicht begabet ist, euch mit Zuverläßigkeit in das Ohr saget: die Lesung fremder Bücher sey eine der beträchtlichsten Ursachen davon: er wird euch sagen, daß, wenn man schon wenig itzt studiret, doch vieles lese, daß die Zeitungen, die kleinen Auszüge, manche wohlfeile Diktionaire sehr leicht in jede Familie eindringen, und Leser finden: daß manche junge Herren, die von hohen Schulen zurückkommen, Bücher mit sich gebracht, die sehr geschickt sind, in Religionssachen Zweifel zu erwecken: daß man endlich einen neuen Bücherhandel errichtet, welcher nach dem Umlaufe einiger Monate immer eine neue Waare von Irrthümern und Ausgelassenheiten in die Läden der Buchhändler liefert: daher sey nicht zu verwundern, daß man auf den Gassen und in den Sälen mehr von der Religion und der Kirche, als von Oekonomie, von der Jagd, vom Handel und Ackerbau reden höret. Jene kluge euch wohl bekannte Männer werden noch mehrere Ursachen anführen.

Ich muß euch aber jene beybringen, von denen ich euch in dem Eingange meiner Rede zu han-

deln versprochen habe. Nachdem ich also so lange von der Verführung der Bücher gehandelt, will ich wenigst doch etwas von der Beschaffenheit der Leser noch sagen. Ich betrachte da in selber sowohl die Beschaffenheit des Verstands, als des Herzens; von Seite des Verstands erwäge ich zwo entgegensetzte, nämlich die Unwissenheit, und die Gelehrtheit; von Seite des Herzens gleichfalls zwo, die sehr oft zusammen treffen, nämlich die Eitelkeit und den Vortheil, oder die Freyheitsliebe.

Zweyter Abschnitt.

Quellen der Verführung von Seite der Leser, und ihrer Beschaffenheit.

I. Ueble Beschaffenheit, wegen der Unwissenheit. Für viele philosophische Bücher brauchte man eine Metaphysik, welche in den alten und neuen Begriffen der Worte wohl erfahren wäre, eine gewisse Scharfsinnigkeit in dem, was man saget, jenes, was man sagen will, zu entdecken, wie auch die Zweydeutigkeiten, und den vielfältigen Verstand der Sätze zu unterscheiden, auf daß man auch die Antworten

viel=

vielfach darnach einrichten könnte. Man brauchte eine gewisse Geschicklichkeit die Trügschlüsse aufzulösen: eine gewisse Stärke der Gedächtniß und des Verstands, jene Lehren, welche man in abgebrochenen Absätzen zerstreuet, oder unter den Blättern unendlicher Verzierungen verborgen findet, in einen ordentlichen Körper zu sammeln: man braucht eine gewisse hartnäckige Beständigkeit, die Lehre von Satz zu Satz durch alle Schlüsse zu verfolgen, und immer eine trotzige Dialektik, dieselbe gleichsam mit den Haaren in der Fauste fest zu halten, sie zu schütteln, sie hin und her zu wenden, und aus einander zu setzen.

Solche Bewahrungsmittel wider die verführerischen Bücher haben gewiß so viele weichliche Männer, und so viele aberwitzige Weiber nicht, welche etwa eine Stunde des Tags im Lesen, die übrigen im Schlafen, Spielen, Tanzen, Putzen, und bey der Tafel zubringen: sie besitzen gewiß die Kunst nicht, die Trügschlüße zu erkennen und aufzulösen; sie rühmen sich selbst, daß sie niemals ihren zärtlichen Kopf zu viel mit Syllogismen und Dilemmen haben martern wollen, als welche man den Klöstern zur Buße überlassen soll; und doch

ist es ohne ächte Logik nicht wohl möglich, daß man sich in den Fallstricken jener Bücher nicht verwickelt. Es ist ein Elend, Leute von der schönen Welt mit Büchern zu sehen, welche die tiefesten und zugleich gefährlichsten Theorien enthalten. Sie sind zwar mit gewissen gelehrten Auszügen versehen, welche uns wohl dienen, dejenigen, was man einmal schon verstanden hat, zu erinnern, aber unnütz sind, etwas zu erlernen, so man noch nicht weiß; indessen schmeicheln sie sich genug gefaßt zu seyn, in die Geheimnisse der Wissenschaft einzudringen. Sie haben mehr von jenem schönen und flüchtigen Geiste, den sie so hoch schätzen, als von einem guten und gründlichen Verstande; ja wenn sie sich mit Ordnung auf die Wissenschaften verleget, und die natürliche Wißbegierde mit dem Ernste einer unermüdeten Ordnung gemäßiget hätten, wurden sie sich vielleicht auch in den höhern Wissenschaften hervorgethan, und großen Namen erworben haben. Indessen sind sie doch keine Gelehrte; ihre lebhafte Ungeduld, die sie niemals bezäumen, hindert sie immer, daß sie die Mühe von 10 bis 12 ordentlichen Sätzen im Nachdenken nicht ertragen mögen; dabey aber giebt es manche

Bücher, welche geheimnißvoll geschrieben, und in boshafte Dunkelheiten geflissentlich verhüllet sind; diese zu verstehen ist nothwendig, daß man eine genaue Zergliederung von selben mache, welches eine mühsame und verdrüßliche Sache ist.

Ihr wisset es, meine Jünglinge, daß ich euch nicht nur zu lieben, sondern auch gebührend zu ehren pflege: doch muß ich bekennen, daß mir schon die Gelegenheit aufstieß, wo ich ein gar zu leichtsinniges und geschwätziges Talent mit diesen Worten bezäumen müßte: Mein Jüngling, sprach ich zu ihm, du wilst auf eine übereilte Lesung eines Buches den wichtigen Handel, so die Religion betrifft, ausmachen? Weißt du die Beweggründe der Glaubwürdigkeit deines Glaubens? Hast du sie einmal mit Fleiße untersuchet? Hast du einmal das Evangelium und den heiligen Paulus gelesen? Erkennest du das ehrwürdige Ansehen des Pentateuchus, eines Buchs, welches in seinem Alter um 1200 Jahre jedes andere, auch das älteste auf der Welt übertrifft. Jüngling! siehst du ein, was die Authenticität der kanonischen Bücher, die Aechtheit der Uebergabe, das Ansehen des Pabstes, die Uebereinstimmung der Väter sagen wolle? Weißt du, was es von einem Jahrhunderte in das andere für scharfsinnige, und ausnehmende Lehrer in der Welt gab? Hast du unsere Schutzschriften gelesen? hast du wenigst etwas von den Einwürfen, so von den gelehrtesten Heyden wider das Christenthum sind

gemacht worden, und dann jene Antworten der Christen gehöret, welche selbst die Philosophen überwiesen, und die Kaiser besänftiget haben? O deine Hand, die sich nur in der Musik und dem Tanzen wohl geübet, ist zu weich, so große Zehanien zu behandeln, welche die Ehre der Bücherjäle ausmachen: deine Wangen sind zu blühend und zu zart, als daß sie bey den Werken einer so rauhen Weisheit erblassen mögen. Du lieseſt dieses oder jenes Journal etwa in der Fruhe, nicht bey dem Studierpulte, sondern bey deinem Aufputztische, und unterbrichst die Lesung itzt, da du in den Spiegel siehst; itzt, da du mit dem Perükier etwas zu schwätzen hast: oder du lieseſt selbes bey später Nacht hinein, um den Schlaf anzulocken, und die Einbildung zu beruhigen, welche etwa an jenem Abend durch glückliche oder unglückliche Zufälle, durch das Spiel, oder die Liebe in Unordnung gebracht wurde. Die Gesänge der Dichtkunst schicken sich für dich besser, als die Kanonen der Kirche: dir sind bekannter die eingebildeten Zusammenkünfte der Musen, als die allgemeinen Kirchenversammlungen der Väter. Geh also muthig mit Blumen gekrönt dem Parnasse zu; aber entferne dich immer weit mit deinen weltlichen Füßen von dem Heiligthum göttlicher Wissenschaften. Ich weiß nicht, was für ein heiliger Zorn dergleichen Reden mir eingab. Allein neben dem Humor, den meine Seele annahm, und der Auferziehung, nach der ich mein Leben einrichtete, lehrte mich auch

die)

Erfahrung bey andern, daß die Grobheit, wenn sie auch vom Eifer herkömmt, meistens unsere Brüder Jesu Christo nicht gewinne; und daher enthalte ich mich von dergleichen allzu bittern Ausdrücken. Ja ich möchte nicht, daß ich jemand bishero mit dem so sehr verabscheuten Worte der Unwissenheit beleidiget hätte.

Ich will es also gern zulassen, daß einige Leser in gewissen Künsten und Wissenschaften vieles verstehen, und große Schätzung verdienen; aber dessen ungeachtet unterstehe ich mich den nämlichen, die ich so ehre, zu sagen, daß es ihnen bey dieser Sache an gehöriger Wissenschaft gebricht. Sie werden in der Geometrie, in der Physik, in der Rechtsgelehrtheit, in der Polizey stark bewandert seyn. Auch der Beschnittene der Königinn Candazes war ein Politiker, und grosser Minister eines Reiches; und doch trug Philipp kein Bedenken ihm zu sagen: **Glaubst du zu verstehen, was du lieseſt (a)?** Es mangelt ihnen nämlich die Kenntniß von den Glaubensstreitigkeiten, und die Wissenschaft der Religion. Wie viele Gelehrte wissen den Ursprung der Welt nach dem Cartesius, und wissen selben nicht ganz nach dem Moyses? Wie viele wissen die Unternehmungen des Alexanders und Cäsars besser, als eine des Josue und Gedeons? Wie viele können uns einen bessern Bericht geben

von

(a) Actor. Cap. 8. v. 30.

von der Republik der Römer, welche unsern Glauben verfolgten, als von dem jüdischen Volke, so uns in dem wahren Glauben vorgieng? Wie viele wissen genauer die Akademien von dem heydnischen Griechenland, als die Ketzereyen des christlichen Griechenlands zu unterscheiden: und damit ich euch nur an die Hauptsache meiner Klage halte, so ist die praktische Einsicht in unserm Catechismus nach jener Ausdehnung, welche ein gesitteter Mensch haben soll, auch unter den Adelichen nicht so gemein, als man etwa denket. Ein Wunderding! Selbst der Wohlstand, wenn man anders *nicht will* verachtet werden, verbiethet uns von der Baukunst, von der Malerey, von der Musik, Arzney, und Chirurgie zu reden, wenn man nicht mit einigem Fleiße sich jemals auf diese Künste verleget hat; nur von der Theologie soll es jedermann zu reden erlaubet seyn, ohne sich jemals darauf verwendet zu haben?

II. Ueble Beschaffenheit von einer gewissen Gelehrtheit. Selbst die Unwissenheit wäre oft in Vergleich mit einer gewissen noch gefährlichern Gelehrtheit erwünschlich. Manche verkosten ein wenig die heiligen Wissenschaften, und verschaffen sich eine halbe und mangelhafte Kenntniß von selben aus eitler Hoffart alles zu wissen; indem sie von einem Buche zum andern herumfahren, ohne Einigkeit, oder Standhaftig-

haftigkeit im Studiren zu beobachten. Das vermessentliche Zutrauen auf sich selbsten macht sie dann zu Richter in diesem Fache; aber ganz unrechtmäßige: denn die heiligen Wissenschaften sind sehr ernsthaft, erhaben, enge mit einander verbunden: sie fodern eine fleißige und unermüdete Verwendung: es erkiecket keineswegs nur geschwind aus Unterhaltung über selbe durchzufahren. Vielleicht, weil eben der gelehrte Minister von Candazes den schwersten Propheten Isaias auf dem Wagen nur zum Zeitvertreibe las, kam der Mann Gottes, der heilige Philipp mit der bißigen Frage über ihn: Glaubst du zu verstehen, was du liesest? Die Schrift hat viele Beschwerniße. **Es sind manche Stücke hart zu verstehen** (sagt der heilige Petrus von den Briefen seines geliebtesten Bruders Paulus), **welche ungelehrte und unruhige Köpfe, so wie die übrigen Schriften zu ihrem Verderben verfälschen** (a). Alle Ketzereyen hatten ihren Ursprung von der üblen Auslegung einer Stelle der heiligen Schrift, da selbe eitle und hochmüthige Leute nach ihrem Privatgeiste, nicht nach dem öffentlichen Sinne der katholischen Kirche erklären wollten.

Gebet mir einen Menschen, welcher einerseits mit Witze, andererseits mit Adel, und mit Geld versehen ist, dem es mithin auch an Schmei-

(a) II. Petr. C. 3. v. 26.

Schmeichlern nicht gebrechen wird: er habe nun einen Auszug von der Kirchengeschichte, oder einen Theil von der Auslegung der heiligen Schrift gelesen: so hält er sich schon geschickt, jeden Artikel, so die Religion betrifft, zu beurtheilen: in den Streitigkeiten spricht er diesen Recht, andere verwirft er frey; er prüft das Priesterthum, unterwirft sich die Gesalbten des Herrn, und ergreift die Wagschale des Altars. Allein was für üble Eindrücke muß die Lesung gewisser Bücher in einem Menschen machen, welcher so zu urtheilen beschäffen ist? Ich bekenne aufrichtig die Wahrheit, daß obschon ich von der Kindheit auf meinen mittelmäßigen Verstand auf die menschlichen und göttlichen Wissenschaften verwendet habe, doch zu Zeiten wider meine Erwartung bey Lesung guter Bücher (welches ich für meine Pflicht halte) erfahren müßte, wie ich mit meinem Verstande einzuhalten und nachzudenken genöthiget wurde; weil mir die Widerlegung von jenem, was ich las, nicht gleich beyfiel. So groß ist die Verschiedenheit auch jener verborgenen und ungewöhnlichen Materien, die sich ineinander verwickeln. So ausnehmend aber die Bosheit ist, mit welcher sie die Urtheile anderer verkehren; so muthwillig ist ihr Stolz, mit dem sie Texte und Glossen verfälschen. Ich schloß indessen jene Bücher, und öffnete andere: ich war nicht saumselig die Frage genau zu untersuchen; nachdem ich so mein Gemüth von allen Zweifeln befreyet, gieng ich immer aus den Büchersälen,

auf

auf ein neues in meiner Religion getröstet, und über die Untreue ihrer Feinde erzörnet. O wie oft denkte ich bey mir selbsten: Ich bin doch in in dieser Wissenschaft nicht unerfahren: ich liebe so zärtlich meine Religion, und doch muß ich bey Lesung dieser Bücher da und dort auf eine kluge Antwort nachdenken. Was wird mit Leuten geschehen, die nur gar weniges von der Oberfläche der Theologie und Schrift wissen, die nicht immer mit einem scharfsinnigen Verstande begabet sind, die keinen Eifer für die Frömmigkeit haben, die weder wollen, noch können ihren Zweifeln Genügen leisten, das Rathhaus und das Gericht, oder die Redouten und Comödien verlassen, um sich in einen Büchersaal zu verschließen? wenn ich auch voraussetzte, daß sie darinn wußten, wohin gegen Aufgang oder Untergang sie ihre Augen und Hände wenden, und bey was für einem Todten sie Rath und Unterweisung suchen sollen.

Von dergleichen Leuten, welche sich in weltlichen, und zu Zeiten auch in heiligen Wissenschaften nur wenig bekannt machen, muß man zu Zeiten Lobsprüche solcher Bücher nicht ohne Aergerniß hören: diese Aergerniß nimmt zu, wenn auch die Worte dieser Herren gemäß ihres geistlichen Berufes heilig seyn sollten. Sie loben die Bücher nicht, als wenn sie ihren Irrthümern beyfielen: sie denken gut katholisch, ja auch fromm; sondern weil sie von der scheinbaren

Gelehr-

Gelehrsamkeit, und Annehmlichkeit solcher Bücher also gerühret werden, daß sie an ihrer Widerlegung gleichsam verzweifeln; sie seufzen also, und weinen nicht über die Bosheit, welche sie in diesen Schriftstellern wahrnehmen, sondern wegen der Beschwerniß selben zu antworten, die sie zu sehr erheben. Was für eine Heiterkeit des Verstandes, sagen sie, wird zu ihrer Widerlegung erfodert? Wie muß man sich dabey von allen Vorurtheilen der Scholastiker losreißen? Wie muß man das Gemüth in eine ganz gleichgültige Lage setzen, daß es sich durch keine Partheyen der Gelehrten verwirren läßt? Was für eine Feinheit und Munterkeit der Feder wird erst erfodert, um die Beantwortung eben so reizbar, wie der Einwurf war, für die Leser zu machen?

Ich bekenne es, daß es manche Bücher zu widerlegen keine so leichte Sache sey; es ist eine harte Sache, weil einige dieser Schriftsteller sich in der Schreibart vorzüglich hervorthun, so etwas seltsames ist; es ist eine harte Sache, weil man die Verläumdung oft mit einem Worte anzettelt, und selbe meistens nur mit mehrern Blättern widerlegen kann; man verkehret leicht den Verstand des Textes eines Vaters: bringt ihn aber nicht anders, als durch eine lange Untersuchung des Contextes zu rechte. Es ist eine harte Sache, weil jenem, welcher ernstlich antworten will, es nicht gestattet wird, mit eingemischten neuen Zeitungen zu scherzen, und den Pöbel damit

mit zu unterhalten. Man setze hinzu, daß wir bey unsern Antworten nicht oft mit angenehmen Wahrheiten aufziehen können: wir müssen manchesmal den Leser des Todes und der Hölle erinnern; da indessen die Lehren unserer Gegner dem verdorbenen Menschen ganz angenehm fallen müssen, da sie ihn ermuntern, er solle sich wohl seyn lassen; er solle munter die Lustbarkeiten, das Essen und Trinken, die Gesellschaften und Tänze, Musik und Comödien genießen; denn dieß ist meistens der Schluß ihrer finstern Betrachtungen. Was die Munterkeit und Leichtsinnigkeit der Feder und Schreibungsart betrift, glaube ich auch zu verstehen, was eine ernsthafte und schwere, und eine leichte und muntere sagen wolle; doch ist dieser Ausdruck einer leichten und freyen Schreibart heute manchen so liebenswerth, daß ich es mit ihnen nicht halten könnte, wenn sie selbe auch bey den wichtigsten Materien foderen: wenn sie einen Syllogismus gleichwie ein grobes Joch, so man dem Leser um den Hals wirft, und eine genauere Citation, wie eine schwere Bürde, die man auf seine Schultern legt, ansehen wurden, obschon unsere neuesten Gegner ganz frey, ungebunden, leichtsinnig, das ist, oft ohne Logik, und meistens ohne Citation zu schreiben pflegen.

Lasset euch, meine Jünglinge, von solchen Lobsprechern nicht irre machen; einen Theil ihrer Lobeserhebungen eignet sich die Mode zu, welche in den Wirbel ihrer belobten Gewohnhei-

ten manchesmal auch die Gedanken der Weisen hineinreißt. In dem 15ten Jahrhundert, da die gesitteten Bürger in den Redouten kretischen Wein tranken, redete man von dem Gräzismus und der Grammatik. Heute, da man Caffe trinket, spricht man vom Theismus und von der Metaphysik. Damals war jedes Buch von dem Erasmus und Bukananus schön; heut aber gefällt jedes von jenen, die ihr wohl kennet. Einen Theil der Lobsprüche eignet sich die Unerfahrenheit der Leser zu, weil ihnen viele Einwürfe ganz neu scheinen, welche schon längstens katholische Lehrer sich selbsten gemacht, und zugleich widerlegt haben. Man kann mit Grunde behaupten, daß unsere Feinde seit 100 und mehr Jahre her keinen einzigen Einwurf, der in der Wesenheit betrachtet, neu wäre, wider unsern Glauben erfunden haben; nur die alten wärmen sie immer mit so großer Mühe auf. Zu Zeiten sind einige Leser zu finden, welche um gewisse Blumen der Wissenschaften sich immer herummachen nur ihre schönen Farben zu bewundern, wie es die Flitterlinge zu machen scheinen, nicht wie die Bienen den guten Saft herauszuziehen. Einige sind immer in Gefahr jede Grübeley des Leibnitz und Wolffs mit demüthiger Beugung gutzuheißen, aber die nämlichen mit stolzem Eckel in dem Arriaga und Ulloa zu verwerfen; das feine Papier, und der goldene Schnitt tragen auch etwas bey, die Trugschlüße manchen zu empfehlen. Der Comenus mit den schönen Kupfern des

Pikards

Pikards und Pasquiers gilt bey ihnen so viel, als ein guter Beweis des heiligen Thomas oder Suarez. Endlich einen Theil dieser Lobsprüche eignet sich eine gewisse Art der Bezauberung zu, mit welcher manche solcher Bücher geschrieben sind; man erlaube mir, mich so zu erklären. Heute wird von vielen die Schreibart des Seneka jener des Cicero vorgezogen; man findet ein Wohlgefallen mit hohen und spitzfindigen Antithesen zu spielen; indessen pflegt eine Rede, welche immer funkelt und glänzet, den Verstand zu verblenden, besonders im ersten Anblicke, und dann wenn es immer so fort dauert. Wurde man nun gleichsam in dem Schatten einer ruhigen Betrachtung die Augen vor jenem Glanze ein wenig zuschließen, und, nachdem man solche Bücher verstanden hat, auf jenes, was man zuvor wußte, zurückdenken: so öffnete man nachmals die Augen weit sicherer, und fände selbe nach aufgehobener Bezauberung das zweytemal ganz anders.

III. Ueble Beschaffenheit von Seite des Herzens, die Eitelkeit. Einige hören sagen, es gebe gewisse Schriftsteller, welche sich gleichsam feyerlich zur Gottlosigkeit bekennen, die man Original nennet, und welche der Welt zu einem gelehrten Schauspiel dienen. Sie hören sagen, daß nur große Köpfe die Stärke haben, die angebohrnen Vorurtheile zu besiegen, daß man in gewissen Ländern über alles denket, in unsern nur über die Hälfte: noch in andern wachsen die Leute nur, wie die Pflanzen ohne Denken auf;

daß man ein gewisses Zweifeln für die Stärke des Geistes, für Vernunft, Freyheit und Gelehrtheit ansehe: und entgegen ein gewisses Glauben für eine Schwachheit des Geistes, für eine Pedanterey, Gleißnerey und Unwissenheit: daß dieses das philosophische Jahrhundert sey, daß die die Philosophie, wie ein sehr berüchtiger Freydenker sich rühmet, von Tag zu Tag fortschreitet, und der Welt alle Ruhe verspricht: daß wir endlich nichts als Philosophen werden müssen, daß man die Philosophie befördern müsse: und diesen ehrwürdigen Namen der Philosophen wiederholet man ohne Unterlaß.

Fürwahr es giebt manche, welche durch die Philosophie andere verführen, da sie mit diesem großen, schmeichelnden und ehrsamen Namen ihre Irrthümer decken und verschönern wollen (a). Eben so verschönern sie sich mit dem schönsten Namen der Wahrheit immer. Ich verfiel auf Leute, welche aus Hochmuth närrisch wurden, sehr fleischliche geschwätzige Leute (so schrieb Augustin den Manichäern. Wir lassen unsere Philosophen dafür gelten; welche auch itzt zwo Grundursachen aller Dinge setzen: itzt nur eine einzige; itzt beyde läugnen) und sie sagen immer Wahrheit; viele schrieen mir damit zu; aber nirgends war selbe in ihnen; sie redeten nur Falschheiten (b). Auf

so

(a) S. August. Confess. L. 3, c. 4. (b) S. Aug. Conf. L. 3. c. 6.

so herrliche Sprüche und Ermahnungen zur Philosophie vergessen manche Leser jene Erinnerung, welche der heilige Paulus auf künftige Zeiten uns gab. **Sehet zu, daß euch niemand durch die Philosophie und eiteln Betrug, nach der Lehre der Menschen, und Elementen der Welt, und nicht nach Christum verführe** (a). Sie machen sich also große Begriffe von dem Unglauben, und pflegen selben als den Charakter eines starken Witzes, als den Vorboth eines großen Ruhms, als ein Empfehlungsschreiben an die Republik der schönen Geister anzusehen; diese ist nun die Berauschung des Betrugs, in die man durch solche Lesung verfällt, daß man aus diesen Büchern schon die ganze Weisheit erhalten zu haben glaubet. Der Unglaube wird für sie ein bequemer Uebergriff aller Wissenschaften, ohne daß sie auf den Kampfplätzen viel schwitzen und erfrieren müssen. Sie sehen ganz mitleidig auf den Pöbel der Sterblichen herab, mit welchen sie leben und umgehen müssen, und betrachten selbe als Dummköpfe, oder wenigst als fromme Unwissende. Sich selbsten aber sehen sie als Köpfe an, die sich nicht leicht besiegen lassen; sie rühmen sich trotzig, daß sie sich nur durch die Geometrie schlagen, und durch eine augenscheinliche Ueberzeugung unterjochen lassen: sie wollen die genauesten Kritiker seyn, welche alles mit der scharfen Wage einer strengen Beurtheilung abwägen wollen.

(a) S. Paul. ad Coloss. c. 2. v. 8.

Auf solche Art verlangen diese Großsprecher als Unglaubige und zugleich als Verblendete angesehen zu werden. Kommen sie unter die Leute, oder treten sie in eine Gesellschaft, sprechen sie 50 bis 60 Metaphoren von einer fremden Sprachkunde her; sie nennen die Schnellkraft der Gedanken, die Einpfropfung eines guten Sinnes, das Thermometer der Leidenschaften, das Automa der Gesellschaft, den Stoß, die Kräfte, die Massen, das Gleichgewicht, gerade und zusammengesetzte Verhältnisse von den gemachten Bedürfnissen, und von den ursprünglichen Empfindungen. Auf Berechnungen stehen sie immer bereit: sie berechnen die größte Glückseligkeit, und die kleinste Unglückseligkeit: sie messen den Menschen aus, itzt als wenn er eine unendlich große, itzt als wenn er eine unendlich kleine Größe wäre: sie wissen kühne Beleuchtungen mit boshaftem Schatten zu mischen; und fragt man sie, auf was sie sich wirklich verlegen, so antworten sie: auf das Recht, und die Metaphysik. Man könnte diese alberne Sprüche und gelehrte Redensarten in dem Umgange erdulden, wenn sie nicht ihr schön gekräuseltes und wohlriechendes Haupt erhöben, das Joch der Religion von sich abzuschütteln; wenn sie nicht von allen Seiten den Geruch ihrer Hoffart ausstreuten, und sich als unabhängig von dem Himmel erklärten. Wehrteste, geliebteste Jünglinge, die ihr mir zuhöret! wie beklemmt ist mein Herz, da ich diese Bilder zu schildern, und zu betrachten genöthiget bin! In welch tiefe Blindheit verfällt man, da

man sich eine Ehre darauch machen will, die innerlichen Worte des Herrn nicht zu hören, als sein Feind mit dem Finger gezeiget zu werden, ihn bis zu den Sternen zu bekriegen, und vom Throne seiner ewigen Herrschaft zu verstoßen, wenn sie so viel vermochten, diese elenden Insekten der Welt.

IV. Ueble Beschaffenheit des Herzens, die Freyheitsliebe. Aber endlich ist dieses ein Wind einer lächerlichen Eitelkeit, ein Ungläubiger scheinen wollen, und doch keiner seyn. Einige verlangen nach vielem Lesen dieser Bücher in der That solche zu seyn, weil sie ihren Vortheil dabey zu finden glauben. Man gebe mir einen lasterhaften Menschen, der ein verderbtes Herz hat, der aus seinem Glauben weiß, daß er die Strafen des künftigen Lebens verdienet hat: er stoßt im Lesen auf Schriftsteller auf; einer von selben scherzet darüber: der andere zweifelt daran; jener will eine Offenbarung dieser großen Wahrheit verneinen; ein anderer schränket die ganze Verfassung der Gedanken und Anmuthungen des Menschen auf 60 oder 70 Jahre seines Lebens ein. O Gott! dieser Mensch legt das Buch nieder, und ist schon verwirrt. Ich sage nicht, daß er gleich einwilliget, seinem Glauben absaget, keine Ewigkeit mehr zuläßt; sondern ich sage, daß er von seinem Vortheile, das ist, von der Freyheitsliebe versuchet werde: ich sage, daß er wartet, bis ein dichter Nebel vor ihm aufsteigt, und sein Verstand sich verfinstert, und dieß um so viel mehr, da man aus der Erfahrung weiß,

daß das Laster der Unlauterkeit auch bey den witzigen Leuten den Geist gleichsam viehisch, und die hohen Wahrheiten von Gott zu erkennen ganz ungeschickt mache. Der viehische Mensch, sagt der heilige Paulus, **versteht jenes nicht, so des Geistes Gottes ist (a).**

Er nimmt das Buch wiederum in die Hand, und fährt zu lesen fort? Von was für einer Verwirrung würde er entwickelt, von was für Gewissensbissen frey werden, wenn jenes nur wahr wäre, was dort gedrucket ist. Er könnte dann über jenes grüne Feld der Ruchlosigkeit herumschwärmen, und im Schoße der Wohllüsten ruhig leben: er könnte über die Einbildungen der Betrogenen, und über die Predigten der Fanatiker lachen. Ich sage nicht, daß der erste Unfall des ersten Buchs, so er liest, gänzlich seinen Glauben niederschlägt; aber er ergreift das zweyte, das dritte, das vierte, das zehnte, das dreyßigste Buch: und er ist immer schwächer, vielleicht weil er immer mehr verdorben ist. Je mehr ihm die Gebothe verhaßt werden, desto größern Verdacht überkömmt er von den Glaubenswahrheiten: desto stärkern Eindruck machen in ihm die Beweise solcher Bücher: desto leichter überreden sie ihn.

Auf solche Art entstehen jene Atheisten, welche ein Hofherr und Reisender, ein wackerer Philosoph und Gelehrter (b) **Atheisten durch die Einpfropfung** nennte, weil der Atheismus auf die

Frey

(a) I ad Cor. c. 2. v. 14. (b) Cel. Magalotti.

Freyheitsliebe eingepfropfet wird. Denn Atheisten, welche mit kaltem Blute und gesundem Urtheile durch Schlüsse das Daseyn Gottes verneinen, sind nach dem Urtheile der Weisen auf dieser Welt, nicht möglich. Allein, wenn der blos spekulativische Atheismus nicht möglich ist, so giebt es wirklich einen praktischen, der zwar auch im Verstande, aber unruhig, trüb und verwirrt sich aufhält, einen Atheismus, welchen die freyheitliebenden Menschen durch die Kraft, mit der sie ihn lang wünschen, und durch jene heimliche Gewalt, so die unordentlichen Anmuthungen des Herzens über die Urtheile des Verstandes ausüben, sich endlich verschaffen. Ich beleuchte nicht diesen letzten Theil meiner Rede mit mehrern Worten; denn diese ist eben die alte Art, die man immer gebrauchte, die Ungläubigen zu beschämen, da man ihnen erwies, daß sie gewöhnlich durch ein lasterhaftes Leben solche werden, und der Ursprung des Unglaubens in der schändlichen Begierlichkeit des Fleisches liege. Indessen werden auf die Lesung solcher Bücher böse Menschen und die schlimmsten Bürger gestaltet, welche dem Vaterlande höchst nachtheilig sind.

Man hat sich daher nicht zu verwundern, daß die Fürsten und Kaiser, Constantinus (welchen deswegen Eusebius (a) lobt, und Sokrates (b) unsern Zorobabel nennet), Theodosius, Valen-

(a) Lib. 2. de vita Constantini c. 3. (b) Lib. 1. c. 6.

tinianus, Marzianus, und Justinianus, welcher der Gesetzgeber der Welt war, und noch immer ist, die bösen Bücher feyerlich verdammet haben. Sie verdammten die Bücher der Arianer, Apollinaristen, Nestorianer, Eutychianer, und ähnliche Bruten der Erzketzer; eben so machten es Karl der Große, und Karl der V. in dem 16. Jahrhundert (a). Man muß bekennen, daß das Feuer in jenen alten Zeiten den Befehlen der Kirchenversammlungen und der Kaiser gut gehorsamet habe, da man die Irrthümer des Valentinus, Marzions, Arius, Eunomius, Nestorius, Pelagius und vieler anderer Ketzer nur in den Büchern der Väter, die selbe bestritten, noch finden mag. In der That hielten sich die Fürsten sehr wohl, und weislich; denn die Ketzer setzen immer die Staaten in Verwirrung; nachdem die Ketzer und Abtrünnige die Feder wider die Kirche gebraucht, ergreifen sie dann meistens das Schwert wider die Fürsten.

Allein einen weit größern Schaden, als die Ketzerey zufüget, hat man von dem Unglauben bey aller seiner politischen Annehmlichkeit zu fürchten, wenn sich seine Lehrmeister noch so sehr eines ruhigen und duldsamen Lebens rühmen; denn wer sich gänzlich wider den Himmel empöret, wird sich endlich auch wider den Thron empören. Leute, welche glauben, daß sie innerlich frey lasterhaft seyn mögen, werden auch äußerlich genug gefährlich. Heut streitet man nicht nur einen und den andern katholischen

(a) Raynaudi Erotemata de bonis ac malis libris, Tom. 11. & Bellarm. Tom. 2. de Laicis, L. 3. c. 20.

lischen Glaubensartikel, sondern die ganze Offenbarung an; ja, man bestrebt sich beynahe die ganze natürliche Religion auszurotten. Bey den Zeiten der Ketzereyen verneinte oder verkehrte man eine sonderheitliche Glaubenslehre, man zerriß die Einigkeit, und vermehrte die Sekten. Die Ketzer handelten fürchterlich, boshaft und hartnäckig: doch betheten sie Gott noch an, sie riefen Jesum Christum an, sie erkannten die geistige Natur der Seele, sie erwarteten ihre Unsterblichkeit, sie verehrten die ganze, oder den größten Theil der göttlichen Schrift; viele verwarfen die Uebergabe nicht; und gelung es dem Eifer weiser Männer, daß sie ihnen den Verstand der heiligen Texte, und die Stärke der Kirchenerklärungen recht zu erkennen gaben, so wurden sie überzeuget, zu Zeiten auch bekehret; weil sonst ihre Gesinnungen noch in allen übrigen Theilen gesund waren. Aber heut zu Tage, was für eine hochmüthige Schaar tritt hervor? wie wüthet, und bestrebt sie sich, das ganze Gebäude der geistlichen Hierarchie zu erschüttern, die Grundfesten zu zerstören, den Winkelstein umzuwerfen? mit was für einer Gewalt, die man eine unsinnige Wuth nennen kann, läugnen sie auf einmal das Pabstthum, die Kirche, die Sakramente, die Schrift, die Offenbarung? Sie eilen auf dieser Bahn so reißend fort, daß sie wirklich dahin kommen, das Daseyn eines Gottes zu läugnen, oder wenigst so eines Gottes, welcher die Welt regieret. Es mag sie von ihrem gottlosen Laufe nichts zurückhalten; umsonst schreyt man ihnen von allen Seiten nach:

Ver=

vernünftige Menschen, haltet ein wenig: ruhet, und denket einige Augenblicke nach. Wer hätte in den vorigen 17 Jahrhunderten von der Stiftung der Kirche bis auf uns jemals vorgesaget, es werde eine Zeit kommen, wo die Prediger ihren Zuhörern verkündigen müßten, daß es ein höchstes Wesen und eine Vorsehung gebe, daß die Seelen der Menschen nicht so, wie die Seelen der Pferde und Lastthiere mit dem Leibe zu Grunde gehen? Was wurden von diesen Ungläubigen gedenket haben nicht nur die ersten Christen, sondern auch alle Ketzer und Abtrünnige nach einander bis auf jene, welche die Kirche in den nördlichen Ländern verwiret haben, die Lutheraner, Calviniſten, Zwinglianer? Diese schönen Geister des 16. Jahrhunderts eigneten zu vieles dem Glauben zu, um selben nicht zu verlieren; die schönen Geister des 18. Jahrhunderts bestreiten den nämlichen Glauben; aber selben gänzlich durch den Unglauben zu vernichten. Diese elende Art wider ganz Unglaubige zu predegen, ist uns aufbehalten worden. Auch in dem Schoße von Wälschland, die wir so nahe bey dem Wohnsitze des heiligen Drakels, in Mitte katholischer Städte, müssen wir wider den Unglauben predigen! Mahumetaner (so muß ich zu Zeiten aufrufen) Perser, Scyter, Afrikaner, die ihr bey eurer elenden Religion doch einen gegenwärtigen Herrn und Gott erkennet, und eine künftige Belohnung oder Bestrafung erwartet, ihr habet noch einen kürzern Weg zur Wahrheit zu kommen, als diese Philosophen!

ihr

ihr werdet mit Verachtung Barbaren genennet, und doch seyd ihr aus Abgang der Erziehung weniger unwissend, als jene durch den Misbrauch der Lehre.

Indessen machet mit mir, Ihr, verständige Zuhörer, eine traurige Anmerkung. Die Hebräer erlaubten die Cantika, den Ezechiel, und den Anfang des Buchs Geneſis nicht vor dem 30sten Jahre des Alters zu lesen (a). Dionysius Bischof von Alexandria bekennet, daß er bey Lesung ketzerischer Bücher sein Gemüth durch ihre abscheulichen Sprüche nicht wenig beunreiniget habe; er wurde auch deßwegen von jemand brüderlich ermahnet: da er aber nachmals noch zu lesen fortfuhr, geschah es aus einer höhern Eingebung, wo er auch so gestärket wurde, daß er endlich bekennte, diesen Nutzen daraus gezogen zu haben, daß er jene Ketzer bey sich in der Stille widerlegte, und noch weit mehr, als zuvor, verabscheute (b). Der vierte Kirchenrath von Karthago verbiethet den Bischöfen allgemein die Lesung heydnischer Bücher, und erlaubt ihnen die ketzerischen nur für die Nothwendigkeit zu lesen (c). Sollen nun heut Klosterleute und Weltliche, Hofleute und Soldaten, Weiber und Knaben, nicht nur alle Ketzereyen, sondern auch allen Unglauben ungestraft lesen können? Soll man heut sich beklagen, wenn die Kirche dieses oder jenes Buch ihren Kindern verbiethet?

(a) Hieron. Prolog. in Ezech. Tom. V. edit. Veron.
(b) Euseb. L. 7. c. 6. Hist. Eccl. & Nicepn L. 6. c. 8. (c) Can. 16. Labb. Tom. 2.

thet? Wie kann man doch über die Macht des Pabstes in diesen Verbothen erst fragen? Heißt dieß nicht eben so viel, als fragen, ob ein Hirt die Macht habe, seine Schafe von einem angesteckten Brunnen, oder einer schädlichen Weyde mit der Ruthe fortzutreiben? Zu diesem Ende will ich mich nicht auf sonderheitliche Verordnungen berufen: ich will nicht einen heiligen Leo, oder Gregor den Großen, noch andere eben so gelehrte, als heilige Päbste, sondern nur Alexander den VI. den Roderik Borgias anführen, dessen Aergernisse auf dem Stuhle Petri bekannt sind, dessen Namen die Zeitungsschreiber so oft erinnern, dessen Leben einen Theil jener Kirchengeschichte ausmachet, inwelcher unsere Freydenker mehr bewandert sind. Dieser Papst (welcher doch immer in den Entscheidungen der Glaubenssachen den Beystand des heiligen Geistes hatte, und sich in der Kirchenzucht immer klug und rechtgläubig erwies) befahl in einem langen Kreisschreiben allen Bischöfen, Erzbischöfen und Patriarchen, daß man kein Buch einer katholischen Stadt ohne Prüfung und Erlaubniß der christlichen Vorsteher solle drucken lassen (a). Heut klecket keine noch so ehrwürdige Macht die Leser zu bezäumen; oft reizet selbst das Ansehen des Verboths die Begierlichkeit selbes zu übertreten.

Ich weiß nicht, was für einen Ausgang diese wüthige Freyheit nehmen wird, noch wie weit

(a) Raynald. T. 11. an. 1501.

weit die Gedanken der Lesenden verkehret werden; mir steht es nicht zu, großes Elend vorzusagen; ich bethe die Vorsicht an, deren Anordnungen mir nicht bekannt sind, und schweige. Doch müssen mich die vergangenen Beyspiele mit Furcht erfüllen; es ist doch wahr, daß die berühmtesten Kirchen von dem gesittetesten Griechenland, und von dem weisen Aegypten nichts als Moscheen oder Götzentempel sind, daß man von jenen Kanzeln den Alkoran erkläret, auf welchen man das Evangelium predigte. Allein, wie immer die Geduld, oder der Zorn des Herrn seyn wird, sage ich gewiß allen. Brüder, seyd stark im Glauben: dieser macht einen wahrhaft starken Geist aus; ist es aber nicht eine wahre Schwachheit, einen so ringsinnigen Verstand haben, welcher wie ein schwaches Hölzchen auf dem Wasser schwanket, und wie ein leichter Sand von jedem Winde der Lehre herumgetrieben wird. (a).

Meine Herren, ihr seyd noch jung: die Hitze eures Alters, die Unerfahrenheit, die Freyheit, die Unbesonnenheit, ach! wie oft verführen sie euch? und wie oft unterlieget ihr selben mit eurem eigenen Schmerzen? wenn ihr doch bey diesem Elende eures Alters die heiligen Grundsätze eurer Religion rein und unverfälschet beybehaltet, so wird eine Zeit kommen, wo selbe von dem Verstande aus eine starke Macht über euer nun minder hitziges und unruhiges Herz äusseren,

(a) Paul, ad Ephes. c. 14. v. 14.

seren, und eure aufsteigenden Leidenschaften leichter unterdrücken werden. Und gewiß im Zeitpunkte des Todes, in jenen finstern Umständen, bey jenem äussersten Streit der Seele, was Trost werdet ihr haben, wenn ihr sagen könnet: ich habe freylich gesündiget: ich gienge irre! und war gebrechlich. O meine Jugend! o Tage, o Leidenschaften! die Barmherzigkeit Gottes wolle die Verbrechen jenes unbesonnenen Alters vergessen. Doch wenn ich nicht gut wirkte, glaubte ich allezeit gut: ich zweifelte niemals an einen Artikel, und glaubte kräftiglich, was mir immer die heilige Mutter die Kirche zu glauben vorhielt. Der fromme Priester wird dann einem solchen eine natürliche Uebung des theologischen Glaubens einsagen, und weil er selben schon angewohnet hat, so wird er ihn mit der Gnade nachmachen. Dann wird der Diener Jesu Christi seine weinenden Augen zu Gott, der dieses sein Geschöpf bald richten wird, erheben, und im Namen der Kirche voll der christlichen Hoffnung sprechen: Herr! nimm diese Seele auf, so ich dir empfehle; denn wenn sie auch gesündiget, so hat sie doch den Vater, den Sohn, und den heiligen Geist nicht geläugnet, sondern geglaubet: sie hatte den Eifer Gottes in sich, und hat Gott, der alles gemacht hat, treu angebethet.

Gelehrte

Moden.

Obgleich in vorigen Zeiten dasjenige seltsame Ding, welches wir jetzt Mode nennen, nicht ganz unbekannt gewesen, so ist es doch in unseren Zeiten unstreitig damit aufs höchste gestiegen. Wir bleiben damit nicht mehr bey Trachten, und Gewohnheiten stehen; nein, die Wissenschaften und der gelehrte Stand selbst sind davon nicht mehr ausgenommen. — Vor etlichen 20. bis 30. Jahren war es Mode überall zu philosophiren, zu definiren, zu demonstriren, zu abstrahiren, oder wenigstens so zu scheinen. Kein Eckstein, keine Gränzsäule, kein Fenster, kein Thor oder Pforte, kein Mensch auf der Gasse war mehr sicher von solchen tiefsinnigen Philosophen im Nachdenken umgerennt zu werden. Wer es sich damals unterstanden hätte, öffentlich zu sagen, daß er kein Wolfianer wäre, der würde in großer Gefahr des Lebens, oder doch wenigstens vor dem Kopfbohrer nicht sicher ge-

wesen seyn. Gott Lob! diese Zeiten sind vorbey. Man sorget in unseren Tagen besser für Gemächlichkeit des Lebens. Man weiß, was das viele Nachdenken der Gesundheit für Schaden bringet. Weg mit der Philosophie, das sind Schulgrillen! Schöne Wissenschaften und freye Künste dafür! Aesthetik ist überall die Losung. Das Gehirn bleibet dabey besser in seiner Faßung; es wird nicht zu sehr angestrenget. Aesthetisch geprediget, ästhetisch in den Gerichten gerechtfertiget, ästhetisch die Kranken geheilet, ästhetisch demonstrirt, ästhetisch geschimpfet, gelogen, geschlagen, Gesundheit getrunken, geschmauset; ästhetisch auf dem Acker, bey dem Pflug, in dem Garten, bey den Bienen, in der Apotecke, im Kramladen, und wer weiß, was sonst noch ästhetisch geschiehet? — Wie angenehm, wie lieblich, wie vorzüglich, wie bequem ist diese Mode gegen die vorige trokene, finstere und gezwungene philosophische Art zu studieren! — Herrliche Zeiten! Wie sehr werden es uns unsere Nachkommen zu verdanken haben, daß wir für die Gesundheit und Gemächlichkeit unserer Kinder und Enkel so gut geforget haben! Die Ecke-

und

und Gränzsteine haben nunmehro nichts mehr zu besorgen, und man kann jetzt ganz sicher auf den Strassen gehen. Die ästhetischen Leimstängler sind keine so gefährliche Leute, als sie scheinen und die gewöhnliche Krankheit, der Enthusiasmus, oder eine Art vom gelehrten hitzigen Fieber, hat auch nicht soviel zu bedenken. Der Paroxismus schadet mehrerentheils nur dem Papier, der Feder und Dinte.

2.

Der gelehrten Mode sind nunmehro alle Wissenschaften unterworfen, besonders aber die Dichtkunst. Vor etlichen 20. bis 30. Jahren war sie noch eine menschliche Kunst: man schrieb um von Menschen verstanden zu werden. Nach der Zeit wurde sie eine göttliche, schöpferische Kunst. — für Engel ist sie zu wenig, man schreibt nur für Seraphen, für Cherubs, für Athniels, Uriels, für Sylphen, Faunen, und Gott weiß, für was für unbekannte Wunderthiere mehr! Je schwülstiger und dunkler, je besser, erhabner und gelehrter. — Keinem Sterblichen ist es erlaubt, bis in die Wolken nachzuschauen, oder die Geheimniße des Orakels,

ohne eine höhere Kraft zu ergründen. — Eben darum war das Orakel zu Delphis, dunkel, weil es göttlich war. — Ein Gedicht ohne Ausleger zu verstehen, daß hieße die Kunst entheiliget. Merket euch dieß ihr unästhetischen Sterblichen! Strafe genug für euch, daß ihr diese göttliche Kunst nicht verstehet! — Glücklich ist der, dem solche hohe Gedanken niemals einfallen. Ich begehre wenigstens nicht, mit meinen schwachen Sinnen in diese Geheimniße einzudringen. Ich gedenke wie der Herr von Kreutz, (*) gedacht hat.

„ Ich bewundere den Flug des Adlers, so
„ lange ich ihn sehe; wenn er sich aber in den
„ Wolken verlohren hat, so mag er sich dort
„ Bewunderer verschaffen.

Das ist mein ästhetisches Glaubensbekenntniß. — Wie vielen hat der Glanz der Sonne an ihren vorwitzigen Augen Schaden gethan!

3.

Daß auch die Sprachen der Mode unterworfen sind, solches erfährt unsere ehrliche

(*) In seinen Gedanken vom Trauerspiele a. d. 96. und 97. S.

che Muttersprache leider; mehr als zur Gnüge. Was für englische, lateinische, französische und andere ausländische Wortfügungen und Redensarten, was für eine Menge barbarischer Wörter, was für eine seltsame und nagelneue Rechtschreibung! Wie gerne verdauschten unsere witzigen Herrn Aesthetiker ihre ganze Sprache gegen eine andere, wenn es angienge. Sie ist ohnedieß schon alt genug, und ihnen nicht mehr anständig. Eine neue her! — Ja doch. — Machet, was ihr wollet, aber lasset euch zuvor die Lehre des Aristarchs in die Ohren raunen: „ Ihr Herren Aesthetiker ihr Herren „ Schöndenker, Schönschreiber, ihr Druiden, „ Barden und Skalden unserer Zeit! Wann „ ihr ja Sprachenreformatoren werden wollet, nehmet zuvor einige Jahre die Grammatik in die Hände! Den wollen wir mit „ einander weiter sprechen. Mit der Aesthetik „ ist es nicht ausgerichtet. Habt ihr aber da„ zu weder Lust noch Geduld, so lasset die Hand „ von der Tafel, und tröstet euch damit, „ daß ihr von der Vorsicht nicht zu Sprach„ richtern bestimmet seyd!

Auch die deutschen Buchstaben sind diesen Herren zu alt und aus der Mode, Sie sind nicht nach der römischen Architektur. Lateinisch dafür her! — Wie glücklich seyd ihr, ihr Deutschen! Nun müssen die Ausländer eure Sprache mit Gewalt lieb gewinnen, sie mögen wollen oder nicht; weil sie das verhaßte gotische Gewand abgelegt hat, und in einer römischen Kleidung erscheinet. Sehet, welche herrliche Früchte aus dieser Veränderung! — Aber — was kann ich dafür, daß ich so ästhetisch unglaubig und zweifelhaftig bin! Ich denke immer, wenn das einen Grund zu Verwechslung der Buchstaben abgeben soll, so kann ich von den Ausländern mit gleichem Rechte fodern, daß sie die ihrigen mit deutschen verwechseln sollen. Ihr Herren Spanier, Portugiesen, Türken, Tartaren, Chineser, Kreter und Araber! warum habt ihr dieses nicht schon lang gethan? Jezt waren eure Sprachen bey uns schon unter den Küchenjungens gangbar. — Wie schön wür-

de nicht ein arabisches, ein chinesisches Kompliment bey uns klingen; — Doch höret ihr Herren Witzlinge die Lehre des Herrn Aristarchs an.

„ Wenn die Ausländer unsere Sprachen „ hoch achten und lieb gewinnen sollen, so „ muß solches wegen ihrer innerlichen Beschaffenheit und Güte geschehen. Sind aber diese Bewegungsgründe nicht vorhanden so werden sie es wegen eines solchen äuserlichen „ vermeyntlichen Zierats gewiß nicht thun.

Solche Tändeleyen und Spiegelwerke des Witzes sind nicht der rechte Weg. Es ist vielmehr allezeit ein Zeichen einer verdächtigen Sache; oder es erwecket ein nicht geringes Mistrauen gegen das Vorhaben selbst, wenn es auch an sich noch so gut und nützlich seyn sollte.

5.

Ferner eine Lehre des Aristachs.

„ Wer sich einmal vorgesetzet hat, eine ausländische Sprache zu lernen, der würde ein wahrer Thor seyn, wenn er sich davon durch die

„ Buchstaben, welche er in 24. Stunden begreifen kann, abschröcken lassen wollte.

Die griechischen, ebräischen, syrischen, arabischen und andere Buchstaben sehen ja viel krauser, und magischer aus, weichen auch viel mehr von der römischen Baukunst ab, als die deutschen; und gleichwohl finden sich noch immer Leute, die solche Sprachen erlernen und lieb gewinnen, ohne sich durch die Figuren der Buchstaben abschröcken zu lassen. Wisset ihr Herren Witzlinge also keinen anderen Bewegungsgrund zu der Abschaffung und Verwechselung unserer ehrlichen deutschen Buchstaben mit den lateinischen anzugeben, so möchtet ihr mit eurer neuen Mode gar schlecht bestehen. Ihr werdet gewiß mehr Schaden als Vortheil davon haben. — Auf die deutsche Käufer kömmt doch das meiste an. Wie viele von diesen lassen nicht, aus einem gerechten patriotischen Eifer über solche thörichte Grillen, und aus einem gegründeten Eckel von solchen Verunstaltungen eure neumodische Schriften ungelesen und ungekauft! Wer wird von deutschen Lesern, die doch die meisten ausmachen, verlangen können, daß sie, euch zu gefallen, von

neuem

neuem zu buchstabieren und schreiben zu lernen anfangen sollen! Denn wie beschwerlich ist nicht das Lesen solcher Schriften, wie langsam und unbequem gehet das Schreiben von statten, und wie oft muß nicht der leser stocken, und sich, so zu sagen, mit dem Buchstabieren wieder zu recht helfen, ehe er weiter fortlesen kann! — Mich deucht immer, euer angeführter Grund, daß die Ausländer unsere Sprache lieb gewinnen sollen, ist nur ein bloßer Vorwand, eure Liebe zum Sonderbaren und zur Neurungssucht dahinter zu verstecken. Eure Bemühung wird aber gewiß vergebens seyn, und ihr werdet niemals einen anderen, als den Namen eines Sonderlings, bey verständigen und patriotisch denkenden Gelehrten, sowohl einheimischen als auswärtigen, davon tragen. Denn ihr habt das Zeichen der Verachtung und Thorheit an der Stirne.

6.

Wieder eine Lehre des Aristarchs.

„ Was man kürzer haben kann, dazu bedarf man keiner Umschweife.

Ist es also nicht thöricht, unsere ehrlichen alten deutschen Buchstaben, zu denen wir einmal

mal gewöhnt sind, und welche wir ohne Anstoß, mit der größesten Fertigkeit weglesen und wegschreiben können, gegen andere, die wir erst mit Mühe uns angewöhnen sollen, und die uns im Lesen und Schreiben vielen Aufenthalt, viele Unbequemlichkeit und Hinderniß verursachen, zu vertauschen?

7.

Noch eine Lehre des Aristarchs.

„ Verbesserungen haben nur alsdenn und
„ daselbst Satt, wenn und wo sie nöthig sind.
„ Auserdem sind sie überflüßig und schädlich.

Nun sagt mir doch eine Nothwendigkeit, welche uns bewegen sollte, unsere Buchstaben abzuschaffen und zu vertauschen, oder nach der ästhetischen Sprache zu reden, zu verbessern! Mich deucht immer ihr Herren Witzlinge! ihr werdet die Antwort, wenigstens eine genuthuende Antwort, hierauf schuldig bleiben.

8.

Ja, sagt ihr, die lateinischen Buchstaben sehen doch zierlicher, feiner und runder aus, als die deutschen. — Ge-

setzt

Gesetzt, es ist wahr; was ist das für ein Bewegungsgrund zu Abschaffung der deutschen? Drucket die deutschen eben so gut, als die lateinischen, oder nehmet vielmehr die Decke der Vorurtheile und Modesucht vor den Augen weg; tändelt nicht mehr mit ernsthaften Dingen, so werden sie euch eben so zierlich, so fein aussehen, als diese. Es kömmt auch nicht bloß auf das Ansehen an; der Geschmack ist ohne dieß sehr verschieden. Denn es müßten sonst die Griechen, Syrer, Araber und Ebräer die ihrigen den Augenblick gegen lateinische vertauschen. Die Deutlichkeit muß vornehmlich in Betracht gezogen werden. Und mich deucht immer, ich werde Recht haben, und den Beyfall der Verständigen erhalten, wenn ich sage, daß runde und gewölbte Buchstaben nicht so deutlich und nicht so leicht von einander zu unterscheiden sind, als eckichte und gebrochene! Wie leicht ist z. B. das b. mit h. das o. mit v. und dergleichen mehr, verwechselt; zumal in dem geschriebenen, und in dem geschobenen Druck! — Was antwortet ihr Herren Schönsdenker? — Saget doch nur gerade heraus, daß ihr es der Mode wegen thut. Wir wol-

len euch den Vorzug der Modegelehrsamkeit nicht absprechen. Ein Thor muß doch was Unterscheidendes haben, woran er erkennet wird.

9.

Ich sehe schon im Geiste, daß die jetzige Mode mit den lateinischen Lettern nicht lang mehr dauren wird. Denn unsere neusüchtigen Herren sind weder gewohnt, noch so geduldig, eine gelehrte Mode länger, als etwan 10 Jahre dauren zu lassen. Und in der That scheinet mir auch diese Mode eben nicht sehr erfinderisch zu seyn, sondern ihr das Neue und Sonderbare zu fehlen; eine nothwendige Eigenschaft ächter Moden nach dem französischen Geschmack. Denn was für ein geringer Unterschied ist zwischen den lateinischen und deutschen Buchstaben! Auserdem, daß sie mehrentheils einerley Ursprung haben, sind jene rund und gemölbt, diese aber eckicht und geschärft; im übrigen wesentlich wenig unterschieden. Was will das aber sagen! Man muß auf was Besseres sinnen. Griechische, arabische und syrische Buchstaben in der deutschen Sprache würden eine weit bessere und dem Geschmack zur Ehre

ge-

gereichende Mode abgeben. Ein deutsches Buch mit griechischer, arabischer oder syrischer Schrift, was für ein herrliches Ansehen müßte das nicht machen! — Ein jeder ist schuldig das Seinige zur verbesserung des Geschmacks beyzutragen. Ich erkenne mich gleichfalls pflichtbar hierzu. Nächstens wird ein mässiger Octavband, in deutscher Sprache mit griechischer Schrift gedruckt und zwar in Modeformat die Preße verlassen. Ich freye mich schon im voraus auf nützliche Erfindung, und auf den Beyfall unserer geschmackvollen Zeiten. Der Verleger der auch ein Mann von Geschmack ist, und nach der Mode zu leben verstehet, hat mit für jeden Bogen ungefordert 2 Pistolen gebothen. Er ist aber auch gewillet, die Auflage wenigstens auf 8000. Stuck zu machen. So gewiß ist er von dem herrschenden Geschmacke unserer Zeiten in den gelehrten Moden überzeuget! Ja, er dringet sogar schon auf die Schließung des Verlagshandels wegen der zweyten und dritten Auflage. Seine allerdings löbliche Absicht hiebey gehet dahin, sich dadurch aus seinen Schulden zu reissen; denn er hat alle seine Gläubiger darauf vertröstet. Ich aber ha-

be das bereits erhaltene und noch zu hoffende Geld zu milden Stiftungen ausgesetzet. — Sehet was für einen Nutzen die gelehrten Moden hervorbingen. — Gehet das Ding, wie ich nicht zweifele, gut, so sollen bald einige andere deutsche Bücher, mit arabischer und syrischer Schrift gedruckt, nachfolgen.

10.

Alle Moden sie mögen so abgeschmackt seyn, als sie immer seyn können, finden ihre Liebhaber, ihre Nachfolger. Der erste, der zu den Zeiten D. Luthers einen deutschen Brief mit Französischer Aufschrift geschrieben hätte, würde ohne Zweifel für verrückt im Kopfe gehalten worden seyn. Jetzt kann man diese Mode ungescheut mitmachen, ohne deßhalb für einen Narren geachtet zu werden. Wie haben sich die Zeiten nicht geändert! Höret aber darum die Thorheit auf, eine Thorheit zu seyn, weil sie von andern nicht so gescholten, oder auch wol gar von klugen Leuten begangen wird? Mit nichten? — Was kann wohl lächerlicher, thörichter, ja unsinniger seyn, als auf deutsche Briefe französische Aufschriften zu machen,

die

die fast mehrentheils so wenig der Schreiber, als derjenige, an den geschrieben wird, verstehet, und wobey man allezeit, um solche zu verstehen, erst einen Dolmetscher brauchen muß; da doch an den Orten, wo und wohin geschrieben wird, ein jeder deutsch verstehet?

„ Denn man sage mir um des Himmelswillen: wenn ich im Stande bin, mit „ jemanden ohne Ausleger zu reden, ist es „ nicht thöricht, ja sogar rasend mich eines „ Dolmetschers zu bedienen?

Sagt der berühmte Herr Hommel, (*) und zwar mit allem Rechte. Es fehlet nur an mehrern Nachfolgern, die das Kind bey seinem rechten Namen nennen, so würde sich diese Narrheit vielleicht bald legen. Kein Vernünftiger kann solche lächerliche Mode mit Grund oder im Ernste vertheidigen. — Wenn man, wie der Verfasser der 1765. zu Nürenberg in gr. 8. herausgekommenen Schreibkunst, weiter nichts vorbringen kann, als zu sagen: zu Beyb

(*) In der Einleitung zu seinem deutschen Flavius im 2. §.

behaltung der französischen Titel hätte man seine gute Ursachen: so frage ich: was sind den das für Ursachen? — Men wird gewiß die Antwort schuldig bleiben.

11.

Daß die Sprachen ebenfalls den Moden unterworfen sind, ist eine bekannte Sache; vornehmlich die Französische. Die mehresten lernen diese Sprache ohne hinlänglichen Endzweck. — Man sage mir doch, was hat ein Prediger auf dem Lande, ein Pachter, ein Mauthner, ein Bürgersmann, oder was haben wohl noch geringere Leute für einen Endzweck, daß sie ihre Kinder, und vornehmlich die Mägdchen, welche doch aller Wahrscheinlichkeit nach, in Ewigkeit nicht nach Frankreich reisen werden, und mit den Deutschen aller Orten fortkommen können, französisch lernen lassen, als weil so Mode ist? Was für unnütze Kösten werden dabey verschwendet, was für schöne Zeit wird dabey verdorben, die zu edleren Beschäftigungen und nützlicheren Sachen angewendet werden könnten! Was ist hier für ein Grund, für ein Endzweck, für ein Nutzen? —

Der

Der Grund ist die Thorheit, der Endzweck die Mode, und der Nutzen, daß die Thoren um das Gelt gebracht werden, welches fremden Landläufern zugewendet wird. Etwas ohne Grund, ohne Endzweck, ohne Nutzen zu thun, kann man diese Handlung mit einem andern Namen, als Narrheit, belegen, so bin ich begierig, ihn zu wissen.

12.

Man frage die mehresten Aeltern um die Ursache dieses Beginnens? — Ja, sagt man, es lasse doch schön; es gehöre heutiges Tages zu einer anständigen, zu einer galanten Lebensart französisch zu können; man könne dadurch leichter sein Glück machen; es mache einen jungen Menschen beliebt; man könne in Gesellschaft mit einem andern heimliche Dinge sprechen, ohne von den übrigen verstanden zu werden, und dergleichen Beschönigungen mehr. — Sind das nicht herrliche Vorzüge! — Ja vortreflich. — Ich beneide sie niemanden; ich sehe aber in allen diesen Stücken keinen wirklichen Nutzen, keine wahren Bewegungsgrund, und keine andere Ursachen,

als die Mode und die Thorheit unserer Zeiten. — — Es dürften nur einige Große anfangen, eine andere fremde Sprache zur Mode zu machen, man würde bald Nachfolger und eben solche Ursachen zur Beschönigung finden, wie war es ehedem mit der italienischen, und wie viele fangen jetzt schon an, die engländische zur Mode zu gebrauchen! Endlich wird wohl noch die Arabische an die Reyhe kommen; denn unsere thörichte Welt will beständig was Neues haben. — — Was für Nutzen erfolgt nun aus allen diesen gerühmten Vorzügen in Ansehung der französischen Sprache? Werden wir etwann dadurch geschickter, gelehrter, fähiger? Ich sehe es nicht ab; vielmehr immer affektierter, flüchtiger, tändelhafter und nachläßiger. Wie wenig kommen dermaleinst in den Stand, die französische Sprache wirklich nach ihrem Beruf zu gebrauchen? Wollen sie ja lesen? An guten und vortreflichen Büchern in deutscher und lateinischer Sprache fehlet es, Gott Lob! in allen Wissenschaften nicht. — Worinn bestehet nun der ganze Nutzen? Daß die Zahl der Thoren, Gecken und Witzlinge immer größer wird; daß die Leute

um ihr Vermögen und um die edle Zeit gebracht werden. — Denn wer etwas zur Mode lernet, kann der wohl einen anderen als den Narren eines Thoren verlangen?

13.

Keine Sprache ist wohl mehr der Mode und Veränderung in Worten und im Ausdrucke unterworfen, als die französische. Man sinnet, so zu sagen, wie über die Moden des Putzes, tagtäglich, etwas Neues in der Aussprache, in der Schreibart, oder in dem Ausdrucke zu erfinden, um nur für einen rechten Pariser gehalten zu werden, und im Stande zu seyn, ein neues Wort oder Redensart aus der ersten Hand, wie eine frische Waare oder Mode, anbringen zu können, oder in Gesellschaften was Sonderbares zu zeigen. Ja, es gehet dieser Unsinn so weit, daß es auch nichts seltenes ist, solche Worte und Redensarten aufzuschnappen, und als neue Bürger in die Sprache einzudringen, die von einem großen Herrn, einem vornehmen und gelehrten Mann, oder einem schönen und galanten Frauenzimmer, entweder im Spaß

vorgebracht worden, oder selbigen aus Miß-
verstand Irrthum, oder durch Vorreden von
ohngefähr entfahren sind, der Ausdruck mag
auch der Sache so entgegen und unangemessen
seyn, als er nur will. Ein einziger witziger
Geist darf ihn nur ein einzigmal gebrauchen,
so ist er schon gut französisch. — Was für
eine Verwirrung, Unbestimmtheit und Unge-
wißheit der Begriffe muß nicht dadurch sowohl
in dem gemeinen Leben, als in den Wissen-
schaften selbst entstehen. Es kann wohl nicht
anders seyn, als daß, wenn es so fort gehet,
dadurch alle 50 Jahre eine neue vermischte
Sprache hervorgebracht werden wird. — Man
sehe nur z. B. die Scharwenzelwörter: Genie,
esprit, galant, memoires, detail, charge,
decharge, action, addresse, affaire, coup,
éclat, etat, metier, rapport, ressort, sen-
timent, tour, trait — und andere französi-
sche Modewörter an, und schlage die Wör-
terbücher nach, so wird man über die viel-
deutigkeit dieser Wörter erstaunen müssen,
und nicht wissen, was für Begriffe man ei-
gentlich damit verbindet. Gleichwohl bekom-
men sie noch täglich mehrere Bedeutungen.

Was

Was für Unbequemlichkeit und Hinderniſſe aber muß es nicht verurſachen, in einer ſolchen modemäßigen, veränderlichen und ungewiſſen Sprache, deren Wörter ſo ſchwankend, vieldeutig und ſchlüpfrig ſind, die Wiſſenſchaften zu betreiben, und die Erklärungen der Dinge und Sachen zu beſtimmen, wenn man alle Augenblicke fragen und nachdenken muß, in was für einem Sinne das und das Wort allhier gebrauchet werde? Man hat der lateiniſchen Sprache ſchon lang den Vorwurf der Vieldeutigkeit ihrer Wörter mit Recht gemachet; bey ihr, als einer todten Sprache, iſt es auch nunmehro nicht zu ändern. Allein bey einer lebendigen iſt dergleichen Nachläßigkeit unverzeichlich, ſeltſam und lächerlich. Es iſt zwar nicht zu wünſchen, daß wir Deutſchen, die wir gerne andere Völker nachäffen, in dieſer Thorheit den Franzoſen nachfolgen, und ihnen gleich werden mögen. Allein es iſt doch zu beklagen, und es liegt ſchon leider durch die Erfahrung mehr als zu klar am Tage, daß ſchon viele, beſonders unter den ſogenannten Kunſtrichtern, Schönfärbern und witzigen Geiſtern! anfangen,

die deutsche Sprache auf gleichen Fuß zu behandlen. — Eine gewisse bestättigung der Wahrheit des Satzes, daß wenn auch eine Sache noch so schlecht, thöricht und abgeschmackt ist, sie dennoch einige Liebhaber und Nachfolger finde; und wenn auch nur die Liebe zum Sonderbaren der Grund davon seyn sollte. — Doch diese Mode ist nicht ganz zu verwerfen; sie hat aber auch ihren guten Nutzen in unseren witzigen Zeiten. Wie viele preßhafte, seuchte und flüchtige Schriftsteller, welchen wegen der Unrichtigkeit ihrer Sätze, Meynungen und anderer vorgebrachten Sachen, mit Recht Vorwürfe gemacht werden, können ihre Unwissenheit und Schwäche damit beschönigen, daß sie dieses oder jenes Wort nicht im eigentlichen, sondern in einem solchen neuerfundenen Modeverstande genommen hätten; wenn auch gleich der Zusammenhang der Sache anders lehren sollte. — Sehet, was für einen Nutzen auch die gelehrten Moden ihren Verehrern gewähren!

14.

Vor etlichen Zwanzig Jahren war es noch Mode, bey allen Gelegenheiten mit der Mathematik um sich zu werfen. Mathematisch auf der Kanzel, auf dem Lehrstule, beym Krankenbette, bey Liebeserklärungen, in den Gerichten, beym Schneider, beym Schuster, und Gott weiß wo noch mehr. — Man brachte die mathematische Lehrart allerwegen an; man gewöhnete sich zu einer tiefsinnigen Mine; man that als wenn man beständig grübelte und philosophirte, ob man gleich mehrentheils ganz gedankenleer war, um nur für einen Mathematiker, dergleichen man doch niemals gewesen, gehalten zu werden. Die Lakayen sprachen schon: Wie sich a zu b verhält, so verhält sich x zu y. — Jedermann wollte wenigstens so scheinen als wenn er ein Mathematiker wäre; denn es war so Mode. — Doch diese Mode gieng vorbey, sie war durch die Aesthetik, durch die Schöndenkerey verdrungen, und wer weiß, was für eine Wissenschaft an deren Stelle tritt. — Ohne Zweifel die Steinschneiderey, Pasten-

manufaktur, Gemmen-, und Bilderfabrike. — So kommen wir den Künstlern und Handwerkern immer näher, und zuletzt wird wohl die Schneider- Schuster- und Leinweberkunst an die Reihe kommen. — Herliche Aussichten in die Zukunft für die Gelehrsamkeit!

15.

Der Dichter, der sonst nicht so seraphisch und orakelmässig, wie ein Milton, Bodmer, und Klopstock sang, war ein elender Skribent, ein wäßeriger Geist, ein Erzkäzer, und wer weiß, was noch mehr; — Denn es war so Mode. — — Doch diese Mode ist nun vorbey. Wer nicht wie ein Gleim und Jakobi von dem kleinen Amor, von der Frau Cythere, von Liebe und Wein singet, der ist ein milzsüchtiger ein murrischer Kato, ein finsterer Kopf welcher nicht für diese Welt geschaffen ist, sondern welcher verdammet werden muß, seine heiseren Töne auf dem Kirchhöfen und bey den Gräbern hören zu lassen; denn er ist kein Mensch der sanfter Empfindungen fä-

hig

hig ist. — Sehet wie sich die Zeit, und mit Ihnen der Geschmack verändern!

16.

Sonst war die Geschichte eine Wissschaft, die Begebenheiten, den Verlauf und die Reihe der Dinge wie sie sich wirklich zugetragen haben, zu erzählen. Diese Zeiten sind vorbey. Jetzt ist sie eine Kunst, die Sachen so zu beschreiben, wie sie hätten seyn können, oder, wie sie, nach der Einbildung des Schriftstellers, hätten seyn sollen. Man abstrahiret die Geschichte aus den wahrscheinlichen Ursachen. Quellen anzuführen, ist nicht Sitte, es macht, nach der ästhetischen Sprache, das Werk zu dickleibig und möchte auch wohl um deshalben nicht rathsam seyn, weil die Leser sonst die Stellen nachschlagen, und den Geschichtschreiber öfters auf dem faulen Pferde erwischen möchten. Mit einem Worte: man thut fast nichts, als daß man schildert; jedoch nicht mit dem Pinsel, sondern mit der Feder und mit Worten. — Ein Haufen, ein Schröckh ein G*** — — Es ist einmal so Mo-

de.

de. — Nach der Verbindung, welche die Dinge unter sich haben, wird also ohne Zweifel die Fabel und die Dichtkunst in die Stelle der Geschichte kommen.

Aesthetische Praeexeyen

I.

Daß die Wissenschaften die Sitten feiner, weicher und geschmeidiger machen, ist ein von den Weltweisen, Sittenlehrern und Schriftstellern als unumstäßlich angenomener Satz, welcher aber zu unseren Zeiten gar sehr seinen Abfall leidet. Demuth, Bescheidenheit, Höflichkeit und Mässigung sind solche Eigenschaften, die man aus obigem Grunde vorzüglich in dem gelehrten Stande suchen und antreffen müßte, wenn auch dieselben gleich aus allen anderen Ständen verbannet und, so zu sagen, von dem Erdboden gänzlich vertrieben seyn sollten. Allein die Erfahrung leh-

ret

ret leider! zu unseren Zeiten gerade das Gegentheil; besonders bey unseren sogenannten schönen und witzigen Geistern, bey den Kunstrichtern und überhaupt bey denenjenigen, welche vorzüglich aus den freyen Künsten und schönen Wissenschaften ihr Hauptwerk machen. An Statt der Demuth ist Hochmuth und Pralerey, an Statt der Bescheidenheit, Ungezogenheit, an Statt der Höflichkeit, Grobheit, und an Statt der Mässigung, Stolz und Ungebundenheit eingekehret; und beynahe sollte man glauben, daß obiger Lehrsatz nunmehro seine Anwendung gänzlich verlohren habe. — Unser Wissen ist Stickwerk. — Diese biblische Wahrheit sollten vornemlich die Gelehrten beherzigen. Das würde sie nicht nur an ihre eigene Unvollkommenheit erinnern, sondern sie würden auch dadurch um so eher im Stande seyn, die Demuth, diese einem Gelehrten so nothwendige Tugend, selbst auszuüben, und, wie ohnedieß ihre Pflicht erfodert, dadurch andern, und besonders Ungelehrten, ein gutes Beyspiel zu geben. — Aber wie wenig wird dieses von unseren heutigen Gelehrten vornemlich von den sogenannten schönen und witzigen Geistern, Dichtern, Aesthetikern und Kunstrich-

richtern beobachtet! Was für ein stoltzes, aufgeblasenes und hochmüthiges Wesen herrschet nicht sowohl in ihrem Betragen, als in ihren Schriften, besonders wenn von den Vorzügen ihrer neumodischen Lieblingswissenschaften die Rede ist! Was für übertriebene Prahlereyen und Großsprechereyen machen sie nicht von dieser und jener öfters ganz entbehrlichen, oder doch ziemlich unerheblichen Sache, nicht anders, als wenn dazu göttliche Eigenschaften und Einsichten erfodert würden! Wenn man es aber recht bey Lichte besieht, so heißt es mehrentheils: parturiunt montes &c. Zum Beyspiele soll uns jetzt des Plinius Naturgeschichte dienen. Wenn wir von der schönen lateinischen Schreibart abstrahiren, was für unzählige Fabeln, Hirngespinste, abergläubische Legenden und Unwahrheiten sind nicht darinnen enthalten! Gleichwohl wird in des Herrn Gatterers historische Bibliothek (*) ein solches unerträgliches Aufheben davon gemacht, daß man nicht anders glauben sollte, als daß uns darinnen göttliche offenbarungen aufbehal-

ten

(*) S. 2. Band 331. S.

ten wären. Unter andern wird gesagt, daß derjenige, welcher das so genannte unsterbliche Werk des Plinius heraus geben wollte, ein Kenner der ganzen Natur seyn müsse 2c. Das lasse ich mir gepralet seyn! — Im Grunde ist dadurch eben so viel gesaget, als daß die Herausgabe des Plinius für Menschen eine ganz unmögliche Sache sey. — Den man sage mir doch, wo ein solcher Kenner der ganzen Natur anzutreffen ist? Quantum est, quod nescimus! — O, ihr armen Erdenklösse!

2.

Wir haben heute zu Tage, bekanntermassen keine Geschichtschreiber mehr, sondern lauter Schilderer, Charakteristen. Die historischen Schriften unserer witzigen Genies sie dergestallt mit Schilderungen, Betrachtungen, Charaktern, und anderen blumigten Zierathen durchwebet, daß es beynahe unmöglich ist, die eigentliche Geschichte von dem Wuste der Gedanken, Betrachtungen, Folgerungen und Einfälle der Schriftsteller zu unterscheiden; zumal, da es nicht mehr Mo-

de

de ist, die Quellen anzuzeigen. Diese Sucht scheinet nun einmal fast allgemein geworden zu seyn, und wird schwerlich anders, als durch die Länge der Zeit, welcher alle Moden, und also auch diese unterliegen müssen, geheilet werden können. Möchten doch unsere witzigen Herren schildern, so viel sie wollen, die Geschichte wird dennoch Geschichte bleiben, und die Nachwelt wird unsere ehrlichen alten unästhetischen Geschichtschreiber immer zu rechter Zeit wieder hervor suchen, wenn der ganze Plunder unserer heutigen schildermässigen Geschichtschreiber und Schriftsteller schon längst zu ihrem Ursprunge, in ihr Nichts zurückgekehret ist. Man gönnet unseren Herren Witzlingen und Schilderern gar gerne ihre Freude, nur sollten sie mit einer so stolzen und pralhaften Mine von sich und ihrer so überflüssigen als tändelhaften Kunst sprechen. Denn jedermann weiß es doch ohne dies schon, daß es weiter nichts, als leere und formelmässige Ausdrücke ohne Gedanken sind. Auch ihr Pralen und Aufschneiden könnte man ihnen zu Gute halten, solange sie noch in menschlichen Schranken stehen bleiben. Aber daß sie sogar anfangen,

sich und ihren Kunstgenossen solche Eigenschaften beyzulegen, die nur dem höchsten Wesen eigen sind, das ist doch beynahe unausstehlich und höchst eckelhaft zu lesen; ja ein Beginnen, das von Rechts wegen nicht ungeahndet bleiben sollte. Ein Beyspiel macht die Sache deutlicher. In keiner Schrift giebt man sich mehr Mühe die schildernde Schreibart in der Geschichte anzupreisen, als in des Herrn Gatterers historischen Bibliothek; und wer ein rechtes Muster von einer übertriebenen Lobeserhebung dieser unerheblichen Kunst lesen will, den verweise ich auf den 3ten Band, 216 und 217 S. Ich würde dem Recensenten auch dieses gar gerne vergeben, und mit der heutigen Mode aus christlicher Liebe entschuldiget haben: allein wenn es daselbst unter andern heißt: „Hier wird ein Philibert (welcher die Schweitzerische Geschichte schildermässig beschrieben hat) Wunder thun.“ so wird es mir derselbe nicht übel nehmen, wenn ich solches für eine Art von Gotteslästerung halte, es mag im Spaß oder im Ernst geschrieben seyn. Auch der Einwand, daß dieses nur uneigentlicher, ästhetischer und oratorischer Weise zu verstehen sey, kann hier keine Entschuldigung

abgeben. Gott ist zu heilig und zu gerecht, als daß er solchen Stolz, Uebermuth und Leichtsinn an seinem Geschöpfe gleichgültig ansehen sollte. — — Irret nicht, Gott läßt sich nicht spotten. — Wir haben Mosen und die Propheten, und bedürfen keiner Wunderwerke. — Was — ruft mir der Aesthetiker, der Witzling entgegen, gehet mich das an, du kömmst mit deiner Sittenlehre 50 Jahre zu späth! Weißt du denn nicht, daß ein schöner Geist und ein Schöpfer gleichgültige Wörter sind? Sollte also ein schöpferisches Genie nicht die Kraft haben, Wunder zu thun? — — Gut — worinn bestehen denn eure Wunder, etwann darinn, daß ihr vermöge eurer Schilderungskunst aus einem Tyrannen einen guten Regenten, aus einem Böswicht einen redlichen Mann, aus einem Unglaubigen einen Mann von Talenten, und so umgekehrt, oder eine nicht geschehene Sache als geschehen, und eine geschehene als nicht geschehen machen und schildern könnet? — Ey wenn dem so ist, wie ihr es also verstehet. — Glück zu ihr Wundermacher! Ich habe nichts dawider. — —

3.

Immerhin mögen sich unsere sogenannten Genies und schönen Geister auf ihre vermeynten Wunderwerke einbilden, so viel sie wollen; es sind doch nur Worte ohne Bedeutung, ästhetische Wunder, die wie ein Irrwisch von ferne zwar einem Lichte ähnlich sehen, die aber, je näher man ihnen kömmt, desto unmerklicher werden, und ehe man sichs versiehet, aus dem Gesichte der Menschen verschwinden, da sie kaum entstanden sind; die, wenn es aufs höchste kömmt, die Dauer ihrer Kunst, der Aesthetik selbst, der erreichen, und mit derselben binnen kurzer Zeit, wenn diese aus der Mode gekommen seyn wird, wieder untergehen müssen. — Allein wenn im 3ten Bande der gedachten historischen Bibliothek des Herrn Gatterer a. d. 34 S. sogar behauptet wird:

„ Daß ein Geschichtschreiber sich und seine „ Leser durch eine Nachahmung auf eine gewisse „ Art der Gottheit nähre, in deren Verstande „ nichts vergangenes, nichts zukünftiges, „ sondern alles gegenwärtige, nichts abstracktes, „ sondern alles individuell, alles anschauende Erkenntniß sey;

so mache ich aus Verdruß und gerechtem Eifer über solche kühne, unerträgliche und strafbare Pralereyen das Buch zu, und rufe mit der ganzen christlichen Kirche aus: o! ihr Herren Aesthetiker, ihr Herren Schönfärber, euer Verstand und euer Witz macht euch rasend! Geschwind zum Doktor und Barbierer, 50 Unzen Blut weg, oder die Nervenentzündung ist unvermeidlich. — Bey meiner Treu, ich weiß doch auch ein wenig, wie hoch ein ehrlicher Kerl allenfalls steigen kann; allein, was zu viel ist, das ist zu viel.

4.

Doch beynahe wird es gar zu toll. — — Man gehet nunmehro so weit, daß man sogar des Montesquieu l'Esprit des loix, dieses bloß aus witzigen Einfällen, Betrachtungen und Raisonnements, sonderbaren Meynungen und kühnen Muthmassungen, ohne die gehörige juristische und philosophische Kenntniß, und ohne die erforderlichen Gründe, zusammen gewebtes, zimlich entbehrliches Werklein, mit dem Mosaischen Gesetzbuche verglichen wissen will; wie solches der Herr Doktor und Professor Leß zu

Göttin-

Göttingen, für den ich sonst alle gebührende Hochachtung habe, in seinem Beweis der Wahrheit der christlichen Religion, Göttingen 1768 gewünschet hat. (*) Die Weise, und durchdringliche, und aus dem unendlichen Rathe und Willen Gottes herrührende Absicht und Einrichtung mit dem schwachen, seltsamen und überwitzigen System eines Menschen, eines Witzlings zusammen zu halten, ist das nicht eben so viel, als wenn ich Christum mit dem Bolial zu vergleichen mich erdreuste? — Was für ein überkühnes und strafbares Unternehmen ist das nicht von unseren jetzigen Gelehrten, die einem elenden und feuchten Montesquieu dadurch implicite göttliche Eigenschaften zugestehen! Wie soll da die Ehrfurcht für das höchste Wesen bestehen, wenn man einen zerbrochenen Rohrstab solche Einsichten und Verdienste zutrauet! — Klaget mit mir ihr Christen! ihr habt es Ursache, und beseufzet den Verfall eurer Religion, der nothwendig daraus entstehen muß!

(*) S. Hall. gel. Zeit. 1768. 95 St. 759 S. wo diesem Wunsche, wie leicht zu erachten ist, beygetretten wird.

Was soll endlich noch daraus werden? Mein Verstand stehet beynahe stille! — Wenn ein Klotz, Hausen, Basedow, Jacobi, Mendelsson, und andere witzige Spötter dergleichen gewünschet und geschrieben hätten, so würde es noch zu ertragen seyn. Ihr transitorischer Ausspruch hat wenig zu bedeuten. Allein ein Leß, ein Doktor und Professor der Gottesgelahrheit, auch Universitätsprediger, dieser gesetzte, ehrwürdige und ernsthafte Mann — — Das ist doch ganz ausserordentlich paradox, und höchst beklagenswürdig. — — Geschiehet dieses am grünen Holze, was will am dürren nicht geschehen. Hier lege ich die Hand auf den Mund. Wenn unsere Herren Witzlinge keinen weiteren Stoff zu Prahlereyen ausfindig zu machen wissen, so müssen die Alten solchen hergeben. Durch die Alten verstehen sie schlechtweg, die alten Griechischen und Römischen Schriftsteller. Die Alten zu kennen, und ein großer schöpferischer göttlicher Geist zu seyn, das sind bey ihnen gleichgeltende Redensarten. Wer aber die Alten nicht kennet, ist nach ihrer Sprache, ein Dunst, ein einfältiger Kopf, ein elender Skribent. Im Grunde betrachtet, ist es weiter nichts, als ein

Blend-

Blendwerk, wohinter sie ihre eigene Schwäche vor den Unwissenden zu verbergen suchen. Es ist also kein Wunder, daß sie sich auf solchen Alterthumskram so viel zu Gute thun, und so große Prahlerey von ihrer gerühmten Kunst ausposaunen. Unter anderen heisset es im 3ten Bande der Garterischen historischen Bibliothek, bey Gelegenheit, da das Schulmagazin ꝛc. recensiret wird, a. d. 325 S. also:

„ Man muß nie beym allgemeinen bleiben,
„ nicht nur aus dem System moralisiren, son-
„ dern das Herz treffen, zugleich aber den Ver-
„ stand überzeugen. Den Schlüssel zu dieser
„ Kunst haben die Alten. — — Diese, (nem-
„ lich die Alten) studire man, um mit einer
„ vollkommenen Kenntniß der Welt aus der Ge-
„ schichte aller Zeiten mit einem durchbohrenden
„ Blick in alle Winkel und Falten des mensch-
„ lichen Herzens, und mit der schärfsten Beur-
„ theilungskraft, gleich einem Plutarch, Sit-
„ tengemählde zu charakterisiren. —

Das lasse ich mir einen durchdringenden Blick seyn, der bohren kann. Ohne Zweifel hat ein

guter Tubus dazu gehöret, um die Winkel und Falten, auch andere verborgene Gemächer des menschlichen Herzens zu durchforschen. Bey uns wissen wir jetzt von diesen Bohrern nichts. Wenige Herren Aesthetiker besitzen dergleichen nur als eine Seltenheit in ihrem Antiquitätenge mach. — Schade daß die Bohrfabricken nicht mehr in solchem Stande sind, als bey den Alten; ewig Schade, daß diese Kunst beynahe verlohren gegangen ist, oder doch vermuthlich binnen kurzem ganz verlohren gehen muß, weil nur noch so wenig Bohrer übrig sind, die sich nothwendiger Weise endlich auch abnutzen, und dadurch der Bohrkunst selbst, weil sie anjetzt so stark getrieben wird, ihr Endschaft geben werden. — Was für Prahlereyen! — Den Schlüssel und das Schloß wäre ich doch begierig zu sehen. — Sollten sie in so langer Zeit nicht verrostet seyn? — — O! glückliche, beneydenswürdige Schlösserkunst!

Scheinet es doch beynahe, als wenn wir zu unsern Zeiten die wahre Weisheit, ohne die alten Schriftsteller gar nicht erkennen könnten, sondern, daß solche vielmehr einzig und allein nur

bey

bey den Alten anzutreffen wäre! Ist denn nichts gut, schön, gründlich, als was die Alten geschrieben, vorgenommen und uns hinterlassen haben? — Wie stimmet aber das mit unseren heutigen so gerühmten aufgeklärten Zeiten und mit den auf ihren höchsten Gipfel gestiegenen Wissenschaften überein? Ist das nicht ein offenbarer Widerspruch? Eines muß nothwendig erlogen seyn. — Soll ich aber meine Meynung aufrichtig entdecken, so ist alles beydes nicht wahr. — Worte, Prahlereyen, weiter nichts. Man erwähle sich immerhin die Alten zum Muster, man wird dadurch eben so wenig ein anderer Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Ernesti, Schurzfleisch, Konring ꝛc. werden, als wenn man alle unsere sogenannten Genies und großen Geister von Anfang bis zum Ende durch und durch studiret, und sie, so zu sagen, in succum & sanguinem eingesogen hat. — Schöne Moral, wo das Christenthum nicht zu Hülfe kömmt! Die Erfahrung lehret leider! mehr als zur Genüge, daß die Alten nichts weniger, als gute, thätige Moralisten gewesen sind. Das Christenthum nur allein ist vermögend, dergleichen hervor zu bringen. Wir

wissen ja aus der Geschichte, daß die Alten, ihrer gleißnerischen und ästhetischen Moral ungeachtet, dennoch die größesten Barbaren waren. Was für Grausamkeiten übten sie nicht im Kriege, wie auch gegen die Gefangenen und Sklaven aus! Die Kämpfe der Menschen mit wilden Thieren, die ganz unmenschlichen und mehr als viehischen Schwelgereyen, Unzüchtigkeiten und Ausschweifungen bey ihren Luperkalien, Bacchanalien und andern Festen der Wollust, sogar in ihren Tempeln, dergleichen und anderer Unflätereyen sich selbst die größesten Philosophen und Sittenrichter theilhaftig machten, legen das klärreste Zeugniß davon ab. — Bleibet doch zu Hause mit eurer so gerühmten Weisheitskunst der Alten, ihr Herren Schönfärber! Es ist und bleibet doch nur eine heydnische Moral. Bietet uns das Christenthum keine andere Gründe, und Hülfsmittel dazu dar, o! so werden wir nimmermehr zu einer ächten Sittenlehre gelangen, wenn wir auch gleich die alten Moralisten ganz auswendig gelernet hätten, und in der Sittenmahlerey der Alten, wie z. B. die nackte Venus, den geilen Pan, den unzüchtigen Priap, ästhetisch vorzustellen, noch so erfahren wären. —

Auch

Auch mit einem Plutarch werdet ihr wenig Ehre einlegen. — Der hat nur gemahlet und geschrieben, wie seine Helden hätten seyn sollen oder können, nicht aber, wie sie gewesen sind. — Er ist wie die mehresten Alten, ein Fabelhans, und Schilderer, er wird es auch wohl bleiben.

6.

Mit menschlichen Einsichten und Eigenschaften sind unsere sogenannten großen Genies schon lange nicht mehr zufrieden gewesen, sie haben auch schon, wie aus unterschiedlichen vorhin hier beygebrachten Beyspielen erhellet, in die göttliche Reservoiren und Vorrechte Eingriffe gethan. Eine Kenntniß der ganzen Natur, Wunder, die Herzen durchbohrende Blicke. — Das ist noch nicht genug. — Auch die Allwissenheit suchen sie sich zuzueignen. So sagt zum Beyspiele der theure Klotz im 33 St. der Hall. gel. Zeit. 1759. 258 S. wo des Lepicie kritisches Verzeichniß der Gemählde des Königes in Frankreich, aus dem französischen übersetzt, und mit einer Vorrede von ihm versehen, angezeiget, und, wie der stief- und pflegeväterlichen oder vormundschaftlichen Liebe nach, leicht zu erachten ist, sehr erhoben wird, unter andern:

„Der

„ Der Verfasser wisse den Gedanken des „ Künstler nachzuspüren ꝛc.

Es fehlet nichts mehr, als daß er das Wort erforschen, welches ohne Zweifel durch das nachspüren gemeynet seyn wird, noch hinzugefüget hat. — Unnütze Beschäftigung! Man spüre so lange nach, wie man will, man wird doch auf den rechten Grund kommen, wenn uns die Geschichte nicht davon etwas aufbehalten hat. — Sollte aber, wie es wahrscheinlich ist, durch diesen Ausdruck gar so viel verstanden werden, daß unsere sogenannten großen Genies, vermöge der sich beygelegten schöpferischen Kraft, eigentlich wahrsagen, und die Gedanken der Künstler ohne Quellen und Gewähr wirklich angeben könnten; auf was für eine verwegene, strafbare und verdammliche Pralerey würde das nicht hinaus laufen? Hiesse es nicht offenbar auf die Allwissenheit, diese blos göttliche Eigenschaft, Anspruch gemacht, wenn ich das erforschen will, was der Künstler bey Verfertigung des Stücks gedacht hat? — Wozu soll denn anders das Nachspüren helfen, wenn ich nicht die Meynung habe, etwas zu erforschen? Ist aber diese Meynung,

dieses

dieſes Wollen nicht ſchon eine Art von Kühnheit, von Frevelmuth, von Verſündigung gegen das höchſte Weſen? — Ja, ſo wähnt vielleicht ein unäſthetiſcher Sterblicher mit unheiligen Händen und erleuchteten Sinnen, der das Göttliche der Kunſt nicht einzuſehen vermag; für ein groſſes und ſchöpferiſches Genie, das in die göttlichen Eigenſchaften hinein zu ſchauen gewohnt iſt, würde das aber zu niedrig und zu ſklaviſch gedacht ſeyn. — Sehet, was für erhabene Eigenſchaften uns die Kenntniß der Kunſtwerke gewähret! Glück zu ihr Herren Allwiſſer! Weiſſaget mir doch was es damals für Wetter geweſen iſt, oder was der Künſtler bey Verfertigung des Kunſtſtücks gegeſſen und getrunken habe? Einem Allwiſſer muß dieſes ja was leichtes ſeyn. Wer jenes weiß, kann auch dieſes wiſſen. — Doch wie verſtummet ihr. — Wartet ein wenig. — Ich will euch beſſer ſagen, was der Künſtler dabey gedacht habe? Er dachte: wenn das Stück doch nur erſt fertig wäre, damit ich ein Stück Geld bekäme. — Mich hungert und dürſtet. — Ich werde ſodann auf den Weinkeller gehen — und desgleichen. — — Merket ihr nun, daß

es

es auch möglich sey, ein Allwissender zu werden, ohne ein Aesthetiker, ein schöner Geist zu seyn? —

7.

Wie schwer hielt es nicht in vorigen Zeiten berühmt zu werden! zu unseren Zeiten aber ist nichts leichter als dieses. — Ein Witzling darf nur ein einziges Werklein geschrieben haben, das den Beyfall seiner Mitgenossen erhalten hat, sobald bereifern sich unsere witzigen Kunstrichter um die Wette, seine Verdienste bis in den Himmel zu erheben, und ihn den größesten Lichtern in der gelehrten Welt, die jemals gelebet haben, an die Seite zu setzen. Man muß in der That erstaunen, wie geschwind es damit zugehe, einen großen Namen zu erlangen; und es ist nichts seltenes, daß wir öfters denjenigen, den wir gestern dem Namen nach kenneten, heute schon auf einer der höchsten Staffel, nahe am Throne des Apollo im Tempel des ewigen Nachruhms sitzen sehen. Es trift hier mit Wahrheit ein, was Kantz singet!

— — „ Der Reichthum wird verschwendet,
„ Und manchem Leib und Seel um die Gebühr verpfändet,
„ Daß die Unsterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
„ Der als ein Erdenschwamm sich kaum hervor gethan. — —

Man untersuchet weder Gründlichkeit, noch Nutzen und Nothwendigkeit der Schrift, man läßt sich unbekümmert, ob sie aus des Verfassers eigenen Gedanken und Erfindungen hergeflossen, ob sie auch etwas Neues in sich halte, oder ob sie vielmehr mit einiger Abänderung und neusüchtiger Umkleidung, wie es fast durchgängig geschiehet, aus andern genommen sey? Wenn nur das Werklein in einer schönen, blendenden neumodischen Schreibart geschrieben ist. Für Beyfall, Lob und Ehre darf er gar nicht sorgen; sein Name ist bereits im Tempel des ewigen Nachruhms angeschrieben, und ihm die Unsterblichkeit als sein Eigenthum eben so gewiß zugetheilet, als Feder, Tinte und Papier, wie auch gesunde Hände und Finger waren, womit er das unsterb-

sterbliche Werk zu Stande brachte. Aber wohl zu verstehen, daß es nur eine ästhetische Unsterblichkeit ist, die sich nur auf 20 Jahre, als so lange ungefehr diese ästhetische Mode dauren möchte, erstrecket. —

Kein Jahrhundert kann wohl so viele grosse Leute, so viele herrliche oder sogenannte beste Köpfe aufzeigen, als unser jetziges, besonders seit zehn bis fünfzehn Jahren. Wer wollte also im mindesten noch daran zweifeln, daß wir in aufgeklärten Zeiten leben? Wer sich solche unheilige Gedanken einfallen lassen wollte, der würde nicht werth seyn, daß er im 18ten Jahunderte gelebet hätte; ein Fluch, der alle Verwünschungen übertrifft! Doch, man verzeyhe mir, wenn ich immer noch ein wenig unglaubig bin. Wer kann sein Temperament ändern! Man verdamme mich und meinen Zweifelmuth, wie man will! Das Wollen und der Vorsatz ist wohl da, aber nicht das Vollbringen! — Ich glaube immer noch, es müsse doch wohl ein Unterschied gemachet werden unter einem großen Gelehrten, und unter einem sogenannten Genie, einem Gelehrten

lehrten nach dem Geschmack, oder schönen witzigen Geist; und ich werde mich auch sobald nicht überreden lassen, daß man ohne die gehörigen Verdienste, Einsichten und Fähigkeiten auf einmal, und, so zu sagen, aus dem Stegereife, ein berühmter Mann werden könne. Neue Wahrheiten und Systeme zu erfinden, neue Entdeckungen im Reiche der Gelehrsamkeit zu machen, gründliche Erfahrung zu haben, die Ehre Gottes gegen die Feinde und Spötter der christlichen Religion erhaben und freymüthig zu vertheidigen, die Laster und Thorheiten gründlich zu bestreiten, und überhaupt solche Werke zu schreiben, wodurch die Einsichten und der allgemeine Nutzen der gelehrten Mitbürger, und dadurch zugleich das Heil seiner Nebenmenschen verbessert und befördert werden kann; das und andere mehr sind ohngefehr diejenigen Stücke, welche eigentlich das wahre Verdienst eines Gelehrten ausmachen. Wie selten trifft man aber dergleichen bey unseren heutigen so genannten großen Geistern und besten Köpfen an!

Werke des Witzes dienen allenfalls zum angenehmen Zeitvertreib, zum Vergnügen müssiger und unarbeitsamer Köpfe, aber, wie geringe ist der Nutzen davon auf das allgemeine Wohl der Menschen! und was für ein schwaches, unerhebliches Verdienst ist es also nicht für einen Gelehrten, sich in Werken des Witzes hervor zu thun! Will man einen solchen Witzling zu einem großen berühmten Mann machen, und ihn, so zu sagen, um einer einzigen witzigen Schrift willen vergöttern, was für ein Ruhm, was für eine Benennung soll denn für einen Wolf, Leibnitz, Neuton, Konring ꝛc. übrig bleiben? — Es sind ästhetische, windige Pralereyen, weiter nichts. — —

Was für eine unerhörte Pralerey, was für eine niederträchtige Schmeicheley ist es also nicht, wenn der Herr Riedel, welcher, wenn er erst zu reifern Jahren und mehrerer Erfahrung gekommen seyn wird, immer noch ein guter Kunstrichter werden kann, im 2ten Bande seiner sogenannten philosophi-

sophischen Bibliothek sogar den Moses Mendelsohn, wegen seines Phädon, dieser bekannten blos witzigen und aus anderen, mit neumodischer Veränderung und Umschmelzung zusammen gestoppelten Schrift, mit dem Plato vergleichen will! Ich bedaure in der That den Herrn Riedel, der unter allen unseren heutigen witzigen Kunstrichtern immer noch eine so gute Hofnung eines künftigen gesetzten Gelehrten, und unpartheyischen Kunstrichters von sich äusert, und sich, wie es scheinet, seit einiger Zeit von einer gewissen ungesitteten und niederträchtigen Kritikerzunft abgesondert hat, daß er sich durch die Mode unsers gauckelhaften Zeitalters zu einem, seiner Achtung so verkleinerlichen und nachtheiligen Schritte hat verleiten lassen. — Plato und Moses Mendelsohn — was für ein ungeheurer Absprung, was für ein seltsamer Kontrast! Aus Verdruß legte ich das Buch aus der Hand, worinnen ich doch sonst so gerne las, und wünschte nichts mehr, als daß Herr Riedel solche Recension nie geschrieben ha-

ben möchte. — — Ein gewisser Recensent (*) hat daher vollkommen Recht, wenn er sich über solche unzeitige und unschickliche Vergleichung also ausdrückt:

„ Es ist uns besonders unerträglich vor-
„ gekommen, den Herrn Moses mit dem
„ Plato verglichen zu sehen. Gesetzt, die
„ Schreibart des Herrn Moses von phi-
„ losophischen Sachen ist noch so schön,
„ weil man es doch einmal so haben will;
„ was kann denn um des Himmels wil-
„ len für eine Vergleichung seyn zwischen
„ einem alten Weltweisen, der ein eigenes
„ System erfunden hat, und einem Schrift-
„ steller, der nichts weiter thut, als daß
„ er über bekannte Sätze aus der Baum-
„ gartischen Metaphysik eine Brühe giesset?

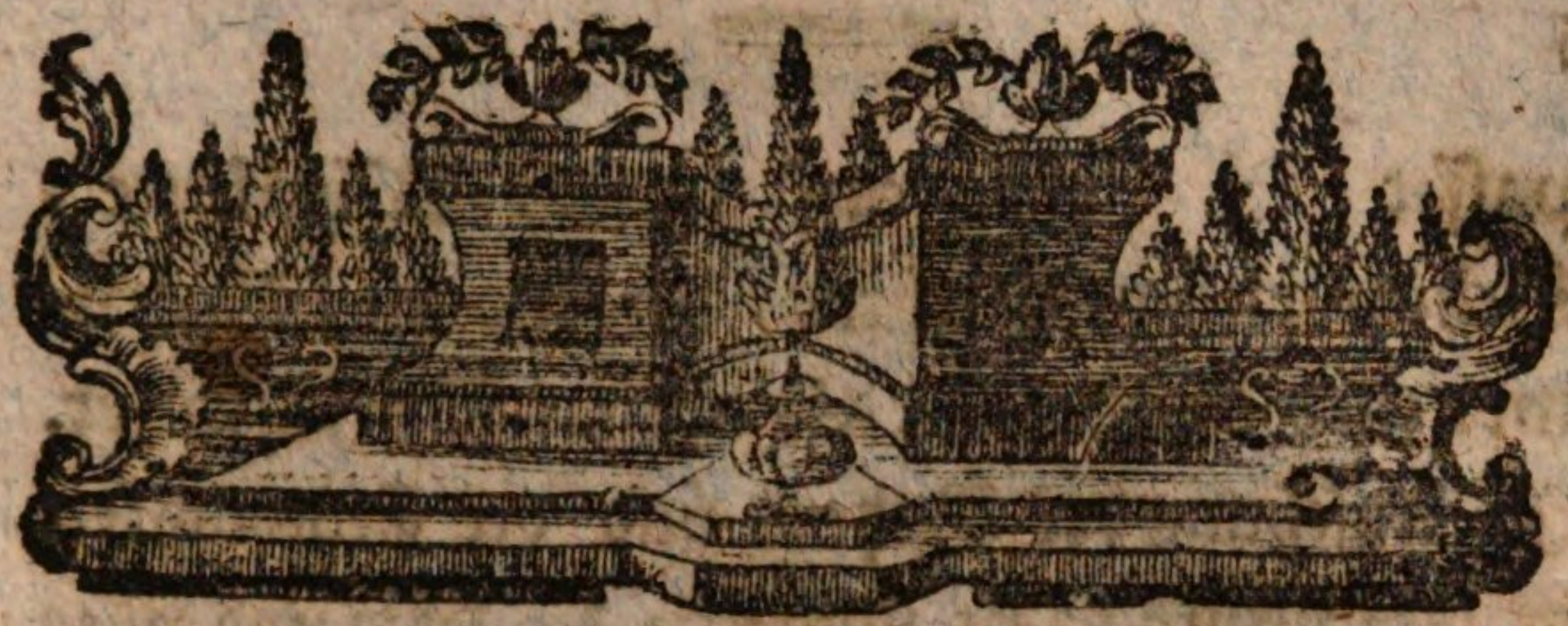
Gewiß

(*) In dem 42 St. der Hamb. Nachr. aus dem R. der Gel. 1769. 357. u. ff. SS. wo das 2te St. der Riedelischen Bibliothek recensiret, und, ausser der gedachten Stelle, gelobet wird.

Gewiß ein zwar kleines, aber sehr treffendes Gemählde von den Mendelsohnischen Verdiensten; und ich unterschreibe das Urtheil um so williger, weil ich in langer Zeit kein richtigeres, zuverläßigeres und unpartheyischeres über dergleichen witzige Schriftsteller gelesen habe. — Da siehet man, was für ein Unterschied sey zwischen den Gedanken und dem Urtheil eines von Vorurtheilen befreyeten Geistes, und zwischen dem Urtheil und dem voreiligen Geschwätz eines durch den ästhetischen Modeschimmer geblendeten witzigen Kunstrichters! — Ich glaube doch nimmermehr, daß der Herr Moses sich durch solches schmeichelhafte Lob werde verführen lassen, auf die Stelle neben dem Vater Plato im Tempel des Ruhms einen Ausspruch zu machen? — Man ist daselbst gewohnt, etwas scharf nach der Legitimation zu fragen, und das gewöhnliche Examen rigorosum, diese verzweifelte Pedanterey, und noch dazu in lateinischer und griechischer Sprache, wenn nur diese und die verdammte Schlüsse nicht wären! — Doch ich traue ihm in der That

mehr Demuth zu, als seinem Lobredner; weil er von seinen eigenen Fähigkeiten am besten überzeuget seyn muß. — Soll ich ihm wohlmeynend rathen, so entferne er sich ja nicht von der Gesellschaft unserer heutigen populären Philosophen, denen im Vorhof des Tempels ihr Aufenthalt um deswillen angewiesen ist, damit sie die Stiegen des Tempels rein halten können. — — Denn jene Stelle neben dem Plato ist ohnedieß schon längst besetzt, und es wird auch im Tempel schwerlich ein Plätzchen für ihn übrig bleiben.

Gelehrte Possen
und
Fändeleyen
aus den Antiquitäten.



Diejenigen Künste, von denen man das grösseste Geschrey und Aufheben macher, haben mehrentheils am wenigsten zu bedeuten. Viel Geschrey und wenig dahinter. — Nichts ist wahrer als dieses Sprichwort. Ein guter Wein lobet sich selber, und es ist allezeit ein Zeichen einer mislichen, schlechten und verdächtigen Sache, wenn man seine eigene Kunst herausstreichet. Man suchet dadurch den Mangel der Güte, des Nutzens und der Gründlichkeit derselben zu ersetzen. Aber vergebens. Viele Thoren, die nur auf das Aeusserliche, Gleisende und Blendende sehen, werden zwar verführet, aber der Weise, der auf das Innerliche, die Güte und den Nutzen siehet, lässet sich durch solchen falschen Schimmer nicht irre machen. So gehet es auch im Reiche der Wissenschaften. Nichts

passet sich besser auf unsere Witzlinge, Schöndenker, Dichter, Anekdoten, Krämmer und Aestheriker als obiges Sprichwort. In Ansehung des Nutzens und der Erheblichkeit ist ihre Wissenschaft unstreitig die letzte und aller entbehrlichste, und gleichwohl ist ihr Stolz, ihre Aufgeblasenheit, ihre Meynung von ihrer Kunst so groß, daß sie überall den Ton angeben, sich zu Richtern des Geschmacks aufwerfen, und ausser ihrem Fache niemanden den Namen eines großen Geistes zugestehen wollen. Mit einem Worte: Sie sehen mit einer hohen und verächtlichen Mine auf andere Wissenschaften hernieder, und thun als wenn sie nur allein das Reich der Gelehrsamkeit ausmachten. Sie schreyen, wie die Marktschreyer bey allen Gelegenheiten ihre Kunst als die höchste Weisheit und die Staffel der menschlichen Erkenntniß aus; sie nennen sich Schöpfer, göttliche Genies, loben sich einander auf das allerübertriebenste und unverschämteste, kleiden ihren zerbrechlichen Rohrstab, damit man ihre Blöße und Schwäche nicht sogleich merken soll, in einen Harnisch von uneigentlichen, hyperbolischen und dunkeln Redensarten ein, und machen von dieser und jener öfters ganz unnützen

nützen Sache und witzigen Einfalle eine solche Pralerey und Wunder aufheben, daß man meynen sollte, das Wohl der ganzen Welt hienge davon ab. Wenn man es aber beym Lichte besiehet, und diesen mit leeren Worten geglätteten papierenen Harnisch wegnimmt, so bestehen ihre so hochgerühmten Künste, Einfälle und Erfindungen in wahren Kleinigkeiten, Kindereyen, Tändeleyen und Possen, — nichts als Grazien Nüancen, Colorit, ätherisch, taumelnd, Bachus, — — welche Sprache ist das! jetzt ein großer, starker Geist, in den Augen des Weisen aber, der ihm das Gewand abziehet, ein bloser Geck. Der liebe Leser wird in der Folge hier viele Beyspiele davon antreffen. So stehet unter anderen in des Herrn Klodius Versuchen aus der Litteratur und Moral, im 1. St. 47. S., bey Gelegenheit da er von den Sitten des Anakreon handelt, ein von ihm verfertigtes und aus dem besagten alten Dichter entlehntes Idyllion, welches wie gewöhnlich von den Kunstrichtern *) mit den grössesten Lobsprüchen

*) Wie z. B. 71. St. des Beytrags zum Alton R. Postreut. vom J. 1767. in gel. Art.

beleget wird, ungeachtet doch keine Ursache davon abzusehen ist, Hier folget es.

„ Kupido zu seiner Mutter als ihn
„ eine Biene gestochen.
„ Ich bin verloren Mutter!
„ Verlohren und ich sterbe.
„ Mich stach die kleine Schlange,
„ Der Landmann nennt sie Biene.
„ Sie ist klein und geflügelt.
„ Die Mutter antwortet lächelnd.
„ Wenn Stacheln einer Biene,
„ So sehr, mein Kind, verwunden;
„ Was wird der nicht empfinden,
„ Den du mein Kind, verwundest!

Der Recensent bricht in der ästhetischen Entzückung unter anderen in folgende Worte hierüber aus.

„ So sang er, und die Grazien lauscheten, und
„ lerneten seine Lieder, um sie dereinst dem
„ geistreichen Flaccus, dem zärtlichen Gleim
„ vorzusingen.

Ist das nicht ein Lauschen; ja wohl ein Lauschen, wie das Lauschen junger aber mannbarer Mädchen, welche einer andächtigen Unterredung freundschaftlicher Weiber von Ehegeheimnissen

nissen eifrig, wie wohl unvermerkt, zuhören! Wozu aber dem Herrn Gleim dergleichen vorzusingen; als wenn er darinnen etwa unerfahren wäre? Müssen denn Liebe, Wein und Zoten allerwegen der Vorwurf seyn? Kann man nichts ernsthaftiges und vernünftiges mehr schreiben? Ja wohl sind das nicht vortrefliche, herrliche, allerliebste Sachen, schöne Zoten! kindisch genug — doch aber auch nicht kindisch genug. — Daß der Kupido die beyden Begriffe Biene und Schlange mit einander verwechselt, ist kindisch; wenn er aber bald hinzu setzet: der Landmann nennt sie Biene ꝛc. so ist dieses seinem kindischen Charakter wohl nicht gemäß, sondern zeiget von einer ziemlichen Unterscheidungskraft. Ueberhaupt aber ist gar nicht wahrscheinlich, daß der Kupido der doch in anderen Sachen als ein so schlauer Vogel vorgestellet wird, den Unterschied zwischen einer Schlange und Biene nicht sollte gewußt haben. Und was für eine verkehrte Antwort von seiner sonst sehr listigen und feinen Frau Mama! An Statt den armen Jungen über den erhaltenen Stich zu trösten, und zufrieden zu sprechen, lieset sie ihm die Liebesmoral. Gerade, als wenn der lose Bube nicht ohne dies schon muthwillig genug

und in dergleichen Sachen, die er bey seiner Mutter so ofte gesehen hatte, erfahren gewesen wäre? Doch wessen das Herz voll ist, dessen gehet der Mund über. Dieses trift bey der Frau Venus vollkommen ein; ob es auch bey dem Herrn Verfasser des Idyllions eintreffe, will ich aus christlicher Liebe lieber mit Nein beantworten. Ich schätze ihn wegen seiner großen Fähigkeiten und Einsichten hoch, und bedaure nur, daß er sich von dem Schwarm der Modegelehrten zu Verfertigung solcher gelehrten Possen hat mit fortreissen lassen. Soviel hat unterdessen seine Richtigkeit, und ich überlasse es dem geneigten und unparteyischen Leser zu beurtheilen, ob man aus dem ganzen Idyllion etwas anders heraus abstrahiren könne, als ein kurzes liebes Collegium so die Frau Cythere ihrem Sohn lieset? Was für einen Nutzen hat aber die gelehrte Welt aus solchen Dingen, und was für ein Verdienst ein Verfasser solcher Kleinigkeiten, dergleichen man ein ganzes Dutzend in einer Stunde ohne Mühe aus dem Aermel schütteln kann. Und wie ist es möglich, daß solche Fratzen von ernsthaften Gelehrten und von verständigen Kunstrichtern so gelobet werden können?

Da

Da siehet man was die gelehrte Mode nicht ausrichten kann! Entweder diese ist Schuld daran, oder die Furcht, widrigenfalls, wenn man nicht mitmachet, von dem Schwarm der ästhetischen Geister angefallen, und nach ihrer gewöhnlichen Art gemishandelt zu werden.

2.

Der Landpriester von Wackefield, ein Märchen, das er selbst soll beschrieben haben. Leipzig 1767. Wie es zugehe, daß dieses Werkchen von den Kunstrichtern so sehr gelobet wird, ist schwer zu errathen. Daß sich hin und wieder einige witzige Einfälle darinnen befinde mögen, das will ich nicht leugnen. Was ist aber das für ein Nutzen für das Reich der Gelehrsamkeit? Das mehreste bestehet doch aus einem Gewebe widriger Schilderungen und Charakthere, unnützer Kleinigkeiten und gemeiner Ausdrücke, oder aus abgedroschenen und eckelhaften Erzählungen der schlechtesten und unerheblichsten Vorfälle im gemeinen Leben. Was ist der gelehrten Welt daran gelegen, zu wissen, daß die Schulkinder dem Herrn Pastor über den Obstgarten gekommen sind, die Kinder oder

Katzen

Kaßen das Gebackene und Eingemachte geplündert u. s. w.? Gleichwohl sagt ein gewisser Kunstrichter. *)

„ Daß der Verfasser seine Charaktere in „ seinen Nüancen zu zeichnen wisse, auf eine „ ihm eigene launische Art, auch daß man in lan„ ger Zeit, kein Werk von dieser Art (Roman) „ gelesen, worinnen mehr Witz, Laune, feine „ Satyre, mehr Sitten und Sentiment herrsche ꝛc.

Daß der Verfasser den einmal angenommenen Charakter eines ehrlichen, gutherzigen, oder einfältigen Landpriesters durchgängig behauptet — gut — das kann ich zugeben; aber es bleibt doch noch immer die Frage übrig, warum er sich nicht einen erhabenern Charakter gewählet habe, und was den endlich für Nutzen aus dergleichen Erzählungen heraus kommen solle? Ich dächte doch, es befände sich noch immer Stoff, etwas nützlicheres zu schreiben!

3.

Eben jetzt fallen wir nachstehende Sächelchen ein, welche mit allem Rechte, wo nicht unter den

*) S. Beytr. zum Alton. R. P. R. 1767. 83. St. im gel. Art.

den gelehrten Unrath, doch gewiß unter die gelehrten Possen und Tändeleyen geworfen zu werden verdienen, die Herren Witzlige mögen gleich süß oder sauer dazu sehen. Genug, mein Aristarch bleibt bey seinem gesprochenen Urtheil. Hier sind sie:

1.) Des Voltaire zwischen der Markise vom Pombadour und der Tullia in seinen nouveaux melanges philosophiques; desgleichen

2.) Sein Ingenu und die mehresten anderen voltairischen Schmierereyen. Wer Philosophie darinnen suchet, betrüget sich sehr. Philosophie und Geschwätze sind beym Voltair gleichgültige Wörter.

3.) Das Leben des Grafen von Brühl. Ein Gewirr von unnützen und erdichteten Anekdoten, unzeitigen und unglücklichen Einfällen, auch unverschämten Lügen.

4.) Neue Lieder von dem Verfasser der Lieder nach dem Anakreon. (Sind vom Gleim) Wer den gleimischen Charakter kennet, wird auch hier nichts als Liebe, Wein und feine Zoten suchen, er wird sie auch im Ueberfluß finden. Gleim bleibt Gleim, und wenn

er auch hundert Jahre alt werden sollte. Er hat einmal zur Fahne der Cythere und des Lyäus geschworen, wie könnte er untreu werden?

Bey allen diesen und andern dergleichen Modesächelchens kömmt die Frage vor, zu was für einem Nutzen dieselben bestimmet sind? Denn einige witzige Einfälle wollen es nicht ausmachen, ihr Daseyn zu rechtfertigen. Wie ist es möglich, daß dergleichen wahre Schnurren von verständig seyn wollenden Kunstrichtern unter die selstenen und reifen Producte des menschlichen Verstandes gerechnet werden können. Besonders hält die Recension des letztern Werkleins in dem 80ten Stück der berüchtigten Hallischen gelehrten Zeitungen vom Jahr 1767. 636-638. S. ein so übertriebenes Lob in sich, daß man es mit allem Rechte, ohne dem Charakter des bekannten Recensenten zu nahe zu tretten, eine offenbare niederträchtige Schmeicheley nennen kann.

4.

Da die Herren Witzlinge und besonders die Dichter so oft mit dem Worte Genie, Originalgenie um sich herum werfen, so wird es

mei-

meinen Lesern hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen für jetzt eine richtige Beschreibung davon mittheile. Sie ist aus einem englischen Werke genommen, daß den Titel führet: en essay of original genius &c. Hier ist sie:

„ Bey demselben (dem poetischen Originalgenie) muß eigentlich die Einbildungskraft die „ Oberhand über die Beurtheilungskraft behalten. „ — Die vornehmste Bestandtheile dessen sind, „ unregelmässige Größe, Wildheit, und Begeisterung der Einbildungskraft. Es zeiget sich „ gemeiniglich noch in den rohen Zeiten der „ menschlichen Gesellschaft, und erscheinet nur „ selten in einem vorzüglich hohen Grade zu solchen Zeiten, wo der Mensch schon ganz gesittet worden ist. — —

Nun wissen ja meine Leser, worinnen das poetische Originalgenie eigentlich bestehe. Sie werden es doch nicht weiter erkennen lernen. Die Zeichnung ist zu deutlich und zu malerisch. Ein gewisser Gelehrter versicherte mich zwar, daß er in einem gewissen medicinischen Buche eine fast ähnliche Definition oder Beschreibung vom hitzigen Fieber gelesen habe; und ein anderer, daß

die

die obige Beschreibung aus einer gewissen Reisebeschreibung, wo der Charakter der Irokesen und anderer wilden und menschenfressenden Einwohner von Amerika geschildert wird, genommen sey, und noch ein anderer, daß dieselbe eigentlich eine Beschreibung eines verzogenen, muthwilligen und unbändigen Knaben in sich hatte. Doch das sind Spötteyen, deren ich mich nicht theilhaftig mache. Aber im Ernst; daß solches ein Engländer schreiben kann, welche Nation bekanntermassen zum ästhetischen hitzigen Fieber sehr geneigt ist, darüber wundere ich mich nicht, aber darüber wird sich mancher mit mit wundern, daß unsere Kunstrichter und besonders der Recensent in dem 90. St. der Hallischen gelehrten Zeitungen vom J. 1767. 711. u. ff. SS. Diesen schwärmerischen Ausbrüchen und Grillen Beyfall geben, wenn ihm der Charakter dieser Herrn nicht bekannt ist. — — Was der Ausdruck, unregelmäßige Größe, hier bedeuten solle ist schwer zu bestimmen. Vielleicht weißt es der Schriftsteller selbst nicht. Unstreitig gehöret es zu der großen Menge ästhetischer Floskeln, die keine Bedeutung haben, sondern blos Lückenbüsser oder Plänkers vorstellen,

len, wie z. B. eine ſtille Größe, ein perſonificirtes Ideal, frappante Gleichförmigkeit, helle Nüancen, idealiſtiſche Sentiments, amüſantes Koſtüme, luxurieuſer Witz, das Raiſonement in der Diction, humoriſtiſche Angewohnheiten. u. a. m.

§.

Mit den gelehrten Produkten iſt es eben nicht anders beſchaffen, als mit dem Handel anderer Waaren. Man ſiehet nicht damit auf dem Nützen und auf die Nothwendigkeit, ſondern nur auf ſeinen eigenen Vortheil. Man ſinnet Tag und Nacht auf etwas neues, um den Leuten mit guter Manier das Geld abzunehmen. Mit einem Worte: es verhält ſich damit gerade eben ſo, wie mit dem Handel der Drechsler mit Spielſachen für Kinder, oder allenfalls wie mit dem Handel mit Nürenberger Tand. Man ſuchet, ſo lange die Waare abgehet, von der Thorheit der Leute Nutzen zu ziehen, und einen Theil ſeiner Nahrung daher zu nehmen. Wohl dem, der ſich ehrlich nehren kann! Die Zeiten ſind ſchlecht, man muß allerhand verſuchen; will eines

nicht

nicht gehen, so gehet das andere. — Man giebt kleine Büchelchen in Berlokenformat, Lotteriespiele zum Zeitvertreib bey müssigen Stunden mit Sinnbildern, Sammlungen von Romanen, Anekdoten und witzige Einfälle, Wörterbücher von allen möglichen Wissenschaften und Künsten heraus; man schreibet Landbibliotheken für leere Köpfe, neue Aussichten in alte Gegenden; Elementarbücher mit Kupfern von nichts bedeutenden, im gemeinen Leben besonders unter Kindern beständig vorkommenden, jederman ohne dies schon viel besser bekannten Kleinigkeiten und Schnurren, Schauplätze der Künste und Handwerker, worinnen man das niemals finden wird, was man suchet, gelehrte Modekalender mit Singedichten oder anakreontischen Verslein, und mit Bildnissen unserer großen ästetischen Genies. u. d. g. m. — Und siehe man erreichet seinen Zweck. Es ist gangbare Waare, sie gehet ab, wie warme Semmel. Man verdienet ein Stück Geld damit. Die folgende Meße wieder was anders. Es gehet eben so gut. Gute, nützliche und brauchbare Bücher bleiben liegen. Warum? Es ist kein Meßgut, keine gangbare Waare. Nach dieser nur wird allein

gefragt

gefragt. Es ist kein Wunder. Die Welt ist voller Thoren und diese wollen betrogen seyn. Aber darüber muß man sich doch billig wundern, wie es möglich sey, daß sich ernsthafte und durch ihre eigene Schriften schon berühmt gewordene Gelehrten mit dergleichen Tand beschäftigen können? Entweder ich irre, oder die Mode und der Eigennutz sind allein die Ursachen hiervon.

6.

Ein Reich, das sich gar zu weit ausbreitet, in seinem Falle mehrentheils am nächsten. Eben dieses kann gar wohl auf das Reich der Gelehrsamkeit angewendet werden. Man hat nicht nur alle mögliche Künste, als sich die Musik, Malerey, Steinschneiderey, Pastenmanufaktur, Gemmenfabrik ꝛc. bereits dazu gezogen, sondern auch sogar die Handwerker, wie bekannt, sind davon nicht einmal ausgenommen. Die Franzosen sind uns Deutschen, wie mehrentheils mit einem rühmlichen Beyspiele hierinnen vorgegangen. Wir schlendern ihnen, wie gewöhnlich, gutwillig nach, ein Thor macht den anderen. Wo wür-

den unsere heutigen Gelehrten sonst den Stoff zum Schreiben hernehmen, wenn dergleichen Dinge ausgeschlossen seyn sollten? Einöde liegendes Feld im Reiche der Wissenschaften anzubauen, das ist ihre Sache nicht, das macht zu viel Kopfbrechens; und was neues zu schreiben, ausser alte Sachen in neuen Kleidern, das wissen sie nicht. Mit sammeln und in einander schichten wird man freylich viel eher fertig, als mit eigener Verfertigung der *Materialien*. Mit einem Worte: wenn es sofort gehet, so wird endlich für ein jedes Handwerk eine eigene Wissenschaft erfunden, ein eigener Professor dazu bestellet und ein eigenes Kompendium und System davon geschrieben werden, und zuletzt kommen auch ausser den Handwerken, alle und jede Beschäftigungen im gemeinen Leben, auch die allerniedrigsten nicht ausgenommen an die Reihe, z. B. der Kuhhirt, der Besenbinder, Trösicher, Gerichtsdiener, Abdecker, Karrenschieber ꝛc. Man sinne nur zum voraus auf prächtige Benennungen zu diesen neuen Wissenschaften. Aus dem Griechischen hole man sie her; die Endungen in ologie, istik, astik, und dergl. wie z. B. Bovistick oder Taurologie, Sarothreonistik,

nistik, Aloantologie, Rabduchologie, Apoderologie, Hamapastik — sind die besten; und wenn sich diese etwan nicht anbringen lassen wollen, so thut man am besten, man setze gerade das Wort Philosophie dazu: z. B. Philosophie der Schuster, Bürstenbinder, Tröscher, Schiebböcker, Bierschröter ꝛc. Es ist heute zu Tage doch alles Philosophie, was geschrieben wird. Mit einem Worte: Gelehrte, Künstler und Handwerker, auch andere geringere Gattungen des Nahrungsstandes, werden endlich eine Gesellschaft, oder biblisch zu reden, ein Hirt und eine Heerde werden, die durch die populäre Philosophie verbunden wird. Dann werden wir erst glückliche und erleuchtete Zeiten auf dem Erdboden haben. Denn — ja wohl nunmehr liegt auch schon die Tanzkunst auf dem Gebiete des gelehrten Reichs. Was für ein Aufheben macht man nicht z. B. von dem Balletmeister Novere zu Wien, und von seinen Briefen über die Tanzkunst und die Ballete, aus dem französischen übersetzt, Hamburg und Bremen 1769. in 8. lustig ist zu lesen, wie er sich bemühet, das Ballet nach allen seinen Theilen mit einem Gemählde zu vergleichen. So ist z. B. die

Bühne, das Tuch, die mechanischen Bewegungen der Figuranten (Tanzenden) sind die Farben; die Physionomie ist der Pinsel; die Verknüpfung und die Lebhaftigkeit der Scenen sind, die Wahl der Musik, die Ausziehrung und Kostüme machet das Kolorit aus; der Komponiteur ist der Mahler und dergl. mehr. *) Gewiß, es gehöret eine starke Einbildungskraft dazu, solches zu erkennen. Ein Gemählde von lebendigen Figuren, welcher Unsinn. — Doch ich habe nichts wider den Mann. Immerhin mag er gute Sprünge und Kapriolen machen können. — Aber was sollen den die Sprünge im Reiche der Gelehrsamkeit? Da würden sie gewiß viel Unheil anrichten. Unsere Gelehrten machen deren so schon zu viel, wozu alle Balletmeister, Tänzer und Luftspringer im Reiche der Gelehrsamkeit? Die Terpsichore mag sie, wie die Sprache lautet, erzogen haben oder nicht. Ich habe niemals ein gutes Zutrauen zu diesem Weibsbilde

und

*) S. das 16 St. des Beytr. zum Alton. K. Postreuter 1770 im gel. A.t. Wo das Werkchen recensiret, der Verfasser aber, weil er seine Kunst zu hoch treibet, hin und wieder zu rechte gewiesen wird.

und zu ihren Gespielinnen gehabt; mir ist also auch ihre Zucht immer etwas verdächtig. — Aber im Ernst — will man dergleichen Künstler, und ziemlich entbehrliche Künstler so loben *) mit was für einem Lobe soll man denn einen wirklich wahren und großen Gelehrten belegen?

7.

Des Herrn Wegelins caracteres historiques des empereurs, depuis Auguste jusqua Maximie &c. Berlin 1768. in 8. werden zwar von den Kunstrichtern ganz erstaunlich gelobet, **) ich sehe aber den Grund davon nicht ein, noch weniger den Nutzen, den dies Buch haben soll. Der Herr Verfasser, den ich sonst seiner Gelehrsamkeit und übrigen schönen Schriften wegen hochschätze, verzeyhe mir, daß ich der Wahrheit zu liebe dieses sagen muß. In der Historie hat es gewiß wenig oder gar keinen Nutzen. Denn derjenige wird sich sehr betrügen, der die Geschichte dadurch zu erlernen, oder

*) Wie z. B. im 8. St. des Alton R. Postreuters 1768. im Art. Wien vom 30. Dec. 1767.

**) U. a. im gel. Art. des 6. St. Alton des N. Postreuters 1768.

sich die Erlernung derselben zu erleichtern gedenket. Wo viel Geschwätz, Schilderungen und Betrachtungen, aber wenig Zuverlässigkeit und Geschichte. Aus so entfernten Zeiten die Gemüther der Menschen zu schildern, wenn uns die Geschichte wenig oder gar keinen Stoff zur Schilderung aufbehalten hat, ist gewiß eine so misliche und ungewisse Sache, das nicht abgesehen werden mag, wie sich die Herren Schilderer erdreusten können, auf ein solches wahres Gerathewohl soviel Zeit und Mühe zu verschwenden, da am Ende nichts anders heraus kömmt, als daß der Verfasser seinen Witz und seine Geschicklichkeit in kühnen Muthmassungen und Reinlichkeiten gezeiget. Witz brauchen wir aber in der Geschichte nicht. Denn Witz und Geschichte sind zwey ganz entgegen gesetzte Dinge. — Und wozu dienen endlich solche einzelne und abgerissene Stücke aus der Geschichte? Gewiß zu nichts anders, als die ohnedies bereits aufs höchste gestiegene Sucht des Bücherschreibens zu vermehren. — Nun wird man sich auch wohl an die Reisen, an die Kriege, an die Gestalt, an die Tafel, an die Paläste, an die Kleidungen, die Stiefeln, die Sporen, die Jagden, das

das Gefolge ꝛc. der Kaiser machen, und von jeder Sache ein besonderes Buch schreiben. So ist allein der Stoff, von den Kaisern zu schreiben, bis ans Ende der Welt unerschöpflich — Hilf Himmel, was wird man nicht endlich noch schreiben können, wenn man in Ansehung der Könige, Churfürsten, Kardinäle, Herzoge, Fürsten, Grafen ꝛc. auch anderer Personen und Stände eben so verfahren will! Die Welt müßte in der That noch viele 1000 Jahre dauern, wenn dieser unergründliche Brunnen der Gelehrsamkeit versiegen sollte! Und auch dieses würde um so weniger zu befürchten seyn, da ja beständig neue Personen auftretten, und dadurch immer wieder neue Quellen dazukommen.

8.

Da Gottfried Daniel Hofmann, von dem Mangel alter Deutschen Gedächtniß-münzen, und daher heurigen nöthigen Münzfolgen ganzer fürstlichen Geschlechter, besonders von der pfälzischen Münzreihe, und einen Vorschlag zu der Würtenbergischen, Tübingen 1767 in 8. Den übrigen Verdiensten des Herrn Hofmanns ohne Nachtheil gesagt, abermals ein höchst unnützes,

und unter die gelehrten Tändeleyen gehöriges Werkchen, obgleich, wie gewöhnlich, von unsern handwerksmässigen Kunstrichtern *) ein so grosses Aufheben davon gemacht wird. Der Verfasser schlägt unter andern vor: wo die Münzen der Vorfahren fehlen, von allen und jeden Vorfahren Gedächtnißmünzen zu schlagen, damit die Reyhe der Münzen voll werde. — Schade daß er nicht hinzusetzt, daß ein solches nach der alten Jahrzahl, Schrift und Gepräge, auch andern Unterscheidungszeichen geschehen soll; um die Nachwelt, die ohnedies schon so jämmerlich betrogen werden wird, noch besser zu hintergehen. Ich frage aber erstlich, ist es den unumgänglich nothwendig, von allen und jeden Herren und Regentrn Gedächtnißmünzen aufweisen zu können? Mit nichten. Ein großer Herr bleibt dennoch ein großer Herr, ob sie gleich keine Gedächtnißmünzen von ihm haben auffinden wollen. Die Geschichte und die Geschlechtsfolge wird gewiß dadurch meiter verbessert und ergänzet, noch berichtiget werden, wenn man sonst keine bessere Materialien und Hülfs-

*) U. a. im 10. St der Hall. gel. Zeit. 1678. 74-76. S.

Hülfsmittel hat, die Lücken auszufüllen. Und wissen wir den zuverlässig, wenn wir alle diese Lücken ausgefüllet haben, ob nicht dessen ungeachtet noch einige fehlen, wovon uns die alles verzehrende Zeit und der neidische Zahn derselben die Nachrichten und Urkunden geraubet hat? Gewiß, wir werden beständig auf trüben Wasser fahren, ohne auf den Grund sehen zu können. — Wozu endlich alle die Mühe und Kosten, die auf solches Kinderspiel gewendet werden; da die Geschichte den ohnedies sehr eingeschränkten Nutzen der Münzen schon reichlich ersetzet? Es fällt zwar äusserlich gut in die Augen, wenn alle Fächer voll sind; allein das ist auch der ganze Vortheil, den man davon hat. Ein Nutzen und ein Vergnügen, das dem Vergnügen gleich zu achten ist, das die Kinder über den Anblick ihrer in Ordnung gestellten Spielsachen empfinden. — So sind wir dann gelehrte Kinder. — Wie leicht kann derjenige, der Geld hat, auf solche Art ein großer Musagete, ein Mäcenat werden! So weit haben wir es zu unsern erleuchteten Zeiten gebracht! Wohin werden wir es noch endlich bringen, wenn unsere Herren Witzlinge und Aesthetiker fortfahren,

sich mit solchen herrlichen Sachen und Empfindungen zu beschäftigen! was für ein großer Vortheil wird dadurch der gelehrten Welt nicht gestiftet werden? Ja wohl ein Zeitvertreib, oder besser Zeitverderb für müssige Köpfe.

9.

Von keiner Sache wird zu unseren Zeiten mehr Werks gemacht, als von der Steinschneiderey (nicht der chirurgischen, sondern der ästhetischen) der Gemmenfabrik und Pastenmanufactur, obgleich diese Künste in Ansehung des Nutzens und der Erheblichkeit unstreitig die allerletzten sind. Und wenn kein Lobredner da ist, so wird man sein eigener. Man hört doch, wie sich der theure Herr Klotz selbst lobt, oder durch seine Kreaturen loben lässet. So heisset es im 13ten Stück, der hallischen gel. Zeit. 1768.

„ Wir haben bereits einige Bogen von einem „ kleinen Werkchen erhalten, welches Herr Klotz „ (und er ist doch vermuthlich der Recensent „ selbsten) über die alten geschnittenen Steine „ verfertiget hat. Diese vortreffliche Denkmäler der Kunst sind fast das einzige von den alten

Kunst-

„ Kunstwerken, worüber man auch ohne in
„ dem glücklichen Italien zu leben, in
„ Deutschland schreiben kann.

Also ist Italien um der alten Kunstwerke willen ein glückliches Land? Ja freylich wohl, weil man darinnen die Kunst verstehet, neu gemachten Steinen und andern Denkmälern das Ansehen des Alterthums zu geben, und dadurch unsere Klotze, und andere in der griechischen und römischen Antiquitätenkrämmerey erschoffene Ausländer um ihr Geld zu schneutzen. Nam mundus vult decipi, ergo decipiatur. Ich schenke Italien gar gerne dieses Glück, wenn es weiter keine Vorzüge aufzuweisen hat. — — Wie ist es möglich, daß Leute, welche, wie Herr Klotz und ihres gleichen, sich mit nichts, als solchen Tändeleyen und wahren Kleinigkeiten beschäftigen, verlangen können, sie für wahre Gelehrte zu halten? Mahler, Bildhauer, Steinschneider, Pastengiesser ꝛc. hätten sie werden sollen, so würde man ihnen ihre Aufschneidereyen und Marktschreyereyen noch eher zu gute halten können. Und dazu schicken sich unsere heutigen Aesthetischer auch am besten. Denn

von einem wahren Gelehrten kann doch wohl niemals vermuthet werden, daß er in dergleichen Possen die höchste Staffel der menschlichen Weisheit und Erkenntniß, wie sie, suchen sollte?

10.

Geschichte des Agathon, 2 Theile, Frankf. und Leipzig 1768. in 8. ein Roman, wovon der Herr Wieland Verfasser ist, wird von unsern enthusiastischen Kunstrichtern auf eine so übertriebene Art gelobet, daß man glauben sollte, die Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts käme darauf an. So heißt es unter andern davon. *) Ein populärer Weltweiser, eine Mischung von attischer und brittischer Laune, eine seltene Kenntniß des Gebräuchlichen und des Ueblichen in Griechenland (warum nicht lieber in Deutschland) der Sitz einer zur Gottheit hinziehenden Philosophie. u. d. m.

Heißt den etwan ein Roman auch Philosophie? Ja wohl, alles was unsere Witzlinge schreiben, ist Philosophie; ja populäre Philosophie

*) In dem 21ten Stück, der hallischen gel. Zeitung 1768. 163. u. ff. S S.

sophie auf deutsch Küchen- oder Rockenphilosophie. — Was für eine kauderwelsche Sprache und was für hyperbolische Ausdrücke. — Allein es ist und bleibt doch noch immer ein Roman. Ich gebe zu, daß hin und wieder einige gute Einfälle und schöne Gedanken anzutreffen sind. Das macht ja aber keine Befugniß aus, überflüssige Bücher zu schreiben. Haben wir nicht so schon Romane und Romanhelden genug? Es entstehet immer noch die Frage hierbey; zu was für einen Nutzen? Herr Wieland hätte in der That besser gethan, wenn er seine Zeit und Geschicklichkeit auf nützlichere Sachen verwendet und seine Einsichten in die Weltweisheit nicht so populär gemacht hätte. Seinen Lobrednern, und besonders unserm theuren kritischen Helden dem Herrn Klotz aber wünsche ich, daß der Paroxismus, dem vorbemerkte Recension ihr Daseyn zu verdanken hat, ohne seinen Hirnnerven Schaden zu thun bald vorüber gehen möge. Denn das ist doch wohl nicht die Sprache eines wirklich gesunden Menschen!

II.

Briefe vom Herrn Johann Georg Jakobi, Berlin 1768. in 8. sind in Versen und

an den Herrn Gleim gerichtet. Gleich und gleich gesellet sich gerne. Ist je eine Schrift von kindischem Inhalte erschienen, so sind es gewiß diese Briefe. Man lese selbst die Probe, so doch von den Kunstrichtern *) zum Lobe des Buches angeführet wird, nemlich das Gedicht: an die Liebesgötter. Weiter nichts als leere Worte, Tändeleyen, mythologische Redensarten, Küssen, Becken, Haselieren. Gleichwohl wird dasselbe auf eine so übertriebene Art gelobet, daß man nicht anders glauben sollte, als wenn der reichste Schatz der wahren Weisheit darinnen verborgen läge. Man höre doch wie sich der Recensent **) in der Begeisterung darüber ausdrückt.

„ Das ganze Gefolge der Göttin von Pa-
„ phos, die Freuden, die Scherze, Liebesgöt-
„ ter, Grazien und Nymphen müssen diesen
„ Dichter beym Verfertigen seiner niedlichen
„ Stücke eben so vertrauet umtanzet haben,
„ wie ehemals ihre Lieblinge, einen Gresset,
„ Chaulieu, und la Fare. Glücklich hat er die

Wege

*) U. a. im 30. St. des gel. Art. des Beytrags zum Alton. R. Post-R. 1768.

**) Ebendas. am angez. Ort.

„ Wege gefunden: noch deutschen Sängern nicht
„ bekannt, die ungesucht Chapelle fand.

Vortreffliches Glück! hätte es doch Chapelle niemals gefunden, und hätten es doch die deutschen Sänger niemals gekannt! Die gelehrte Welt würde dabey nichts eingebüsset, sondern vielmehr sehr viel gewonnen haben. Wenigstens würden wir über die immer mehr und mehr überhand nehmende ästhetische Seuche, die zu unsern Zeiten so viele Mitglieder des gelehrten gemeinen Wesens unbrauchbar macht, nicht soviel gerechte Klagen führen dürfen. Wie ist es möglich, etwas vernünftiges zu schreiben, wo einen dergleichen Ungeheuer und Ungeziefer bey der Arbeit umtanzen, und wo die Göttinn von Paphos, die Grazien und Nymphen einmal Possession von der Studirstube genommen haben. Eine solche Gesellschaft muß nothwendig den weisesten Philosophen geschweige einen Dichter zur Ausschweifung verführen. Wer kann ihren Rezien und Lockungen widerstehen! Es gehöret Traun! mehr dazu, als ein Gleim und Jacobi zu seyn. Es heisset ferner in der Recension.

Jeder empfindende Leser wird diese Poesien bald auswendig lernen. Eine sehr erbauliche und nützliche Beschäftigung. Tändelnde Leser sollte es heissen und nicht empfindende. Doch die Empfindung ist von mancherley Art. Solche artige Gesellschaft macht freylich auch Empfindung. — Kurz um: der Verfasser ist eben ein solcher ästehtischer Tändler als Herr Gleim, von dem auch poetische Briefe mit darunter sind. — Wenn eher wird man doch aufhören solche wahre Possen drucken zu lassen, von denen die gelehrte Welt weiter keinen Nutzen hat, als die Thorheiten der mehresten ästehtischen Bundsgenossen desto besser erkennen, und einen wahren Gelehrten von einem Geck unterscheiden zu lernen.

12.

Wer Lust hat, recht was Erbauliches zu lesen, der lese den bekannten Streit zwischen Lessingen und Klotzen wegen der homerischen Gemählde. *) Gewiß, man hat wohl

in

*) Sieh u. a. den gel. Art. des 100. Stück, des Hamburg. Korrest 1768. wovon dem erstern in dieser

in langer Zeit keinen so schnackischen und lustigen Auftritt zu sehen bekommen, wo unsere witzigen Helden ihre Schwäche selbst so verrathen, und die gelehrte Welt von der Unerheblichkeit und Unnützlichkeit ihrer Kunst besser überzeuget hätten, als eben dadurch! Wahre Possen und Kindereyen, oder aufs gelindeste zu sagen: ein Streit de lana caprina. Was liegt der gelehrte Welt wohl daran zu wissen, ob die alten Artisten (warum nicht Künstler)? Homerische Gemählde, oder Gemählde zum Homer gemahlet haben, oder nicht? Oder was hat die gelehrte Welt für Nutzen davon, wenn man sich zu beweisen bemühet: man solle nicht sowohl Gegenstände mahlen, welche Homer mahlet, als vielmehr das Gemählde selbst nachmahlen, welches Homer von diesen Gegenständen macht, mit Beybehaltung der Ordonanz des Districkts, und mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Lokalumstände, u. s. w. Was für eine unnütze Untersuchung, und was für ein lehrreicher Unterschied, der nur in dem Gehirne

ser Streitigkeit ein Aufsatz eingerückt zu befinden ist:

unserer enthusiastischen Schönfärber seine Möglichkeit und seine Anwendung haben kann! Es gehöret wenigstens beynahe die Laterne des Diogenes dazu, um nur einigermassen einen solchen schimmern zu sehen. — Und wenn man ihn gefunden hätte, was gehet der Welt dadurch für ein Licht auf? Worte, aber keine Sachen. Possen, aber kein Nutzen. — Was für eine überflüssige und kindische Beschäftigung! Es wäre in der That besser, wenn wir sowohl von den Homerischen, als anderen alten fabelhansigen Fratzen gar nichts wüßten! — Ja wohl — wären doch alle die alten Fabelschmiede ganz und gar verloren gegangen, so würden wir nicht so viele tändelnde Dichter und Witzlinge, folglich auch nicht soviele angeschossene Leimstängler und unbrauchbare Glieder des gelehrten gemeinen Wesens unter uns haben! Denn wo der Kopf mit solchen Unrath und ranzigten Materien angefüllet ist, da können wohl unmöglich einige gesunde und brauchbare Gedanken Platz finden. Und was ist das nicht für eine kauderwelsche Sprache? Sollte nicht einer, der eines gesunden und natürlichen Ausdrucks gewohnt ist, besonders in der Zukunft, wenn diese neblichten

Dünste

Dünste bereits verflogen, und die Bedeutungen solcher neumodischen Redensarten nicht mehr kennbar seyn werden, auf die Gedanken gerathen, daß ein Mahler, Namens Homer, ehemals da gewesen wäre? Was für eine Versündigung würde aber das gegen diesen Fabelpatriarchen seyn; es wäre kein Wunder, wenn er sich über dergleichen Behandlung, und Unwissenheit in der Erde umkehrete; woferne anders jemals ein Homer gelebet hat, und gestorben ist. Saget doch deutsch, vernünftig und gerade heraus: Homer beschreibt Gegenstände zum Gemählde, wenn es anders wahr ist, daß er solches im Sinne gehabt hat, und nicht; er mahlet Gegenstände, damit jeder deutscher Christenmensch verstehen kann, was ihr haben wollet. — Muß den alles gemahlet seyn? Wir haben ja das Mahlen so oft gelesen und gehöret, daß es der gesunde Geschmack nicht mehr ausstehen kann. Es ist doch wohl immer noch ein ziemlicher Unterschied, mit dem Pinselfiguren zu entwerfen, und mit der Feder Worte und Gedanken zu schreiben. Qui bene distinguit, bene docet. Was soll endlich die Ordonanz und die Localumstände bedeuten? Das wisset ihr

Herrn Aesthetiker vermuthlich selber nicht. Man kann darunter verstehen, was man will. — Wörter ohne Bedeutung; Ausfüller, Lückenbüsser.

13.

Abermals ein vortreffliches Werkchen. Briefe von den Herren Jacobi und Gleim, Berlin 1768. Eine neue Sammlung, aber wovon? von Possen und Geckereyen. — Daß unsere witzigen Kunstrichter eben sowol als von den vorigen Briefen nach ihrer Art ein großes Aufheben machen, ist leicht zu erachten, und kein Wunder! Denn das ist Wasser auf ihre Mühle. Man lasse ihnen, wie den Kindern, über ihre Spielsachen immerhin ihre Freude! Ihr Lob hat doch im Grunde bey Vernünftigen nicht viel zu bedeuten. Selbst die Art und Weise dieses Lobes und der Ausdruck giebt ein solches genugsam zu erkennen. Es ist allemal ein sehr verdächtiges und mißliches Lob, wenn man zu der Sache die eigentlichen Ausdrücke entweder nicht finden kann, oder damit heraus zu gehen sich nicht getrauet, sondern zu uneigentlichen, allegorischen, mythologischen und hyperbolischen seine Zuflucht nehmen muß. So heißt es unter andern: (*) Man

sollte

(*) In dem gel. Art. des 35 St. des Beytrags zum Alton. R. Post, Reuter. 1768.

sollte sagen: Es wären die Briefe der Musen an einander. Der Recensent denket Wunder, was er diesen Briefen dadurch für ein Lob beyleget. In der That geschiehet aber das Gegentheil. Ich will zugeben, daß es scheine, als wären es die Briefen der Musen aneinander; ich gehe noch weiter, und sage: ja es sind wirklich die Briefe der Musen aneinander, wozu Apollo und die Minerva selbst den Stoff hergegeben haben. Gut — Was folget denn aber daraus? Nichts anders als daß ich als ein Vernünftiger also schliesse: Sind die Musen samt ihren Vorstehern und Musengenossen, niemals in der Welt, sondern blos in der Einbildung da gewesen, was wird es also mit einem solchen uneigentlichen und zweydeutigen Leben für eine Beschaffenheit haben? Die Antwort giebt sich nach der Analogie des Ausdrucks mit der Sache von selbst. Sind die Musen ein wahres Nichts, ein Unding, so wird man auch wohl einem solchen musenmäßigen Lobe keine andern Eigenschaften beylegen können? Gesetzt aber auch, man wollte die Musen, nach heydnischen Begriffen, für Gottheiten wirklich annehmen; was für eine offenbare Versündigung würde es nicht seyn, ihnen zuzutrauen, daß sie,

als Göttergenossen, sich mit solchen wahren Possen und Kindereyen, wie in diesen Briefen enthalten sind, abgeben könnten. Bleibet doch zu Hause mit euerm gekünstelten und geschminkten Lobe, ihr Herren Schönfärber! Indem ihr zu loben gedenket, macht ihr euch und eure Bundesgenossen nur noch mehr verdächtig und verächtlich, und ihr widerstrebet in der That eurem eignen Endzwecke. — Ich muß euch nur noch dieses hinter die Ohren reiben: eine Schrift um der schönen Schreibart willen zu loben, deren Inhalt aber kindisch und possenhaft ist, ist so wohl eine offenbare Thorheit, als ein Zeichen einer schlechten Einsicht und Unterscheidungskraft. Denn saget mir doch einmal den Nutzen, der aus allen dergleichen Modeschriften dem Reiche der Gelehrsamkeit zuwachsen soll? Ich sehe wenigstens nicht, daß unsere Herren Aestheticker dadurch klüger, gesetzter und im gemeinen Leben brauchbarer werden sollten. Die Erfahrung lehret vielmehr noch immer das Gegentheil.

14.

Noch etwas von dem erbaulichen Streite des Herrn Klotzens mit dem Herrn Lessing über den Laokoon. — Was hat es

doch z. B. um des Himmels willen für Nutzen, weitläuftig zu untersuchen, daß Leßing zwo Statuen mit einander verwechselt habe, da er den Borgheſiſchen Fechter beſchreibt? oder wenn Herr Klotz ängſtlich ſich dabey aufhält und ſaget: er behielte dafür, daß eine gewiſſe Epiſode, ſo wie ſie Homer in Verſen beſchrieben habe, mit dem Pinſel geſchildert werden könne? (*) und dergleichen mehr. Ich zweifle wenigſtens nicht daran, daß dieſe Schilderung gar wohl möglich ſey, ich glaube vielmehr, daß noch alberer und närriſcher Zeug, als dieſes iſt, geſchildert werden könne. Kann man halb Menſchen und halb Ochſen, oder halb Menſchen und halb Pferde und dergleichen abbilden, warum ſollte denn auch das nicht angehen? Wer will mir denn verwehren, eine Geſellſchaft Kunſtrichter und Witzlinge mit Flügeln, wie der Merkur, der mit Ohren, Schwänzen und Beinen wie den Pan zu ſchildern? Verwehren wird mir es gewiß niemand, ſondern man wird

(*) S. hievon das 145. St. des Hamburg. Correſp. 1768. im gel. Art. wo ſich vom Herrn Klotz eine Vertheidigung gegen den Herrn Leßing eingerückt befindet.

mich vielmehr noch dazu loben, weil ich die Alten nachahme. Denn weise ist ja der, der sich die Alten zum Muster wählet. — Wozu also solche unerhebliche Streitigkeiten? Concedo totum argumentum, ruft mit mir die ganze werthe unästhetische Christenheit aus? Ich frage aber zugleich, wozu solche unnütze Schilderungen: Haben wir denn sonst keine Gegenstände als dergleichen Homerische Fratzen. Man lasse auch immerhin den Herrn Leßing zwo Statüen verwechselt haben, oder nicht; darum wird doch kein Pflug im gelehrten Felde stille stehen. — — Und warum sagt man denn, da von der verwechselten Statüe die Rede ist, nicht deutlich heraus: eine Bildsäule in dem Borgheſischen Pallaste zu Rom, die einen Fechter vorstellet? Sollte man nicht nach Verlauf einiger 100 Jahren auf die Gedanken kommen, man verstünde einen Fechter oder die Bildsäule eines Fechters, die sich an einem Orte, Namens Borghese, befinde, oder welche daselbst, oder von einem, Namens Borghese, verfertiget worden? Es ist ja nicht alles gut, was kurz und gedrungen ist. Die Deutlichkeit muß vornemlich in Betrachtung kommen.

15.

Lucie & Melanie, ou les deux ſoeurs généreuſes, Anecdote hiſtorique, par Mr. d'Arnaud. Paris 1767. in 8. Ein ganz unnützes und überflüßiges Buch, die Schreibart mag auch ſo ſchön ſeyn, als ſie will. Haben wir nicht ſchon an Romanen einen Ueberfluß? Man höre doch einmal auf, dergleichen, zu müßigen Zeitverderb, Liebesverſtrickungen und romanenmäßigen Auftritten, Gelegenheit gebende Sächelchen zu ſchreiben, und geben den lehrbegierigen Leſern, die nicht ſowohl für Nahrung ihrer Einbildungskraft, als vielmehr ihres Verſtandes beſorget ſind, nützlichere Sachen in die Hände. Die Kunſtrichter mögen das Werkchen loben, wie ſie wollen, es iſt und bleibt doch nur ein Roman. — An dieſe Herren hat man ſich nicht zu kehren. Sie loben dergleichen blos, weil es Waſſer auf ihre Mühle, weil es Mode iſt. Sie machen freylich ein großes Aufheben nach ihrer Art davon. — Man höre doch in was für enthuſiaſtiſche Lobeserhebungen der theure Herr Klotz (*) hierüber ausbricht:

(*) In dem 31. Stück der Hall gel. Zeit. 1768. 247. und 248. S.

„ Welch ein niedlich Geschöpf ist nicht diese
„ Erzehlung! so niedlich und so reizend, wie
„ man sie von der Hand eines d'Arnaud erwar-
„ tet. Zwey Schwestern, Lucie und Melanie,
„ lieben beyde zugleich heftigsten Grafen d'Esti-
„ val. Sie entdecken sich einander, und jede
„ wiß ihn der andern überlassen. Der schönste
„ Streit zweyer zärtlichen Seelen! Melanie,
„ für welche der Graf die meiste Neigung hat,
„ gehet ins Kloster, und der Vater des d'Esti-
„ val will Lucien zu seiner Schwiegertochter ha-
„ ben. Melonie stirbt, nachdem sie erfahren,
„ daß der Graf gleichfalls für (soll vor heißen
„ Herr Klotz!) Bekümmerniß den Geist aufge-
„ geben hatte. — Mit Verlangen sehen wir den
„ übrigen historischen Anekdoten, auf diese Art
„ behandelt entgegen, die uns Herr Arnaud hier
„ verspricht.

Was für eine herzbrechende Liebe, was für ein kläglicher, rührender Liebesstreit, was für ein angenehmes Sterben muß das nicht gewesen seyn! Unmöglich kann ein solcher Tod bitter seyn, der aus Liebe geschiehet; weil die Liebe ja, ästhetisch zu reden, das allerhöchste Süsse ist. Ich zwei-

fele

fele aber, ob ein solcher Tod auch in unsern aufgeklärten Tagen noch Mode seyn möchte. Meiner Erachtens stirbt aus Liebe niemand mehr, zumal einen so freywilligen und abgeredeten Tod wie dieser ist. **Nam non deficit alter, sive altera.** Eine herrliche und bewährte Arzney. — Diese Romanhelden müssen haben sterben können, wenn sie gewollt haben, ohne Hand an sich zu legen. — Das lasse ich mir ein Geheimniß, ein Kunststück, eine seltene Erscheinung im Reiche der Natur seyn! — Aber mit Erlaubniß, mein Herr Recensent! muß denn alles gut und schön seyn, was ein sogenannter schöner Geist schreibt? Ich will dem Herrn d'Arnaud seine Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit, und Schöngeisterschaft in andern Dingen nicht absprechen; aber kann denn auch ein schöner Geist nicht zuweilen in Thorheiten und Tändeleyen verfallen, und durch die Mode zu witzigen Possen und Kleinigkeiten verführet werden? Mich deucht immer, hier hat er den Geck gespielt? — In der That ein unhinlänglicher und schlechter Grund ein Buch deswegen zu loben, weil es ein berühmter Mann geschrieben hat. **Nam interdum dormitat etiam bonus Homerus.** Schande für den gelehrten Stand, sich durch das Vorurtheil

des

des Ansehens so weit regieren zu lassen, daß man den gelehrten Mitbürgern unnützen Tand und schlechte Waaren in zierlicher Einhüllung statt nutzbarer Sachen und Werkzeuge verkaufen und anpreisen will. — Parturiunt montes & nascitur ridiculus mus. — Doch die Herren Aesthetiker mögen immerhin bey ihrem Glauben bleiben, sie mögen dergleichen Sächelchen aus vollem Halse loben, es soll ihnen nicht verwehret seyn, aber sie müssen mir es im Gegentheil auch nicht verdenken, wenn ich im Namen der ganzen ernsthaften und unästhetischen gelehrten Welt die Fortsetzung dieser Anekdoten protestando feyerlich verbitte. Wir haben ja schon so viele Romanen, daß man durch den größesten Fluß in Deutschland damit einen Damm ziehen kann. Der Himmel behüte uns vor [illegible]ren. — — Man verstecke sie immerhin unter dem Namen Anekdoten, historischer Anekdoten. Anekdoten; Romanen und Mährlein bleiben doch immerhin zimlich gleichdeutige Wörter. — Es sind doch nichts anders, als Mordgeschichte, fliegende Blätter, romanhafte Erzehlungen und geschmückte Lügen, man mag einen gleissenden Firniß darüber ziehen oder nicht. Der Grund wird dessen ungeachtet noch immer durchscheinen.

16.

16.

Mit keiner Kunst unter allen überflüßigen Künsten wird mehr gegeckt und gehaseliret, als mit der ästhetischen Steinschneiderey, und Pastenkrämerey; und gleichwohl machen unsere witzigen Kunstrichter von keiner so viel Aufsehens, als eben von diesen, im Reiche der Gelehrsamkeit ganz entbehrlichen Künsten, seitdem dieselben zur Mode geworden sind; ob diese Herren gleich sebst von deren Unerheblichkeit genugsam überzeuget seyn müßen. Hier ist ein Werkchen von dieser Art:

Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, und Abdrücke vom Hrn. Klotz, (Obersteinschneidermeister) 1768. in 8.

Man höre doch einmal, wie fein und geschickt, sich abermals der theure Herr Klotz selbst lobet, oder durch eine seiner Kreaturen loben lässet. (*) Er rühmet nicht nur von dieser seiner lieben Geburt auf eine pralhafte Art, daß es ein gutes Mittel sey, den guten Geschmack zu verbreiten, sondern macht auch der gelehrten Welt von der

Entde-

(*) In dem 4ten St. der Hallischen gel. Zeit. 1768. 321. St.

Entdeckung eines neuen gelehrten Gesundbrunnens folgende nagelneue Zeitung bekannt.

„ „ Die Quelle des guten Geschmacks ist nun „ eröfnet. — Weise ist der welcher aus ihr schöp„ fet, und, wie Dichter aus dem kastalischen „ Brunnen, sich aus derselben begeistert.

Herrliche Vorzüge, welche uns unsere glückliche Zeiten vor jenen finstern Jahrhunderten gewähren! Wer nun nicht mit aufgesperrten Augen und Munde sehen und bekennen will, daß wir in erleuchteten, in aufgeklärten Zeiten leben, der ist mit sehenden Augen blind und mit offenem Munde stumm. Wie viele, viele mußten schon nicht vor Durst nach dem guten Geschmack umkommen, weil die Quelle dazu noch verstopft war; und wie wenige konnten von den kargen Musen, diesen strengen und unerbittlichen Brunnenwächtern, so viel erlangen, daß man ihnen nur einige Tropfen dieses Lebenswassers zu Linderung ihrer Pein, wie Balsam auf die lächzende Zunge laufen ließ! Allein, Gott Lob! Diese barbarische Zeiten sind verschwunden! Nicht nun Gelehrte, sondern auch Ungelehrte, Steinschneider, Pastenmacher und andere Künstler, können nun ohne Unterschied frey, ungehindert und ohne viele Kosten,

sten, dieses liebliche und heilseme Wasser in Krügen, Gemässen, Eymern, Ohmen, Ankern, Anthalen und Stückfässern schöpfen und ihre Geschmackseele nach Belieben damit laben! Und da sich diese Quelle fast von Tage zu Tage weiter ausbreitet, so ist nicht zu zweifeln, sie werde endlich so groß, so breit und so tief werden, daß man mit den größesten Lastschiffen, wie auf der Donau darauf schiffen kann. Und was das Beste ist, so dürfen wir gleichwohl nicht befürchten, daß ja eine Ueberschwemmung entstehen werde, welche Schaden oder Unglück anrichten könne; weil nicht soviel Wasser überlaufen kann, als von der großen Menge der geschmackdurstigen Seelen, unseren Herren Aesthetickern, Kritikern und Witzlingen, sogleich mit mit der grössisten Begierde aufgefangen, getrunken, gesoffen, und aufgeleckt wird. Hierbey also mit Steinen, Kalch, Marmor und andern Ingredienzien ihr Menschenkinder, richtet unseren ästhetischen Heiland und Wiederbringer des guten Geschmacks ein Denkmal, ein würdiges Denkmal auf, das auch selbst der Ewigkeit Trotz bieten kann! — Warum verziehet ihr so lange, die Hand anzulegen, ihr undankbaren, unerkenntlichen und unempfindlichen

Geschöp-

Geschöpfe! Verehret unsern' großen Klotz, — weihet ihn. — Doch genug für meine ästhetische Leser. — Was werden aber unsere unästhetischen und gesetzten Leser zu diesem übertriebenen Lobe eines so handwerksmäßigen Werkleins sagen? Was für Weisheit und Vortheil kann uns wohl das Anschauen und Betrachten dieser alten Steine und der darauf befindlichen Fratzen gewähren? Kinder haben freylich eine große Freude über das Anschauen ihrer Puppen, Figuren und Spielsachen, allein ein gesetzter, ein ernsthafter Geist beschäftiget sich nur mit Dingen, die seinem Geiste Nahrung schaffen, und nicht mit Sachen, die blos die Einbildungskraft reizen und uns den Kindern gleich machen. Mit einem Worte: es ist ein Werklein voll wahrer Possen und Spielwerke. Ich sehe wenigstens weiter keinen Nutzen, den der Verfasser dadurch der gelehrten Welt gestiftet hat! man müßte ihm denn das etwann zu einem ästhetischen Verdienst anrechnen, daß er, wie er selbst von sich, oder der Recensent von ihm rühmet, aus einer großen Menge Steine auf welchen Amors Scherze und Spiele vorgestellet werden, eine kleine Geschichte des Liebesgottes und seiner Tha-

ten

ten zusammen gesezet hat. Denn dadurch wird er wenigstens bey den veramorten und anakreontischgesinnten Herren, die sich so gerne an dergleichen angenehmen Vorstellungen und Schnuren belustigen, einigen Dank verdienen. Ob er aber bey vernünftigen und christlichen Lesern einen solchen erlangen werde, daran ist sehr zu zweifeln. — Herrliche Beschäftigung, vortreffliche lehrreiche Bemühung, die euch aber in der Ewigkeit gewiß nicht wohl vergolten werden wird! Entweder euer Verstand macht euch rasend, ihr Herren Aesthetiker und witzigen Geister, oder ihr habt aus dem neuen kastalischen Gesundbrunnen zu tief geschöpfet, und euch den Kopf dadurch benebelt. —

17.

Ein Zusatz zum 13ten Artikel, die Briefe der veramorten Herren Jacobi und Gleim betrefend. Der Reichspostreuter ist es nicht allein, welcher in ein so übermäßiges und enthusiastisches Lob über diese tändelhaften Brieflein ausbricht, auch andere unserer heutigen witzigen Kunstrichter, welche dergleichen Sächelchen blos darum loben, weil es Mode ist, machen ein nicht geringes Aufheben davon, und man kann leicht er-

achten daß der theure Herr Klotz, als ästhetischer Obermeister, und seine Helfershelfer, nicht die letzten seyn werden. Nur Schade, daß dieser Herren ihr Lob eben so wenig zu bedeuten hat, als des Herrn Postreuters seines. Denn ich habe mich schon oben erkläret, daß es allezeit ein Zeichen einer verdächtigen, mißlichen und verwerflichen Sache sey, jemand in uneigentlichen Ausdrücken zu loben. Ich sehe wenigstens darinnen kein eigentliches Lob, wenn es von diesen Briefen heißt, (*)

„ Daß Anakreon die Ideen da zu hergegeben,
„ und Albano den Pinsel geführet habe.

Anakreon — ja, das ist ein feiner Pursche — Sein Verdienst kommt mir eben so vor, als wenn jemand unsere heutigen Sauf- Buhler = Gaßen- und Zotenlieder, so von der rohen und üppigen Jugend auf Universitäten und sonsten gesungen, oder vielmehr geschrien werden, in ein Buch sammeln wollte, und sich dadurch ein Verdienst zu machen gedächte. — Ey — wäre doch der ganze anakreontische Plunder, samt dem Namen Anakreon selbst verlohren gegangen! — — Glückliche

(*) In dem 4ten St. der Hallischen gel. Zeit. 1768. 327; und 328.

licher Verlurst für unsere Zeiten! Würden wir mit Recht ausrufen können. — Ist das nicht ein schönes Muster, so diese Herren Briefeschreiber vor Augen gehabt haben! Man schliesse von dem Muster auf die Nachahmung. — Was für feine Sächelchen muß nicht der Leser in diesen allerliebsten Brieflein, welche ja von allerliebsten Herrlein geschrieben worden, vermuthen! — Was hat aber der Pinsel des Albano hier zu thun? Meines Wissens ist ja alles mit der Feder zu Stande gebracht, ohne nur ein Haar von einem Pinsel Hülfe zu nehmen? — Redet doch deutsch und unterscheidet die Sachen. Mahlen ist ja etwas anders als Schreiben. Ihr habet ja lange genug in der Einbildung gemahlet, und mit den mahlerischen Kunstwörtern, in den schönen Wissenschaften bis zum Eckel gespielet. Es ist Zeit etwas neueres zu erfinden. — Ich dächte man führete vor der Hand die musicalischen Kunstwörter ein. — — Wie angenehm und reizend würde es nicht klingen, anstatt: Der Dichter mahlet, der Dichter spielet oder geiget; anstatt: Der Pinsel, der Fidelboden; anstatt: Kolorit, Akkorde, oder Concerte; anstatt Licht und Schatten, der Bogenstrich und die Bebung; an-

statt: Schattung, Kalifonium; anstatt: pik-toreß, chromatisch, u. s. w. zu sagen! Es ist ja ohne dieß noch erst auszumachen, ob nicht die Musik näher an die schönen Wissenschaften gränze, als die Mahlerey; und ob es also nicht mehr Ehre für die schöne Wissenschaften sey, die Kunstwörter von der Musik, als von der Mahlerey zu entlehnen? Ich habe wenigstens gute Gründe, das erstere zu bejahen. — Doch wieder auf die Brieflein zu kommen. — Zu was für einen Nutzen aber sollen alle diese Schnurren? Schreibet doch einmal ernsthaftere, vernünftigere und nützlichere Dinge, ihr Gleime, Jacobileins und andere ästhetische Tändeler unserer Zeit!

18.

Noch etwas zum 16ten Artickel über das Klotzische Werk, von den alten geschnittenen Steinen ꝛc. Doch Herr Klotz und seine Hallischen Zeitungsgesellen sind es nicht alleine, die den Ruhm dieses herrlichen Werkleins auszubreiten suchen. Ihnen und besonders dem Herrn Klotz kann man dieses auch noch verzeihen; denn die väterliche Liebe gegen die Kinder ist groß. Wenn aber sogar ernsthafte und gesetzte Leute, denen

man

man den Ruhm der Gelehrsamkeit in andern Stücken nicht absprechen kann, dergleichen unnütze Arbeit mit ihren Lobsprüchen begleiten, (*) so weiß ich in der That nicht, was ich dazu sagen soll. Entweder ist die Mode oder die Schmeicheley daran Schuld, oder aber vielmehr die Furcht von jenen kritischen, rüstigen Streitern und Scioppen unserer Zeiten gemißhandelt oder gebissen zu werden, oder wohl gar das **manus manum lavat**; lobst du mich, so lobe ich dich. Aus dem Verhältniß, in welchem diese mit jenen stehen, werden geübtere und sachverständige Leser den rechten Grund leicht abstrahiren können. Ich enthalte mich mit Fleiß, einen dieser Gelehrten für jetzt nahmhaft zu machen. Ich habe Grund dazu; denn Beyspiele sind verhaßt. — Daß aber die Klotzischen Sprachröhre, ich meyne den Hamburgischen Korrespondenten, den Altonaischen Reichspostreuter u. d. gl., das ihrige zu Ausbreitung und Ausposaunung dieses und anderer ähnlichen Werklein nach ihrer Art beyzutragen suchen, ist leicht zu vermuthen und um so weni-

(*) Wie z. B. im 48. St. der sonst so beliebten Leipziger gel. Zeit. 1768. 381. u. f. S.

ger zu verwundern, da bekannter massen alle diese Herren, ihre Korrespondentenschaft und Reichspostreuterschaft, lediglich unter dem Klotzischen Kommando stehen. Sie thun also weiter nichts, als daß sie ihre Pflicht gegen ihr Oberhaupt und Schöngeisterpatriarchen in Erfüllung bringen. Wer wird ihnen dieses verdenken? Ist jemand begierig ein paar Muster von niederträchtigen Schmeicheleyen und übertriebenen Lobeserhebungen zu lesen, den verweise ich für jetzt nur auf das 87te St. des Hamburg. Korresp. wie auch auf das 44te und 45tr St. des Beytrages zum Alton. R. P. R. auf das J. 1768, wo die obgedachte Klotzische Schrift, als ein großes litterarisches Phänomenon recensiret und fast bis in den Himmel erhoben wird. Man macht unter andern ein gewaltiges Aufheben, von dessen Nutzen in andern Wissenschaften dem Beweisthum aber, worinnen dieser Nutzen eigentlich bestehe; werden die Herren Recensenten wohl schuldig bleiben. — Ich sehe wenigstens keinen weitern Nutzen, als für den Künstler und den Handwerker. Denn für einen Gelehrten ist alles dasjenige ziemlich entbehrlich und handwerksmäßig, welches blos durch die Einbildungs-

dungskraft hervorgebracht wird. — Ja, die Erfahrung lehret auch zur Gnüge, daß öfters die schlechtesten und dummesten Köpfe, die aber von der Natur mit einer starken Einbildungskraft begabet sind, die besten Mahler, Bildhauer, Steinschneider — werden, ob sie gleich wenig oder gar keine Regeln und Wissenschaft oder Theorie verstehen. Es gehöret in der That wenig Gelehrsamkeit zu einer solchen Beschäftigung. Mit was für einem Rechte wollen sich also die Herren Steinschneider und Pastenfabricanten des gelehrten Bürgerrechts anmassen? —

19.

Noch etwas zum 13ten und 14ten Artikel. Es thut mir in der That recht sehr leyd, daß ich sagen muß, daß sich auch in den sonst so beliebten und unpartheyischen Leipzigischen gelehrten Zeitungen (*) eine lobende Recension der Jacobischen und Gleimischen Briefen befindet, welche in ihrer Art so übertrieben ist, daß man Wunder meynen sollte, was der gelehrten Welt für ein köstliches Geschenk durch diese tändelhaften und schnurrigen Brieflein gemacht worden. Daß die Schreibart schön sey; gut, das kann

(*) Und zwar im 43 St. 1768, 345 u. 346 S.

ich zugeben. Das ist aber eine Nebensache, welche, wenn die Hauptsache, nemlich der Inhalt nichts tauget, in keine Betrachtung kommen darf. Dieser ist aber von Herzen schlecht; wahre Seckereyen und Tändeleyen. Denn solche machen doch eigentlich den ganzen Inhalt aus. Was sollen aber dergleichen Schnurren für Nutzen haben, meine Herren Schönfärber? Gewiß keinen andern, als daß dereinst unsere Nachkommen, wenn sich diese Sucht lange geleget haben wird, die schlechte Beschaffenheit und den wahren, wiewohl nicht rühmlichen Charakter unseres jetzigen tändelhaften und thörichten Zeitalters nur desto besser daraus beurtheilen werden. — Mich wundert unterdessen mit dem allem nichts mehr, als wie es zugehe, daß sich, wie gesagt, die sonst so gesetzten und ernsthaften Verfasser der Leipziger gelehrten Zeitungen haben durch den Strom mit hinreissen lassen können, solche wahre Possen zu zu loben. So heißt es unter andern am angeführten Ort.

„ Wie gern zeichneten wir aus diesen aller-
„ liebsten Gedichten, (denn es sind Prose und
„ Poesie unter einander) einige Stellen aus,

„ wenn

„ wenn nicht der enge Raum dieser Blätter, auf
„ den wir jetzt mit Recht zürnen, uns und un-
„ sern Lesern dieses Vergnügen versagete, und
„ wenn uns die Wahl unter der schönen Samm-
„ lung weniger schwer wäre. Doch unsere Le-
„ ser müssen die Muse des Herrn Jacobi selbst
„ hören und Vergnügen, recht viel Vergnügen
„ werden sie bey jedem Ton, den sie anstim-
„ met, empfinden.

Ich für meine Person beneide dem Herrn Recensenten das Vergnügen eben so wenig, als wenig ich über den Raum seiner Blätter zürne. Ich war vielmehr von Herzen froh, daß ich nicht noch mehr von dergleichen Kindereyen lesen durfte. — Möchte doch dieses die letzte Recension von der Art in diesen sonst so beliebten Blättern seyn! Dergleichen Beyspiele verleiten andere nicht nur leicht zur Nachfolge, sondern richten auch in der That viel Unheil und schädliche Wirkungen im Reiche der Gelehrsamkeit an. — Denn es ist kein Wunder, wenn unsere tändlende Witzlinge von Tage zu Tage immer stolzer, aufgeblasener und übermüthiger werden, und sich in der That selbst für große Gelehrte halten, weil sie sehen, daß sie mit ihren unreifen Spielwer-

ten und unnützen Schmierereyen sogar bey gesetzten, ernsthaften und bewährten Kunstrichtern Beyfall erhalten.

20.

Daß unsere Herren Kunstrichter blos auf Nebendinge und Spielwerke sehen, und darüber des rechten Endzwecks der Kritik verfehlen, davon leget der theure Herr Klotz nach seiner gewöhnlichen Art, ein abermaliges unverwerfliches Zeugniß ab, da er des Baltimore Reisen nach dem Orient in seinen weltberühmten hallischen gelehrten Zeitungen *) recensirt, wo er sich folgender Gestalt ausdrückt. Hin und wieder sind Stellen aus alten Autoren eingestreuet. Dieses macht, daß wir sie noch einmal so gerne lesen. Also um der Stellen aus den alten Schriftstellern willen muß ein Buch gelobet und gelesen werden, Herr Antiquitätenkrämmer? Können die etwan demselben mehr Güte verschaffen, als es wirklich hat? Ich dächte, man sehe bey Recension eines Buchs auf den Inhalt und die Sache selbst, und nicht auf solche entbehrliche Nebendinge und überflüssige Zieraten, welche einem Werke

*) Und zwar im 47. St. vom Jahr 1768. 370. S.

Werke doch keinen bessern Werth beylegen können, als es wirklich verdienet. — Man kann also leicht denken, was für zuverlässige Recensionen man von solchen Kunstrichtern zu gewarten hat, die sich bey Recensirung eines Werks blos von dergleichen Floskeln oder von der schönen Schreibart hinreissen und abhalten lassen auf die Sache selbst zu sehen! Es kömmt mir eben so vor, als wenn jemand abgeschickt würde, den Grundriß eines prächtigen königlichen Gartens aufzunehmen, und er wollte sich blos begnügen, einige hin und wider darein befindliche bunte Beete, Blumen und andere Verziehrungen abzuzeichnen, und darüber den Entzweck seiner Abschickung selbst vergessen. Würde nicht jederman sagen, daß er entweder ein Thor sey, oder daß er weder seine Kunst verstehe, noch wisse, was zur Sache gehöre?

21.

Clavis poetarum classicorum, pars prior, von Gottlob Benedict Schirach. Halle 1768. in 8. Ein Buch wovon in den hallischen gelehrten Zeitungen, *) wie leicht zu erachten ist, ebenfalls ein großes Werk gemacht wird. Es betrift ja die alten Autoren. Ursache genug es

zu

(*) Und zwar im 47 St. 1768., 375 u. 376 S.

zu loben. Ich kann aber das groſse Verdienſt nicht absehen, welches ſich der Verfaſſer, der ſonſt in ſeinen übrigen Schriften in der That viele Gelehrſamkeit und Einſicht zeiget, und für den ich auſſer dem alle Hochachtung habe, gegen die gelehrte Welt dadurch erworben hat. Ein aus etlichen 100 Schlüſſeln zuſammen gelöthe-ter Schlüſſel! — Wir haben ja der Schlüſſel bereits ſoviel, daß man glauben ſollte, es könnte kein einziger Winkel, Kaſten oder Schubladen im ganzen Reiche der alten Poeten und Schrift-ſteller mehr ſeyn, der nicht ſchon aufgeſchloſſen wäre. Vielleicht fehlt es uns aber noch an ei-nem rechten Hauptſchlüſſel? Deren haben wir eben-falls bereits eine gute Menge. — Oder iſt etwan ein oder der andere verloren gegangen? Auch dieſes glaube ich ſchwerlich. Verleget könnte er wohl ſeyn; aber wer da ſuchet, der findet. Nun was denn? Einen Schlüſſel nach der neueſten Mode. — Iſt das nicht Verdienſt genug für einen gelehrten Schlöſſer? Und ſollte gleich der Schlüſſel ſelbſt den verhoften Beyfall nicht erhal-ten, ſo ſind doch die Zieraten deſto ſchöner, nach dem neueſten Schnitt; ich meyne die darinn mit enthaltenen gelehrten Unterſuchungen, wichtigen

An-

Anmerkungen und lehrreichen Gedanken. — Unter andern ist ein sehr hervorstehender Artikel mit darinnen, wo von dem eigentlichen Charakter der horazischen Urbanität ziemlich ausführlich und genau gehandelt wird. Ist das nicht erbaulich und lehrreich in den Augen eines witzigen Geistes? — Ich frage aber mit der ganzen unästhetischen gelehrten Gemeinheit, zu was für einem Nutzen, dergleichen Untersuchung? Unserthalben mag des Horazens Urbanität, man verstehe sie von den Sitten, von den Ausdruck, oder wie man wolle, gut oder schlecht gewesen seyn; was liegt der gelehrten Welt daran? Und wer hat uns den eigentlichen Charakter desselben aufgezeichnet? Aus seinen Schriften und aus andern Umständen ihn zu abstrahiren ist eine sehr mißliche und ungewisse Sache. Die gelehrte Welt, ausser unseren Herren Schilderer, ist nicht so leichtgläubig; sie verlangt Beweise. Dergleichen Bücher und Untersuchungen werden wegen der schönen Schreibart und guten Lateinheit wohl gelesen, man höret solche Einfälle auch wohl einmal mit an; allein die Ueberzeugung wird doch allezeit fehlen; weil man weis, daß diese historischen Anekdoten blos dem Gehirne und der

Einbildungskraft unserer Herren Schilderer ihr Daseyn zu danken haben. — Ist es nicht also Schade um die Zeit, Papier und Arbeit die auf solche unnütze Abstraktionen und Schilderungen verschwendet werden? Die Liebe zur Wahrheit zwinget mich dieses zu sagen. Der Herr Verfasser wird es mir daher nicht übel nehmen. Und was verdienet denn der Verfasser vollends dadurch einen Dank, wenn er sich ängstlich bemühet, aus dem Charakter der römischen Nation und Sprache herzuleiten und zu abstrahiren, warum die Römer nur den einzigen Horaz, als lyrischen Dichter, und den einzigen Phädrus als Fabeldichter, da hingegen eine Menge Poeten, die epische Gedichte geschrieben, gehabt haben! Der gelehrten Welt wird gewiß aus solcher Untersuchung ein sehr schlechtes Licht aufgehen. — Trefliche Beschäftigung für müssige Köpfe. — O Thor! sagte mein Aristach letzthin von einer ähnlichen Untersuchung, woher weißt du denn, ob nicht noch mehr dergleichen Kerls vorhanden gewesen, die verloren gegangen sind?

22.

Winkelmann war allerdings ein großer Geist. Er hat sich in der gelehrten Welt zu berühmt gemacht, als das man vermuthen könnte, daß seine großen Verdienste von jemand, der Einsichten besitzet, verkennet werden sollten. Ich habe ihn allezeit hoch geschätzet, meine Verehrung gegen ihn wird auch niemals aufhören, besonders wenn ich ihn als Geschichtschreiber, als Alterthumsforscher betrachte. Allein welcher große Geist hat nicht zuweilen seine Fehler, zumal, wenn er seine Lieblingswissenschaft zu weit treibet? — Auch er ist nicht allezeit frey davon geblieben, sondern nicht selten auf solche Sachen und Untersuchungen verfallen, die zwar in unserm witzigen Zeitalter für Weisheit ausgeschrien werden, welche aber wenn man es recht bey Lichte besiehet, in wahren Kleinigkeiten und unnützen Beschäftigungen bestehen, und die man einem Winkelmann blos deshalb entschuldigen muß, weil er sich durch das verführerische Ding, die Mode hat hinreissen lassen. Dahin gehöret sein Versuch einer Allegorie besonders für die Kunst. Dresden 1766. in 8. Ein Werk, welches bey der gelehrten Welt mit solchem

großen Beyfalle und Lobsprüchen, beleget wor-
den, daß man nicht anders glauben sollte,
als daß darinnen die allerlehrreichesten und für die
ganze Gelehrsamkeit allernützlichsten und unent-
behrlichsten Sachen enthalten seyn müßten! Und
ist nichts weniger als dieses. Ich sehe wenig-
stens keinen andern Grund zu solchen Lobeser-
hebungen, als weil dies Werk einen Winkel-
mann zum Verfasser hat. Was ein großer
Mann geschrieben hat, muß ohne Unterschied
gut und vortrefflich seyn. Man untersuchet
aber nicht, ob es auch nützlich und nöthig sey. —
Ist ja eine Zeit gewesen, wo sich das Vorur-
theil des Ansehens der Gemüther der Gelehr-
ten und Kunstrichter im höchsten Grade bemäch-
tiget hat, so ist es gewiß unser jetziges tände-
haftes Zeitalter, wo fast jederman dadurch re-
gieret wird. Die Folgen, die daraus entstehen,
können unmöglich für das gelehrte gemeine We-
sen vortheilhaft seyn. Hierzu kommt auch ein
anderes Uebel, welches anjetzt so sehr zur Mode
geworden ist, nemlich das Bestreben, um, so
zu sagen Tag, täglich neue Wissenschaften und
Lehrgebäude zu erfinden. Man begnüget sich
nicht mehr, uns die Künste und Wissenschaften

im ganzen, nach allen ihren Theilen, eine jede hundert und mehrmal zu beschreiben, sondern man nimmt von jeder so gar einzelne Theile heraus, und dringet uns einen jeden derselben, als eine neue, als eine besondere Wissenschaft auf. Man sondert diesen einzeln Theil, wie er in dem Lehrbuche stehet, fast von Wort zu Wort sorgfältig davon ab, kleidet ihn in eine andere Ordnung ein, erfindet wieder neue Theile durch uneigentliche Redensarten, bedenket das Gerippe mit einem Schwal von Reflexionen, Belesenheit, Anziehung aller Schriftsteller und schwatzhaften Betrachtungen, machet wider neue Abtheilungen von Kapitel, Paragraphen nach Gutdünken, und giesset endlich eine weitläufige Brühe von schönen Redensarten und undeutenden Worten darüber; siehe, so ist die neue Wissenschaft erschaffen. Gewiß eine leichte Art, ohne sonderliche Mühe Bücher zu schreiben, wozu man Stoff bis ans Ende der Welt haben kann. Eben so ist es auch mit der Allegorie ergangen, welche nunmehro zu einer besondern Wissenschaft erhoben worden. Vielleicht dürfte es wohl nicht lange mehr währen, daß man einen eigenen Professor auf Universitäten dazu

bestellet. — Winkelmann schlägt unter andern ganz entbehrlichen Dingen auch in diesem Werkchen die Erfindung neuer Allegorien vor; gerade als wenn wir nicht schon mit den alten so sehr geplaget wären. Das fehlte in der That noch! gewiß eine sehr erbauliche Beschäftigung! — Was soll denn endlich aus allen diesen Dingen für Nutzen entstehen? Als Spielwerke des Witzes betrachtet, oder daß sie für den Künstler etwan nützlich seyn könnten, möchten sie noch hingehen, allein keine Weisheit sollte man nur nicht in solchen, ohne Nachtheil der Gelehrsamkeit gar wohl zu vermissenden Sächelchen suchen. Ich glaube immer man hätte Ursache zu wünschen, wir waren von diesen gleisenden und tändelhaften gelehrten Zierrathen gänzlich frey geblieben, und wüßten von dem alten allegorischen Plunder auf Bildern und in Schriften gar nichts. Die Alten waren von Fabeln, Mythologien, hyperbolischen und uneigentlichen Redensarten ganz zusammen gesetzt. Ihre Religion, welche von ihren Weisen selbst für unwahr und falsch gehalten wurde, erforderte es, dem gemeinen Mann ein Blendwerk dadurch vorzumachen: damit sie diese Falschheit und Erdichtungen nicht

ein=

einsehen sollten. Sie waren also zu entschuldigen, den sie hatten nach ihrer Verfassung Nutzen davon. Aber wozu soll denn uns das Zeug nützen, dabey uns die Ursache wegfällt? Ich dachte immer, es wäre besser und vernünftiger, man gienge mit der Sprache gerade heraus; man nennete die Sache mit ihrem eigentlichen Namen, und mahlete Bilder und Figuren, die ein jeder erkennen könnte, was sie vorstellen sollten! — Denn ich frage, wozu hilft es, Bilder und Figuren zu machen, wovon man erstlich die Bedeutung ängstlich erfragen, errathen, oder durch Nachschlagen mühsam herausblauen muß? — Mannenne mich immer einen Heterodoxen, einen ästhetischen Ketzer. Was kann ich dafür daß ich die unästhetische Erbsünde nicht ablegen kann. Und die rechte Wahrheit zu sagen, dergleichen Vorwurf rührt mich nicht. Schreiet und verketzert mich immerhin, ihr Herren Aesthetiker, ihr Herren Schönfärber und Witzlinge, wie ihr wollet. Es soll mir eine wahre Lust seyn, und ich werde insgeheim herzlich darüber lachen. Denn ich rechne es mir zu einem wahren Vorzuge an, in diesem Stücke, den Namen eines Ketzers zu führen. —

23.

Daß ein Künstler oder Kunstverständiger bey Erblickung und Anschauung eines schönen Kunststücks ein angenehmes Vergnügen empfindet, ist eine Sache, die ihm niemand verdenket. Das Vergnügen ist ganz natürlich. Denn ein jeder beschäftiget sich gerne mit dem, was zu seiner Kunst dienet; zumal, wenn die Lehr- und Wißbegierde, wie es mehrentheils geschiehet, Antheil daran hat. Aber, wenn ein Gelehrter, ein großer Geist, der die eigentlichen Wissenschaften, sich zu seinem Hauptendzweck erwählet hat, über ein solches Kunststück oder Gemählde dermassen in Entzückung und Enthusiasmus verfällt, daß er, wie eine unbewegliche Salzsäule, weder zu sehen, noch zu hören, oder zu fühlen scheinet, nicht anders, als wenn ihm alle Reiche und Herrlichkeiten der Welt auf einmal zugeworfen würden, so weiß ich fast nicht mit was für einen Namen ich solche Thorheit belegen soll! Ich gehe gewiß nicht zu weit, wenn ich sage, daß ein solches Betragen offenbar ins kindische verfalle, und daß sich ein großer Geist dadurch unendlich erniedrige. Eine allzu starke

und

und heftige Verwunderung ist allezeit ein Zeichen einer schwachen Seele, die sich durch die Einbildungskraft dahin reissen lässet. Ein gesetzter Geist läßt sich dadurch nie aus seiner Fassung bringen, er denket allezeit mehr nach, er urtheilet mehr, als daß er bewundert. Und wenn er ja bewundern soll, so muß es die Größe und Wichtigkeit der Sache erheischen, und doch wird seine Verwunderung nur vorüber gehend seyn, um der Urtheilskraft bald Raum zu geben. Durch solche todte Kunststücke und Gemählde, welche blos Werke des Geschmacks, und der Mode sind, wird er sich niemals zu einer solchen unanständigen Ausschweifung verleiten lassen. Dergleichen Dinge die so zu sagen, ein jeder Künstler in seiner Art beurtheilen kann, werden in seinen Augen in Entgegensetzung anderer erhabener und höherer Wissenschaften allezeit wahre Kleinigkeiten für ihn bleiben. Er suchet mehr Nahrung für seinen Geist, als für seine Sinne und Einbildungskraft. — Und was soll man dazu sagen, wenn sogar ein großer Winkelmann *) für den ich sonst die grösseste Verehrung hege,

*) In seinem Versuche einer Allegorie ꝛc.

sich soweit vergisset, daß er über die Beschreibung des Torso des Herkules zu Belvidere in Begeisterung geräth? Er ist und bleibt ein großer Geist, aber zu der Zeit, da er dieses geschrieben hat, muß er nothwendig seine schwachen Stunden gehabt haben. — Daraus siehet man, daß auch große Leute öfters in Anfechtung gerathen können! dem Herrn Gatterer da er bey Recension des winkelmannischen Versuchs einer Allegorie über diese Stelle kömmt, *) gleicht es eben nicht besser. Und so haben wir denn, der dem Herrn Gatterer gewidmeten Hochschätzung unbeschadet, zween ästhetische Enthusiasten auf einmal!

24.

Man ist zu unseren Zeiten von den Kunstrichtern schon gewohnt, daß sie eine ganz besondere Sprache annehmen, welche sich von der übrigen Sprache sehr unterscheidet. Mehrentheils bestehet sie in angenommenen, willkührlichen, uneigentlichen hyperbolischen und mythologischen Redensarten, welche sie bey allen Gelegenheiten bis zum Eckel wie-

der-

*) Im 1. B. s. hist. Bibl. 165. S.

derholen und anzubringen suchen. Man darf sich darüber nicht wundern. Die Ursache ist leicht einzusehen. Wenn man von der Sache selbst nichts zu sagen weiß, oder die Unerheblichkeit seiner Lieblings Wissenschaft zu verstecken suchet, so muß man zu uneigentlichen, unbestimmten dunkeln und hyperbolischen Redensarten seine Zuflucht nehmen. Es verhält sich damit eben so, wie den kurialistischen Formeln. Man könnte sie daher mit allem Recht ästhetisch-witzige Formularien nennen. Nächstens werde ich eine Anleitung hierzu in einem ziemlich starken Quartanten herausgeben. An Stoff fehlet es nicht, wohl noch einen und mehrere zu schreiben. Nur Schade daß oft eben und dasselbe Formular, wie wohl mit veränderten Worten vorkommen wird. Das hat aber nichts zu bedeuten. Darinn bestehet eigentlich die so seltene als gerühmte Kunst, welche man Inversion die Wendung oder Umkäppelung nennet. Wer diese verstehet, ist leicht im Stande, sich zu helfen. — Ich kann nicht unterlassen einige Proben von solchen Formeln hieher zu setzen. — Die Grazie, das Naive, die feinen Karrikaturen, das Burleske, die

Laune, die schönen Tiraden ꝛc. u. d. m. Das sind ohngefehr die gewöhnlichen Ausdrücke unserer witzigen Modekunstrichter, womit sie ihre lobenden Recensionen durchwürzen. Der geneigte Leser wird zwar öfters nicht verstehen, was sie eigentlich bedeuten sollen. Allein eben darum steckt große ästhetische Weisheit darinnen, weil es dunkel und unverständlich ist. Man muß es nemlich ihnen zu Gefallen glauben. Denn im Grunde ist freylich damit soviel als nichts gesaget, eben darum, weil die Herren Schöndenker selbst nicht wissen was es auf gesundes Deutsch heissen soll.

25.

Das unsere witzigen Kunstrichter sich so gerne an gelehrten Tändeleyen belustigen, ist eine Sache und ein Vergnügen, daß man ihnen gerne gönnen kann. Diese Sucht ist nun einmal allgemein; wer will die Thoren bessern. Es scheinet, als wenn sie es einmal sich recht zum Gesetz gemacht haben, diese ihre Gesinnungen allerwegen an den Tag zu legen. Möchten sie es doch immerhin thun, wenn sie nur bey solchen Gelegenheiten, mit ihren Geckereyen zu

Hause

Hause blieben, wo ein Leser Ernsthaftigkeit von ihnen erwartet!

„Nichts schöners kann man sich gedenken, „die eingestreuten allerliebsten Liederchen „ sagt der theure Herr Kloz im 58. St. der hall. gel. Zeit. 1768. a. d. 458. S. wo der 1te Band der komischen Opern des Herrn Weiße recensiret wird. Es ist wahr, niemand wird läugnen, daß Herr Weiß in seiner Art einer unserer besten Schriftsteller sey: niemand wird ihm seine Einsichten in die schöne Wissenschaften und seine Verdienste absprechen, seine komische Opern verdienen den Beyfall, den sie unter den Gelehrten erhalten haben, mit Recht. Aber wozu war es den nöthig, von den darinn befindlichen Liederchen, zumal ausser ihrem Zusammenhange betrachtet, ein so großes Aufheben zu machen? Werden diese etwann im Stande seyn, seine Verdienste, oder den Werth der Stücke zu erhöhen? Ich zweifle sehr daran. Man verlangt ja hier nicht zu wissen, was für allerliebste Liederchen eingestreuet sind, denn die gehören ja ohnedieß zum Zusammenhange oder zum Ganzen; sondern man erwartet eine vollständige Anzeige und richtige Beurtheilung der

Stücke

Stücke. Daran ist der gelehrten Welt mehr gelegen, als an solchen tändelhaften Nebendingen. — — Die Güte der Stücke nach dem Ruhme des Schriftstellers zu bestimmen, ist nicht hinlänglich. Die gelehrte Welt verlangt Beweisthümer, Denn ein Urtheil ohne Beweisthümer ist in der That kein Urtheil. Hierauf hätte der Recensent sein vornehmstes Absehen richten sollen, und nicht auf die allerliebsten Liederchens. Müsset ihr denn bey allen Gelegenheiten eure Geckereyen auskramen, ihr Herren Schönfärber &

26.

Es ist wahr unsere Herren Schöndenker sind bisher noch nicht recht einig, was sie mit dem neu erfundenen Worte Aesthetick eigentlich ausdrücken wollen. Es gehet damit eben so, wie mit mehreren dergleichen neumodischen Scharvenzelwörtern, oder wie mit den angewöhnten Fluchformeln. Man hat sie alle Augenblick auf der Zunge, ohne einen gewissen Begriff damit zu verbinden. Die neumodischen Wissenschaften und Erfindungen bestehen mehrentheils in der Einbildung, oder beruhen doch wenigstens auf

uns

unbestimmten, ungewissen und willkührlichen Gründen. Was Wunder also, daß man theils keine treffende und bestimmte Ausdrücke dazu finden kann, theils aber die Schwäche und Blösse seiner gerühmten neu erfundenen Künste hinter einem solchen Schirm von nichts bedeutenden und vieldeutigen Wörtern zu verbergen suchet. Eben so verhält es sich mit dem neu gebackenen Worte Aesthetick. So unbestimmt und schlufrig dasselbe aber auch seyn mag, so hat man aber doch bisher noch immer in den Gedanken gestanden, daß es nur lediglich von den schönen Wissenschaften zu verstehen sey. Allein weit gefehlt, nun fängt man auch sogar schon an, von Künsten, Handwerkern und anderen im Reiche der Natur befindlichen leblosen Dingen, Gewächsen und dergleichen zu gebrauchen. Denn so befindet sich z. B. in dem im Jahr 1767. zu Gotha herausgekommenen Werke: Ruhe auf dem Lande, unter andern eine Abhandlung, mit der Aufschrift:

Aesthetick der Blumen oder Schönheit der Nelken.

Wie gefällt es dir das, lieber Leser? — Wir werden nun wohl bald deine Aesthetick des Heues,

des

des Kohls, der Rüben, Saubohnen, Kartoffeln, Erdäpffel, Zwiebeln ꝛc. bekommen. — Herrliche Aussicht in die Zukunft zu Ausbreitung des Reichs der Wissenschaften! Wer hätte das noch vor 20 Jahren gedacht, daß wir solche erleuchtete Zeiten durch die Aesthetick erhalten würden! Gewiß der Erfinder dieses heilbringenden Wortes, verdienet es, daß man ihn noch in seiner Asche segne und ihn ästhetisches Halleluja oder Heil dir zujauchze! —

27.

Jakobi zwey Briefe an die Herren Gleim und Klotz 1768. Abermal ein Beweis von unseren tändelhaften und läppischen Zeiten! Wie ist es möglich, daß dergleichen Schnurren von Kunstrichtern, die wirkliche Gelehrte vorstellen wollen, so gelobet und noch dazu als Muster zur Nachahmung ausposaunet werden können, *) deren Inhalt doch von nichts als Liebe, Wein und anderen Geckereyen handelt! Was für Nutzen hat die gelehrte Welt von allen solchen Kindereyen zu erwarten? — Aber möch-

ten

*) Wie z. B. im 179. St. des Hamburg. Korresp. 1768. im gel. Art. und im 86. St. der Leibz. gel. Zeit. 1768. u. ff. SS.

ten doch diese Herren immerhin gecken und hasenliren, wie sie wollen, wenn sie sich nur nicht unterstünden, noch dazu andere ernsthafte, gesetzte und der Religion ergebene Leute zum nicht geringen Nachtheil des Christenthums zu verachten, und sich über sie lustig zu machen! — der Spott des Herrn Jakobi über die Dichter von der traurigen Gestalt, wie er sie nennet, zeuget in der That nicht nur von einem wahren Geck, sondern auch noch dazu von einem rechten rohen Weltmenschen. Wollte Gott! es wären alle Dichter so gesinnet und so beschaffen, wie sein geschilderter Lehrlingsgenius! wir würden sodann zwar weniger Poeten und Witzlinge, aber desto mehr Christen und brauchbare Menschen haben. Gedenke an deinen Schöpfer in der Jugend ꝛc. Bedenke das Ende ꝛc. Wohl dem, der die Gräber in allen seinen Handlungen und Unternehmungen vor Augen hat! weißt du denn, ob du alt wirst? Bedenke dieses o Jüngling! Weltmensch! den Amor, den Liebesgott, die Venus und andere heydnische Fratzen kann ein Christ gar wohl entbehren! — Dergleichen Spott ist kaum einem kraftlosen und ungeschlachten Studenten,

geschweige einem Kanonikus einem gewesenen Professor zu vergeben. Gewiß der Herr Jakobi hat die grösseste Ursache von der Welt, mit dem Herrn von Kaunitz zu bethen: wenn Blut und Lüfte schäumen, so stärke meinen Geist ꝛc. Ich wünsche ihm von Herzen, daß er iemmal zu solchen seligen Gedanken gelangen möge, wenn er anders dazu fähig ist. —

Steht

dem Verfasser

der

Schmähschrift,

die

den Titel führt:

Ist Herr Aloys Merz, ordinari Prediger des hohen Domstifts zu

Augsburg,

ein katholischer Theolog?

u. s. w.

das Herz und der Kopf

am rechten Orte?

beantwortet

von dem nämlichen Domprediger

Aloys Merz.

1786.

Deponentes igitur omnem malitiam, & omnem dolum & simulationem, & invidias, & omnes detractiones. 1. Petr. 2. v. 1.

Darum leget ab alle Bosheit, allen Betrug, alle Verstellung, allen Neid, alle Ehrabschneidung. Im 1. Sendsch. Petr. 2. K. 1. v.

Repletos omni iniquitate, malitia, nequitia, plenos invidia --- contentione, dolo, malignitate, susurrones, detractores, contumelioſos, superbos, elatos, inventores malorum, insipientes, incompoſitos sine affectione, sine misericordia. Rom. 1. v. 29. & 30.

Sie sind voller Ungerechtigkeit, Bosheit, und Schalkheit, sie sind voller Neid, und Argliſt, Ohrenblaſer, Verleumder, schmähsüchtig, hoffärtig, stolz, Erfinder des Bösen, sie sind unvernünftig, unversöhnlich, und ohne alle Barmherzigkeit. Paulus an die Röm. K. 1. v. 29. u. 30.

Stellen, dem Verfaſſer der Schmähschrift zur Betrachtung.

Wenn ich versichert wäre, daß alle diejenigen, denen die unlängst wider mich verfertigte Lästerschrift zu Gesicht gekommen ist, auch meine in den verflossenen Pfingstfeyertagen gehaltene Rede bey Handen hätten, so würde ich nicht die allergeringste Ursache finden, mich auch nur mit einem Worte rechtfertigen zu wollen. Eben die, mit einer recht unsinnigen Raserey von dem verkappten Verleumder angegriffene Rede rechtfertigte mich schon ohne weiters. Denn wer diese mit einem unpartheyischen Gemüthe gelesen hat, der muß (er sey Freund oder Feind) wider die Schmähschrift, und ihren Verfasser recht sehr aufgebracht werden. Bey einem aufrichtigen Vergleiche mit dem, was ich gesagt, und dem, was er dage-

gen geschrieben hat, muß er, wenn er auch nicht mein Glaubensbruder seyn sollte, beyläuftig auf diese Gedanken verfallen: Entweder steht diesem Manne der Kopf nicht am rechten Orte, oder er hat ein grundböses Herz, oder es fehlt in beyden, im Kopfe und Herzen zugleich.

Prüfen wir nur gleich den Eingang; oder vielmehr den Grund seiner entweder bübischen, oder gotteslästerlichen Lärmenmacherey, so wird ein jeder alsogleich einsehen, daß ich die Sache nicht im geringsten übertreibe.

Ueber nichts ereifert sich der Mann mehr, als über die Stelle, die ich zu meinem Vorspruche gewählet habe.

Herr Aloys Merz (so schreibt er gleich auf der sechsten Seite seiner feinen Widerlegung) Herr Aloys Merz, sagt uns aus dem heiligen Evangelio bey Matthäo K. 10. v. 34. daß der allmächtige Sohn Gottes selbst gesagt habe: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. So:

Sobald er nun diese Worte, die doch unstreitig aus dem Munde Christi geflossen sind, angeführt hat, bricht er gleich unmittelbar, ohne nur eine einzige Sylbe dazwischen zu setzen, in folgende, entweder recht ungereimte, kindische, oder gar gotteslästerliche Exclamationes aus.

Welcher Schauer ergreift mich! Finsterniß umgiebt meine ganze Seele! alle Gebeine beben mir! rings um mich her herrschet Todtengeheul röchelnder Sterbenden, raucht Menschenblut, und düftet Verwesung bey dieser schrecklichen Sage.

Also war es die Stimme Gottes, die Vincenten Valverden durch die vom Himmel gebrachte Religion zwang, die Reuterey unter die Peruvianer stürzen zu lassen, damit sie die Unglücklichen mit den Hufen ihrer Pferde zertraten; war es also die Ankunft Jesu Christi, die Vincenten nöthigte, den Tod von allen Seiten, aus Stücken und Musqueten zu verbreiten, die Prinzen, die ersten des Landes,

das ganze Gefolge des Kaisers in ihr Blut hinzustrecken, alle Menschenalter, die gekommen waren die Gesandte Gottes zu sehen, zu erwürgen? (*)

So ist es doch die Sache der Diener Gottes; Blutgerüste zu erbauen, Menschen zu schlachten, und im feyerlichen Gewande, in heiliger Wuth, mit vom Blute träufenden Händen die Beute zu theilen, die sie den erwürgten Ketzern abnehmen? — —

So schreyt, so lärmt, so heulet dieser närrische Enthusiast.

Wenn Sie bey Sinnen, und aus ihrem theatralischen Paroxismus erwachet sind, so nehme ich mir die Freyheit zu fragen: Warum ergreift Sie ein Schauer? — Warum umgiebt ihre ganze Seele Finsterniß? — Warum be-

den

(*) Der dunkle Doktor ziehlt auf die blutige Begebenheit ab, die sich einst zwischen den Spaniern und Peruanern ereignet hat.

ben Ihnen alle Gebeine? — Warum herschet um Sie her Todtengeheul röchelnder Sterbenden? — Warum rauchet Menschenblut, und düftet Verwesung? — Warum? — Zeigte ich doch die Ursache schon an, antworten Sie mir: Die schreckliche, die schreckliche Sage: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu senden; sondern das Schwert, hat solche schaudervolle Regungen in meiner Seele erwecket. Wie? Diese Sage hat Schrecken, Schauer, und Finsterniße in Ihnen erwecket? — Wissen Sie, wessen Sage sie ist? — Sie ist die Sage des Sohns Gottes, eine Sage der ewigen Wahrheit, des Herrn der Herrschenden. Und diese ärgert sie so sehr? — Wegen dieser beben in Ihnen die Gebeine? — Wegen dieser wird ihre Seele mit Finsterniß umgeben? — Wegen dieser herrschet Todtengeheul röchelnder Sterbenden um Sie her? — Hat etwa der göttliche Heiland in Ihren Augen böse geredet? Behaupten Sie dieß, wer wird Sie von einer förmlichen Gotteslästerung entschuldigen können, wenn man Sie nicht durch eine Gattung eines Unsinnes entschuldigen kann? Hat aber der göttliche Heiland wahr, und recht gesagt, wohin

zielen alsdann Ihre Exclamationen? Kann man sie für etwas anderes, als für ein recht abgeschmaktes, gezwungenes, und muthwilliges Buhengeschrey ansehen?

Bewahre mich der Himmel, erwiedern Sie daß ich einen Lästerer des Sohnes Gottes machen will; die Stelle steht unwidersprechlich in den göttlichen Büchern. Es sind Worte der ewigen Wahrheit; der Herr hat wahr geredet. Aber seine Worte sind eben nicht im materialischen, sondern nur im moralischen Sinne zu verstehen.

Der Heiland redete nicht von einem materialischen Schwerte, nicht vom Kopfabhauen, nicht vom Blutvergießen, nicht von Mezeleyen, und Zerfleischungen; sondern nur, wie es der ganze Zusammenhang anzeigt, und alle Schriftausleger, namentlich Calmet und Estius behaupten, von sittlichen Trennungen und Absönderungen, welche wegen der Lehre Christi zwischen den Rechtgläubigen und Irrgläubigen entstehen werden.

Sie haben hier vollkommen recht, mein Herr: weder ich, noch ein anderer Theolog in der katholischen Welt hat jemals diese Stelle anders verstanden. Aber wenn Sie wissen, daß sie nicht im strengen, sondern nur im moralischen Sinne zu nehmen sey, so sagen Sie mir doch, warum Sie diese Sage schrecklich nennen? — Sagen Sie mir ferner, warum Sie bey Ablesung derselben alsogleich ein Schauer ergriffen, die Finsternisse Ihre ganze Seele umgeben, Ihre Gebeine gebebet, das Todtengeheul röchelnder Sterbenden um Sie her geherrschet, Menschenblut gerauchet, und Verwesung gedüftet habe? Stund Ihnen dann damals der Kopf am rechten Orte? Machten Sie nicht allerwenigst ein gebartetes Kind, da Sie ohne alle Ursache in ein so muthwilliges Geschrey, und Geheule ausbrachen? — Damit Ihnen die Lust vergehe, etwa auch in Zukunft Ihren Namen zu entdecken, und anzuzeigen, daß Sie der Vater dieser Mißgeburt seyn, so will ich ihnen im Vertrauen sagen, was das vernünftig denkende Publikum von Ihrer Schreib- und Denkungsart halte.

Aller Orten, an denen man in meiner Gegenwart (und dieß geschah schon oft) Ihren Eingang, und besonders Ihre gezwungene, und bis zum Eckeln ungereimte Lärmenmacherey las, brach man Anfangs in ein lautes Gelächter aus: alsdenn hieß es: Dem Kerl steht entweder der Kopf nicht am rechten Orte, oder der ganze Mensch muß aus einer Vermischung von Dumm- und Bosheit bestehen: ein nüchterner, und mit gesunder Vernunft begabter Mann (so hieß es) wird sich unmöglich entschließen können, *mit* solch gezwungenen, unnatürlichen, und sich selbst widersprechenden Albernheiten das Papier zu besudeln, und das kluge Publikum zu entehren.

Einer, (er ist ein Mann von vieler Einsicht, und wirklicher öffentlicher Lehrer) nachdem er in meiner Gegenwart Ihre enthusiastische Züge gelesen hat, machte diese Kritik über Sie: Wenn, sagte er, ein Schüler in der ersten Rhetorik die Figur der Exclamation auf eine so unglückliche, so ungereimte, so eckelhafte, und so gar kindische Weise in einer Aufgabe anwenden sollte, so müßte er recht schwache Mitschüler haben, wenn ihm nicht ein Platz

auf

auf der letzten Banke zu Theile würde. Denn die Fehler wider das Judicium sind die gröbsten. Und dieß, denken Sie doch, war noch das allergelindeste Urtheil, so über Sie von Leuten von verschiedenen Ständen und Charakteren ist gefället worden.

Mir zu gefallen redeten sie dieß gewiß nicht: der nächste beßte Leser, wenn er nur ein bischen Geschmak, und Verstand besitzt, wird, ohne von mir aufgehetzet zu werden, oder doch ein ähnliches Urtheil fällen. Kluge Oesterreicher (ich weiß es gewiß) bedauern wirklich recht sehr, daß Sie sich für ihren Landsmann, und zwar gleich im Titelblatt ausgegeben haben; sie bedauerns um so mehr, weil in Ihnen die Bosheit mit der Dummheit vereiniget ist.

Aber warum Bosheit? Weil der Lärmenmacher seinen obschon kindischen Witz zum größten Nachtheile des Dritten zu gebrauchen gewußt hat.

Er trägt die Sache so vor, als wenn ich die Worte Christi: Ich bin nicht gekommen

men, den Frieden, sondern das Schwert zu senden, im ganz materialischen Verstande genommen hätte, und schließlich alle, auch grausamsten Verfolgungen und Metzeleyen, die jemals der Religion wegen in verschiedenen Ländern vorbeygegangen sind, hätte rechtfertigen wollen (*). Er giebt der Sache eine so schalkhafte

(*) Ich entdecke hier eine neue Wirkung *seines* gegen die Katholiken überhaupt bösgesinnten Herzens. Er macht (S. 8.) nur von jenen Verfolgungen Meldung, welche die Katholiken in verschiedenen Orten, und Zeitaltern, theils gegen die Waldenser, theils gegen andere Sektirer ausgeübet haben; sagt aber von ihren abscheulichen, aufrührischen, grundverderblichen, den Staaten, und der öffentlichen Ruhe höchst nachtheiligen Lehren kein Wort. Eben so wenig meldet er etwas von jenen unmenschlichen Grausamkeiten, derer Wirkungen die Katholiken, besonders die Priester und Lehrer, von verschiedenen Sektirern, namentlich in den Niederlanden, in Frankreich, in Piemont, in Böhmen, in England u. s. w. erfahren mußten. Ich hatte doch in der nämlichen, von ihm so sehr mishandel-

ten

haste Wendung, daß es den Anschein habe, als hätte ich durch diese Stelle, und meine ganze Re-

---

ten Rede die Autoren angezeigt, namentlich den Cornel Hazart in seiner Kirchengeschichte, und das speculum hær. crud. P. Arnoldi Havensii Cartusiæ Gandensis Præfect. die ausführlich und umständlich die schauervollesten Trauergeschichten anführen, aus denen erhellet, daß kein Geist intoleranter und grausamer sey, als der Geist der Sektirer und Schwärmer. Allein von allem hielt er ein tiefes Stillschweigen. Nur die Excesse (wenn es den Umständen nach doch einige waren; denn mehresten Theils hat ihre Empörung gegen die rechtmäßige Obrigkeit, ihre Unbändigkeit, ihre schädliche, schändliche, und den Staaten höchst nachtheilige Lehre den Grund zu so scharfen Executionen gelegt) nur die Excesse einiger katholischen entdeckte, und vergrößerte er. Die schreklichsten und grausamsten Unternehmungen aber der Unkatholischen gegen die Katholiken vertuschte dieser artige Katholik aufs sorgfältigste.

Zielet der Toleranzgeist dieses verstellten Katholicken endlich nicht dahinaus, die Katholiken ver-

Rede. nichts anderes gesucht, als Empörungen zu stiften, die Katholiken wider die Protestanten,

verhaßt, die Unkatholischen aber, und so gar die schwärmerischen Waldenser Mitleidens- und Liebwürdig zu machen? Hätte er doch diesen so gehäßigen Gegenstand (den ich aus dem Triebe der Liebe und Bescheidenheit mit allem Fleiße übersprang) berühren, und unpartheyisch in die Sache gehen wollen; hätten ihm die noch in ganz frischem Gedächtnisse existirenden Londnerischen, und Wertheimerischen Affären nicht eine Gelegenheit gegeben, zu erweisen, daß die Unkatholischen sehr intolerant gegen die Katholiken seyn? Ich könnte über dieß eine Stadt (gar nicht weit von hier) bey Namen nennen, in der an den Sonn- und Feyertagen nicht einmal den Katholiken gestattet wird, die Messe in einer Privat-Kapelle zu hören: man stellt so gar eine Wache für das privilegirte Haus, um nur die dortwohnenden Katholiken von Anhörung der Messe abzuhalten. So duldsam, so tolerant sind diejenigen, die dieser katholische Eiferer so freundschaftlich, friedliebend und liebreich vorstellet. Aber ich wiederhole wieder, was ich schon in meiner Re-

de

ten, ja so gar wider die toleranten Fürsten aufzuhetzen. Aus dieser Absicht beweist er der Länge und Breite nach, daß Calmet, Nikolaus de Lyra, die heiligen Väter, und alle Schriftausleger die Worte Christi nur im moralischen Sinne ausgelegt haben; folglich (so schließt er S. 21. und 22.) habe ich diese Stelle nicht verstanden, und falsch angewendet. Meine Lehre sey eben so wenig Römischkatholisch, als christlich, sondern irrig, und Zeuge von sehr großer Unwissenheit.

So wohl? so habe ich die Stelle Mathäi 10. nicht verstanden, und falsch angewendet? Wie wand ich sie dann an? So, eben so, wie sie Calmet, wie sie Lyranus, wie sie Cornelius a lapide, wie sie alle Schriftausleger und alle heilige Väter, die hierüber ihre Auslegungen machten, verstanden haben. Kurz, ich nahm sie

---

de gesagt habe: hinweg mit dergleichen Vorwürfen! Sie dienen nicht zur Vereinigung, sondern zur Verbitterung der Gemüther. Der böse, und gar zu partheyische Mann zwang mich, in dieses Fach hineinzugehen.

sie im sittlichen Verstande, wie Sie selbst wollen, daß sie soll genommen werden. Ists dann nicht ausgesuchte Bosheit, daß der Mann die Sache so einleitet, als wenn ich die angeführten Worte im allermaterialesten Verstande angewendet hätte? Die ganze Rede, vom Anfange bis zum Ende, alle Ausdrücke, alle in ihr angeführte Schriftstellen zeigen vielmehr an, daß ich auf nichts weniger, als auf Mord, Kopfabhauen, Empörungen, und Blutvergiessungen abziele. Es findet bey gewissen Leuten der bekannte Spruch: Malitia supplet ætatem: Die Bosheit ersetzt, was dem Alter mangelt, einen Platz; bey diesem dummen Kalumnianten aber kann man mit grösztem Rechte sagen: Die Bosheit ersetzt, was dem Verstande mangelt. Oder wem, als nur einer boshaftesten Seele konnte zu Sinne kommen, mir eine so falsche, so gehäßige Schriftauslegung, wider alle meine Absichten, wider meinen ausdrücklichen Willen zudichten zu wollen? Aber das mußte er thun, um sich eine Gelegenheit zu verschaffen, über mich, und meine Rede tapfer schmähen, und lästern zu können. Räume man nur diesen erzfalschen Grund, auf den er

alle

alle seine Schmähereyen, Lästerungen und Lärmenmacherey fußet, hinweg, es wird auffallend seyn, daß seine ganze Schmiererey vom Anfange bis zum Ende nichts anderes, als eine ausgeschämte Lästerschrift sey.

Durchlese man meine Rede zehn:, durchlese man sie zwanzigmal, prüfe man alle Sätze und Worte, so wird auch mein geschwornester Feind darinn nicht die allergeringste Spur antreffen, aus der nur von weitem geschlossen werden kann, daß ich aufs Tödten, Kopfabschlagen, auf Mezeleyen, dringe. Dieß läuft so gar dem ganzen Endzwecke meiner Rede zuwider. Ich darf nur den Eingang hier beysetzen, so wird der Leser einerseits meinen Charakter, anderer Seits meine ganze Absicht schon daraus erkennen lernen.

Ich machte der Predigt folgende Einleitung:

Non veni pacem mittere sed gladium.

Ich bin nicht gekommen den Frieden, sondern das Schwert zu senden. Matth. 10. 34. v.

Von keinem Gegenstande wird heut zu Tage mehr gesprochen und geschrieben, als von der Toleranz in Betreff der Religion. Die Vertheidiger derselben wissen auch ihre Anfoderung mit so scheinbaren Gründen zu unterstützen, daß sie schon viele, auch unter denen, die eben keine Feinde der Religion sind, auf ihre Seite gebracht haben. Toleranz, Duldung sind zween Ausdrücke, die man allbereit in allen polemischen Schriften lesen, und bey *nahe* in allen Häusern hören kann. Unterdessen bin ich vergewißt, daß viele diese Worte im Munde führen, und etwa für die Toleranz sich ereifern, ohne daß sie selbst wissen, was sie fodern. Daß in gewissen Fällen die Duldung auch irriger Religionen Platz finden könne, ja wirklich Platz finde, hierüber ist nicht einmal ein Zweifel: werden denn die evangelischlutherischen und sogenannten reformirten Christen nicht wirklich im ganzen römischen Reiche geduldet? Ja wer hindert sie so gar in der öffentlichen Ausübung ihrer Religion? Kein Mensch: in allen jenen Ländern, Städten, und Dörfern, in denen ihnen das freye Religionsexercitium, gemäß feyerlicher Friedensschlüsse, ist zugestanden worden,

wird

wird ihnen nicht das allergeringste in Weg gelegt. Man tolerirt, man duldet sie. Und solte man sie nur von weitem hierinnfalls kränken wollen, würden sie sich nicht an gehörigen Orten zu beklagen, und sich Recht zu verschaffen wissen? Von dieser Gattung der Duldung kann also die Frage nicht seyn.

Die auf die Toleranz solcher Christen dringen, denen die freye Uebung ihrer Religionen durch öffentliche Verträge ist garantirt worden, machen fürwahr nur Luftstreiche; sie fodern eine Sache, die sie schon im Besitze haben, und die ihnen Niemand streitig macht, und ohne Verletzung der versprochenen Treue, und schließlich des Naturrechtes, nicht einmal streitig machen kann. (*) Die berlinischen Herrn Recen-

(*) Das ist die Lehre der katholischen Theologen selbst: S: Politicam catholicam. L, 2. cap. 5. §. 6. 7. 8. durch Timoth. Basilium, wider den Heren Kanzler Pfaff. Item die Apologia der Politicæ catholicæ von S. 263. bis 331. item R. P. Becani Manuale controversisticum L. V. C, 15. fol. 468. 489.

senten kennen also weder mich, noch meine Denkungsart. Sie schilderten mich in ihrer deutschen Bibliotheck als einen blutdurstigen Mann, der nichts mehreres wünscht, als allen, die nicht katholisch denken, die Köpfe abhauen zu können. Aber sie irren sich himmelweit. Mein Wunsch ist, daß alle Irrthümer vertilget, und alle Irrende auf den Weg der Wahrheit geführet werden. Ist dieß ein böser und liebloser Wunsch? Daß ich intolerant gegen jene Christen sey, denen die Uebung ihrer Religion durch Verträge, Reichsschlüsse, und Pakten ist zugestanden worden, ist so ferne, daß ich mich öffentlich erkläre, ich sehe den Intolerantismus, in Rücksicht auf solche Christen, als eine Verletzung der schuldigen Treue, und also als etwas Unerlaubtes an.

Den

Es ist also eine falsche und gehässige Auflage, die der Herr Kanzler Pfaff, und mit ihm viele andere, den Katholiken gemacht haben, daß sie nämlich lehren, man sey den Unkatholischen die auch geschworne Treue nicht zu halten schuldig.

Den Irrthum zulassen, kann in vielen Umständen ohne alle Sünde geschehen. Ja um grösere Unheile zu vermeiden, erfodert es oft die Klugheit, daß man ihn zulasse. Aber den Irrthum durch sündhafte Mittel, durch Verletzung des Naturrechtes vertilgen wollen, kann niemals erlaubt seyn. Wenn man also auf keine andere Toleranz abzielet, als auf die, von der ich eben gesprochen habe, so bin ich einer der aufrichtigsten Tolerantisten. Ferner versteht man unter der Toleranz nichts anders, als einen civilen Umgang; will man dadurch nichts anders, als daß man auch mit jenen die von der katholischen Kirche getrennet sind, nicht feindselig, rauh, und unartig umgehen: sondern sich leutselig, mitleidig, und auch gutthätig gegen sie, im Falle der Noth, erzeigen soll, so wird auch diese Gattung der Toleranz gewiß von keinem vernünftigen Katholiken verworfen werden. Christus that Juden, Samaritanen und Heyden Gutes, und machte sie gesund. Rom selbst sogar pflegt den Ausländern, obschon sie widriger Religion sind, mit aller Leutselig- und Höflichkeit zu begegnen, wenn sie sich anders ruhig und friedsam betragen, und in Betreff

der Religion kein Aergerniß geben. Wie viele protestantische Fürsten, und andere Personen vom ersten Range rühmten das höfliche Betragen der Bischöfe, Cardinäle und Päbste selbst ungemein an?

Will man wegen Fehlern und Excessen gewisser Partikularpersonen und Gemeinden einander Vorwürfe machen, so getraue ich mir handgreiflich zu erweisen, daß eben jene, welche sich von der katholischen Kirche getrennet haben, die allerintolerantesten gegen die Katholiken gewesen seyn. Aber hinweg mit so gehäßigen Gegenständen. Ich werde von der Erzählung sonderheitlicher Vorfälle so lang abstehen, so lang mich die Vertheidiger einer unerlaubten Toleranz nicht dazu zwingen werden. Kurz: eine Unduldsamkeit, welche nur den Eigensinn, Stolz, und Privatgeist, welche entweder einen Eigennutz, eine Rachsucht, oder gar eine barbarische Grausamkeit zur Mutter hat, ist von allen aufrichtigen Herzen zu verabscheuen. Aber eine Intoleranz, die aus einem reinen Eifer für die Erhaltung und Ausbreitung der wahren Religion, aus der Hochschätzung gegen das reine

Wort Gottes, und der apostolischen Lehre, die aus einem heiligen Haß gegen die Falschheit, Spaltungen, Uneinigkeiten, und Aergernisse entspringt, ist eine Unduldsamkeit, welche die erhabensten Tugenden theils zum Grunde, theils zum Endzwecke hat. Sie ist eine Wirkung der vollkommensten Liebe Gottes und des Nächsten. Sie ist dem Charakter Christi, dem Geiste der allerersten und apostolischen Kirche ganz gleichförmig. Eine Toleranz oder Duldung aber, die dieser entgegen gesetzt ist, und eine frostige Gleichgiltigkeit gegen alle Religionen, oder was schier eines ist, den Indifferentismus zum Urheber hat, ist eine unerlaubte, widerevangelische, und verdammliche Duldung. Eine Duldung, die, wie ich gesagt, dem Charakter Christi, dem Geiste der ersten Kirche Christi, offenbar zuwider läuft. Dieß soll auch den Vortrag, und zugleich die Austheilung meiner Rede ausmachen.

Die Duldung, die aus einer gewissen Gleichgiltigkeit gegen alle Religionen entspringt, läuft dem Charakter Christi, und dem Geiste der allerer-

sten Kirche Christi schnurgerad zuwider.

Sie läuft zuwider dem Charakter Jesu Christi, Dieß werde ich im ersten Theile,

Sie läuft zuwider dem Geiste der allerersten Kirche Christi, Dieß werde ich in dem zweyten Theile darthun.

Ein Werk so den Titel führt: Philosophische Betrachtungen eines Christen über Toleranz in Religion, zur Grundlage der Vereinigung sämmtlicher christlichen Religionen, veranlaßte mich zu dieser Abhandlung. Wenn der Verfasser minder scheinbar, und minder verführerisch geschrieben hätte, würde ich mich nicht einmal gewürdiget haben, dawider die Feder zu ergreifen, da er aber immer die Liebe und den Frieden im Munde führt, und auf eine ganz verdeckte Weise den allerlokersten Indifferentismus, der noch weit mehr von der Wahrheit, als der Protestantismus, abweicht, mit ganz süßen Worten einzupredigen trachtet, so fand ich nöthig, die falschen

Grün-

Gründe desselben, wenigst überhaupt, zu widerlegen. Sein Hauptgrund, worauf er alles bauet, ist, daß das Gesetz der Liebe die Toleranz erfodere. Gegenwärtige Rede aber wird darthun, daß dieser Herr die unächtesten Begriffe von der wahren christlichen Liebe habe; und daß jene Liebe, die er fodert, nichts anders, als ein werkthätiger Haß gegen die Wahrheit, und wahre Kirche Christi sey.

Hier liegt nun der ganze Eingang, der Vortrag, die Abtheilung, und sogar die Gelegenheit, die mir zur Rede Anlaß gab, dem Publiko vor Augen. Wer ist der nur von weitem etwas aufrührisches, blutdürstiges, den Reichsgesetzen widriges, Majestät-verletzendes entdecken kann? Ich schrieb wider den Verfasser der angezogene Piece, der seinen Toleran-tismus, auf den Indifferentismus gründet.

Die Schrift wurde mir auf Verlangen eines großen Reichsfürsten schon um Ostern zugeschickt, um selbe bey guter Gelegenheit zu widerlegen.

Ich erfüllte die höchste und gerechteste Willensmeynung gleich auf die darauf folgende Pfingstfeyertage, und zwar um so lieber; weil der Verfasser offenbar einer der stärksten Indifferentisten ist. Er behauptet, daß alle drey im Reiche üblichen Religioner ganz gleichgültig seyn, und eine wie die andere zur Seligkeit führe: auf diesen ärgerlichen und augenscheinlich widerevangelischen Grund (den niemand als ein förmlicher Indifferentist annehmen kann) bauet er sein ganzes Toleranzsystem. (*) Daraus folgert er, daß

(*) Es ist also eine Falschheit, und zwar vom ersten Range, was der Lärmenmacher S. 33. 36. und 49. geschrieben hat. Er behauptet, es habe nie einen Tolerantisten gegeben, der die Anfoderung gemacht habe, daß man alle Schwärmer, alle Sekten und Sektenstifter als Glieder der wahren Kirche betrachten soll. Artig! und jener Tolerantist, wider den ich schriebe, ist just ein solcher. Er fodert, daß alle diejenigen, die an Gott, an den Mittler überhaupt, an die Unsterblichkeit der Seele, an eine Belohnung im zukünftigen Leben glauben, zur wahren Kirche gehörig seyn. Nun alle diese

daß kein Theil die Lehren des andern bestreiten soll, ja nicht einmal ohne Verletzung der Liebe und christlicher Duldung bestreiten könne.

Er

---

se Artikel nahmen die Arianer, die Eutychianer, die Nestorianer, die Macedonier, die Antitrinitarier, die Donatisten, die Pelagianer, die Socinianer, die Waldenser, die Wiclefiten, die Hussiten, die Münzerianer, die Widertäufer, die Quacker, die Pietisten, die Herrenhuter von ganzem Herzen an; schließlich will er im Grunde, daß alle diese Sektirer und Schwärmer, weil sie wenigst in wesentlichsten Artikeln mit der wahren Kirche übereinkommen, auch zur wahren und seligmachenden Kirche gehörig seyn.

Mein Gegner stellt sich dann hier mit allem Fleiße, als ein Unwissender an, um nur vorspiegeln zu können, als hätte ich Luftstreiche gimacht, und Feinde verfolgt, die nicht existirten.

Soll er dann ein gar so großer Ignorant seyn, daß er nicht wisse, es gebe Indifferentisten? Ist nicht eben diese Sekte allbereit die zahlreichste? Ist wohl unter hundert gelehrten Protestanten nur einer, der sich entweder an die Lehre Luthers, oder Kalvins, oder an

sein

Er will ferner, daß kein Theil sich bestre-
ben soll Proselyten zu machen; weil eben dieß
zu nichts anderen diene, als die Gemüther zu
ver-

---

sein ursprüngliches Glaubensbekenntniße ganz
genau hält? Giebt es nicht dem tausend und
tausend nach (dieß schwätzte der Herr D.
Bahrdt aus der Schule) in der protestanti-
schen Kirche, welche sich weigern auf ein be-
stimmtes Glaubensbekenntniß zu schwören?
Führet nicht allbereit so gar der protestantis-
sche Pöbel, wie ich in meiner letzten auf
das Fest der heiligen Hilaria gehaltene Rede
meldete, folgenden Trostspruch im Munde:
In Hauptsachen kommen wir Christen
alle überein; wir alle glauben an einen
Gott und Erlöser, warum sollen wir
dann einander verketzern und verdam-
men? Fodern nun nicht alle diese, daß die
wahre Kirche alle Christen, worunter doch
unstreitig verschiedene Sektirer, Ketzer und
Schwärmer sind, als ihre Glieder anerken-
nen und ihnen die Seligkeit zusprechen soll?
War dann der Mann bey sich, da er vor-
gab: Es gebe keine solche Toleranti-
sten, die aus dem Geiste des Indiffe-
rentismus auf die Duldung aller Sek-
ten dringen? Er wußte ganz gewiß, daß

er

verbittern. Wider diesen Indifferentisten nun und seine verderbliche Grundsätze ergrif ich die Feder. Ich behauptete, daß gleichwie nur ein Gott,

---

er Falschheiten schrieb: es läßt sich aber ganz leicht errathen, warum er es that: warum dann? Damit er sagen könnte, ich habe nicht wirklich existirende Feinde bestritten, nicht die Wahrheit; sondern nur Gelegenheit gesucht, die Absichten des Kaisers vernichten, und ihn verketzern zu können. Allein da es einer Seits aus meinem ganzen Eingange, und Vortrage offenbar erhellet, daß ich den Tolerantismus der Indifferentisten bestreite, der Gegner aber anderer Seits (8. 45. 47. 51.) aus voller Kehle schreyet: Das ist Joseph. --- Schon hier steht Joseph. --- --- Joseph wird hier verketzert, --- so ist er, eben derjenige, der sich durch seine sinnlose, und höchst verwegene Anwendung an der Majestät vergriffen hat.

Denn wenn er behauptet, daß meine Rede auf den Kaiser und seine Verordnungen (die doch erst nach meiner Predigt erfolgten) abgezielt habe, so muß er schon zum Voraus setzen, der Kaiser sey ein förmlicher Indifferentist, und sey nur darum tolerant; weil er alle

Re-

Gott, nur ein Christus ist, also auch nur eine wahrhaft göttliche und seligmachende Religion seyn könne. Ich erwies aus den Aussprüchen Christi und seiner Apostel, aus ihrem werkthätigen Betragen, daß sie nichts weniger, als Indifferent gewesen seyn. Ich häufte Stellen auf Stellen, um darzuthun, daß der Stifter des Christenthums keinen, als ein Glied seiner Kirche angenommen habe, der es nicht in allen Stücken mit ihm gehalten hat, und daß schließlich nicht dreyerley wahrhaft christlich apostolische Religionen seyn können: ich habe endlich dargethan, daß Christus sowohl, als seine ersten Jünger gegen keine sich so sehr ereifert, keinen so derbe Verweise, und so schrekliche Drohungen gemacht haben, als jenen, die durch falsche, verführerische und ketzerische Lehren die rechtgläubige Heerde ärgerten, Uneinigkeiten und Spaltungen unter den Schafen verursachten.

Dieß

Religionen für gleichgültig ansiehet. Hier mein Herr! hier bey dieser Sage, sollte Sie Schauer überfallen, hier sollten Ihnen Ihre Gebeine beben! Hier fänden die lebhaftesten Exclamationen Platz.

Dieß ist der Endzweck der ganzen Rede: dahin zielen alle Beweise, alle Schriftstellen, die ich anführte. In wem habe ich nun gefehlt? Wo habe ich untheologisch, unkatholisch, aufwieglerisch, unsinnig, majestätverletzend gesprochen? Wo drang ich auf Kopfabhauen, auf Metzeleyen, Zerfleischungen? Soll es etwa Unsinn, Grausamkeit, und Bosheit seyn, wenn ein Verkündiger des Wort Gottes, wenn ein rechtmäßig berufener Prediger, wider Indifferentisten, Libertiner, und ihre Grundsätze loszieht! Die wesentlichen Grundsätze aber der wahren christlich apostolischen Kirche, wider die Anfälle ihrer Gegner schützet? Soll, sage ich, dieß allbereit zu einem Laster geworden seyn? Wenn es keines, sondern vielmehr die größte Pflicht und Schuldigkeit ist, die rechtgläubige Heerde vor so verführerischen Schriften zu warnen, und sicher zu stellen, warum schreyet und lärmet man wider mich? Warum schmähet und lästert man mich?

Soll die Toleranz etwa dahin zielen, daß die Feinde der Wahrheit, die wahre Kirche, ihre Gründe, Lehren und Gebräuche frey und un-

ungehindert angreifen dürfen, ohne daß es im Gegentheil der angegriffenen Kirche erlaubt seyn soll sich zu schützen und zu rechtfertigen? Soll Joseph, der apostolische Joseph eine solche Toleranz einführen wollen? Das glaube ich nicht, wenn mir es auch eine halbe Million solcher Leute, wie mein Gegner ist, bezeigen sollte. Wenn ich aber wider solche Tolerantisten rede, (wie es recht auffallend ist) die ihre Toleranz auf den Indifferentismus gründen, wo, und wie habe ich die Majestät verletzt? Stocken Sie nicht auf diese Frage? (*)

Ja

(*) Ueber die Lästerungen, die der Verfasser über die Jesuiten und Exjesuiten überhaupt vorzüglich auf der 59sten Seite ausgeschüttet hat: gehe ich ganz gelassen hinüber. Ich müßte widerlegen, was schon hundertmal widerlegt ist. Wenn ich vernünftig glauben könnte, daß der Gegner einer Ueberzeugung fähig wäre, so würde ich ihm die Briefe verschiedener französischer Bischöfe, wie auch die Appellation an die Vernunft, und die kritische Jesuitergeschichte, die schon vor mehr Jahren zu Frankfurt gedruckt war, zu lesen einrathen; aber es

giebt

Ja wohl stocken, scheint mir der Gegner zu erwiedern: Hat Merz nicht S. 36. und 37. gesagt „wer ohne Zwang, ohne Noth, oh-

giebt eben Leute (unter diesen ist gewiß auch mein liebreicher Gegner) die sich nur die Schmähschriften, die wider die Jesuiten ausgegangen sind, sorgfältig anschaffen; ihre Apologien aber kaum geschenkter annehmen: wenigst lesen sie selbe nicht. So bestärken sie sich mit allem Fleiße in ihren lieblosen, und dem Dritten höchst nachtheiligen Vorurtheilen. Darinn besteht ihre Menschenliebe, von der ihnen doch sonst immer der Mund übergeht. Aber verzeih man diesem großen Kind gleichwohl alles; weil es nur ohne weiterer Ueberlegung nachlallet, was katholische und unkatholische Schmäher ihm vorgeschwätzt haben. Clemens den 14. stellt er als einen Jesuitenfeind vor, und dennoch hat eben dieser in seinem Abolitions-Breve öffentlich und deutlich erkläret (dieß sagt in der That recht viel) er habe die wider die Jesuiten geführten Klagen nicht gerichtlich untersucht, und die Beklagten nicht zur Verantwortung ziehen wollen, sondern habe den Orden ohne weitere Untersuchung pur ex plenitudine potestatis aufgehoben; belegt auch darum alle diejenigen, welche

„ ne wichtigsten Ursachen falsche Lehrer und
„ Lehren, Sekten und Sektenstifter tolerirt,
„ wer mit kaltem Blute zusehen kann, wenn die
„ Lehren Jesu Christi verunstaltet, verfälscht vor-
„ getragen, und also die Gespons Christi (die
„ wahre Kirche) von ihren Feinden angegriffen
„ und mishandelt wird, der meynet es weder mit
„ Christo, noch mit der Kirche Christi, noch mit
„ den Gliedern der Kirche Christi gut.

---

che den Exjesuiten gehässige Vorwürfe machen sollten, ipso facto mit dem Kirchenbanne. Warum ist dieser Mann nicht wenigst so menschlich gegen Bedrangte, als jene sind, die er unter ihre Feinde rechnet? Warum ist er nicht allerwenigst so duldsam gegen sie, als er will, daß man gegen die Sektirer, Ketzer und offenbare Bestreiter der katholischen Kirche seyn soll? Verrathen sich die schändlichsten, und niederträchtigsten Passionen dieses Mannes nicht aller Orten? Ich schrieb in meiner Rede wider die Indifferentisten; und da er wider mich schrieb, lästert er der Länge und Breite nach wider die Jesuiten und Exjesuiten. Ist dieß nicht ein gründlicher, und ordentlich denkender Mann?

Stehr

Steht hier nicht Joseph? — Ist das nicht Joseph? — Macht sich hier Merz nicht über den Kaiser her? u. s. w. So fragt der wahnwitzige Frevler: ich nenne ihn so; weil sichs gar bald zeigen wird, daß abermal er, und nicht ich, durch seine unsinnige Anwendung ein Lästerer der Majestät geworden sey.

Es ist so, auf der 36 Seite meiner Rede sind alle angeführte Worte zu lesen: auf der 37sten widerholte ich schier das nämliche, nur mit abgeänderten Ausdrücken.

Ich behaupte so gar, daß es wider die Liebe Gottes, wider die Liebe, die man der Kirche und den rechtgläubigen Gliedern der Kirche schuldig ist, laufe, so ferne man NB. ohne Noth, ohne wichtigsten Ursachen, falschen Gottesdienst, Irrlehren, Ketzer und Schwärmer, mit Gefahr, daß die gesunde Heerde angesteckt werde, tolerirt.

Das sagte ich, ich läugne es nicht: was ich aber damals sagte, sage ich noch. Wo aber machte ich den Mittersatz: atqui der Kaiser to-

lerirt Sektirer, Ketzer, Schwärmer, ohne Noth, ohne wichtigsten Ursachen, er siehet mit kaltem Blute zu, wenn die Lehre Christi verfälscht, die Gespons Christi mißhandelt, und seine rechtgläubigen Unterthanen geärgert, und vom Ketzergift angesteckt werden? Wo, auf was für einem Blate meiner Rede machte ich diese abscheuliche und in der That majestätsverletzende Anwendung? Wo? Heraus mit der Sprache, — ich fodere Sie auf. —

Hier steht der Mensch, wie eine leblose Statue, und erstummet.

Wohl; aber er, abermal er ists, der diesen unverzeihlichen Frevel begangen hat; er ists, der diese theils dumme, theils boshafte, theils majestätsverletzende Anwendung gemacht hat. Denn so ferne ihm wahrer Ernst bey seiner Aussage ist: Das ist Joseph. — Hier macht sich Merz über den Kaiser her. Hier wird Joseph verketzert, so ferne, sage ich, ihm wahrer Ernst dabey ist, so muß er schon zum Voraus setzen, daß der Kaiser und zwar NB. ohne Noth, ohne wichtigsten Ursachen,

alle

alle Sekten und Schwärmer, und zwar mit Nachtheil der wahren Kirche und seiner rechtgläubigen Unterthanen tolerire. Ist also dieser Mann durch seine sinnlose, und höchst verwegene Anwendung nicht ein werkthätiger Lästerer der Majestät?

Uebrigens habe ich um so weniger Ursache meinen Grundsatz abzuändern; weil es die Lehre aller, nicht nur katholischer, sondern auch so gar der unkatholischen Theologen ist, daß, (besonders Vorgesetzte, Oberkeiten) keine Laster, vorzüglich weitaussehende, ansteckende und um sich fressende, ohne Noth, und dringenden Ursachen zulassen können.

Dieß wird von österreichischen Theologen gelehrt, wie von andern. Erst vor einigen Tagen kam mir eine Piece zu Handen, unter dem Titel: Schreiben eines österreichischen Pfarrers über die Toleranz u. s. w. Gedruckt mit Sonnleithnerischen Schriften, und zu finden bey Sebastian Hartl, Buchbinder in der Singerstraße, die den nämlichen Grund, als ganz ungezweifelt annimmt.

Das Werk wird in Wien öffentlich verkauft: man kennet den Drucker und Verleger: der Verfasser redet noch dazu das Wort für die Toleranz, und dennoch lehret er das nämliche, was ich lehrte. Laßt uns ihn selbst hören.

Nachdem er einige Ursachen angeführt hat, warum man gegen die Irrgläubige sich tolerant betragen soll, macht er (S. 17.) diese Frage, die er aber gleich beantwortet.

„So soll man zulezt den Ketzern alle Freyheit lassen, ihre Bosheiten und ihre Verführungen, so weit zu treiben, wie sie wollen? „Soll man sie mit einer trägen Duldung noch „dreister machen, als sie nicht sind? Das sage „ich eben nicht; ich sage auch nicht daß ein „Landesfürst sich nicht an Gott versündige, „wenn er ohne Noth, ohne guten Ursachen, darüber sich aber ein guter Katholik nie „zum Richter aufwerfen wird, schädlichen Ketzereyen die Religionsfreyheit in seinem Lande „gestattet.

„Es giebt übrigens Gesetze wider die Störer der öffentlichen Ruhe, von welchen sich

„der

„ der Verführer darum nicht freyhalten muß;
„ weil er als Ketzer die Kirche nicht höret. Wer
„ zweifelt, daß, der Landesfürst, welcher für
„ den Frieden seiner Unterthanen zu wachen schul-
„ dig ist, einen solchen Verführer strafen kön-
„ ne, und solle? Wer wird bey einem Landes-
„ fürsten jenen Kunstgriff der väterlichen Liebe
„ tadeln, wenn er manche Begünstigungen sei-
„ nen ketzerischen Unterthanen versagt, um ih-
„ nen zu erkennen zu geben, daß sie auf seine
„ Gnade nur erst alsdann ganz Rechnung ma-
„ chen können, wenn sie in die alte christliche
„ Einigkeit, davon sie durch böse Menschen ge-
„ trennet worden sind, wieder zurücktreten werden.

„ Auch die Hirten der Kirche (es redet im-
mer dieser österreichische Theolog) „ müssen so
„ schädlichen Leuten keine träge Geduld ent-
„ gegen setzen; denn die Liebe ist niemals träg.
„ Nur müssen sie sich keiner andern Waffen wi-
„ der sie bedienen, als die ihnen Christus in die
„ Hände gegeben hat.

„ Sie müssen ihre Heerde von den Wölfen
„ warnen und verwahren. Sie müssen, da der

„ Wolf kömmt, nicht fliehen. Sie müssen
„ sich gefaßt halten, ihres Glaubens jedermann,
„ der sie auffodert, Rechenschaft zu geben, ihre
„ Schafe im katholischen Glauben fleißig unter-
„ richten, und einen jeden Gegner der gesun-
„ den Lehre, gründlich widerlegen. Sie müssen
„ auch unter ihren geistlichen Kindern vor Irr-
„ lehren, vor dem unbändigen Vorwitz der Ke-
„ tzer; absonderlich aber vor der Trennung allen
„ möglichen Abscheu unterhalten. Thäten sie
„ das nicht, so würden sie zeigen, daß sie nicht
„ nur die irrenden Personen dulden, sondern auch
„ ihre Irrthümer, gegen welche doch die Dul-
„ dung von ihrer Seite eben aus dem Grunde
„ sündhaft ist, aus welchem die Duldung der
„ Menschen christlich ist. (*) Denn da die Irr-
„ thümer große Uebel für uns sind, so muß uns
„ derjenige gar nicht lieben, der sie gerne unter
„ uns duldet.“

So

(*) Anmerkung. Obschon ich mich zu meiner Rechtfertigung auf die Stelle des österreichischen Herrn Theologen beziehe, so will ich doch dadurch von weitem nicht alles gebilliget haben, was er sonst in seinem Briefe geschrieben hat.

So

So schrieb ein österreichischer Gottesgelehrter in dem Mittelpunkt Oesterreichs, und so zu

 sagen

So begreife ich nicht genugsam, was er beym Ende der angeführten Stelle sagt. Er behauptet, die mit einem Irrthume angesteckte Personen könne und solle man dulden: aber den Irrthum nicht. Allein wenn man den Irrthum nicht toleriren kann, wie soll man Personen, die mit ansteckendem Irrthume wirklich behaftet sind, toleriren können? Die irrende Person trägt ja ihren Irrthum immer mit sich. Sein Satz sagt dann in meinen Augen eben so viel, als dieser: Pestartige, und ansteckende Krankheiten muß man von den Staaten sorgfältig zu entfernen suchen, aber mit der Pest behaftete Personen kann und soll man, aus christlicher Liebe, ganz ungehindert in die Staaten einlassen. Wer mit der Pest behaftete Personen tolerirt, tolerirt auch fürwahr die pesthafte Krankheit: denn diese ist im gegenwärtigen Falle von der Person unabsönderlich. Der Herr Pfarrer muß sich hierüber wenigst deutlicher erklären.

Mir scheinet ferner, der Verfasser des Schreibens weiche bisweilen von der wesentlichen Frage (von andern Nebendingen nichts zu melden) vollkommen ab, und verliehre sie gänzlich aus dem Gesichts-

sagen im Angesichte der Majestät. Sein Brief wird öffentlich verkauft, und ohne Widerrede gelesen.

Ver-

sichtspunkte. Ein recht großer Theil seiner Beweise für die Toleranz ziehlt dahin, um seine Leser zur Geduld, Sanftmuth, und Liebe der Feinde zu bereden. Aus dieser Absicht führt er das Beyspiel Christi, das Beyspiel des heiligen Stephans, des heiligen Gregorius von Nazianz, des heiligen Franciscus von Sales an: er stellt sie uns zur Nachahmung vor, und sagt: gleichwie diese ihren Feinden verziehen, und so gar für ihre Feinde gebethet haben, so sollen es alle rechtschaffene Christen machen. Das ist freylich eine recht erbauliche Moral; allein besteht dann die Frage darinn, ob ein Christ seinen Personalfeinden und Verfolgern zu verzeihen, und sie zu lieben, schuldig sey? Besteht sie darinn, ob man in Kreuz und Leiden geduldig seyn soll? Gewiß nicht, denn in diesem Verstande müssen alle Christen Tolerantisten seyn. Sollte es so gar auf die Marter ankommen, hat man aus der Noth eine Tugend zu machen, und muß sich auch gegen seine Peiniger geduldig und sanftmüthig betragen: allein dieß wird, da von der Toleranz die Rede ist, nicht gefragt.

Was

Vergleiche man nur meine Rede, und alle meine Grundsätze mit diesem Schreiben, und den

Was dann? Ob ein Landesfürst, eine hohe Oberkeit, die verpflichtet ist, auf die öffentliche Ruhe, und das geistliche, und zeitliche Wohl seiner Unterthanen ein Augenmerk zu machen, ohne Noth, ohne wichtigsten Ursachen falschen Gottesdienst, falsche Lehrer und Lehren, Feinde der wahren Religion, das schädliche Laster der Ketzerey, und alle mit diesen verbundene Uebel ungehindert zulassen könne. Hierinn, hierinn besteht die Frage, wenn von der Toleranz die Rede ist.

Wenn ein Unterthan auch von Rechtgläubigen gräulichst mißhandelt werden sollte, so wird er mit größter Erbauung, wie Christus, wie Stephanus sagen können: Herr verzeihe ihnen. Ein solcher ist ein Held der Geduld. Wenn aber ein christlicher Landesfürst auf die Thäter und Beleidiger kommen sollte, wurde es Tugend der Geduld, wurde es wahre Liebe seyn, wenn er dergleichen schädliche, und seinen getreuen Unterthanen höchst nachtheilige Leute ungestraft ließ, und ohne Widerrede ganz ungehindert duldete? Wäre diese Gattung der Liebe, und Sanftmuth (in Rücksicht auf die Per-

den Grundsätzen des Verfassers (der noch dazu ein Tolerantist ist) wird man zulezt nicht be-

ken-

---

son) nicht vielmehr eine sündhafte Unempfindlichkeit, eine Verletzung der Justiz? Zwischen der Liebe der Feinde, die eine jede Privatperson seinen Nächsten, auch seinen Feinden schuldig ist, und zwischen der rächenden und strafenden Gerechtigkeit, welche die hohe Oberkeit aus dem Triebe der Liebe gegen seine Unterthanen und das allgemeine Beßte auszuüben hat, ist ein himmelweiter Unterschied. Die Privatperson kann sich nicht rächen: aber die Oberkeit hat die Pflicht, die Laster zu strafen, sie verhaßt zu machen, und ihre Unterthanen sicher zu stellen.

Da dann der Herr Verfasser nur beweißt, daß Partikularpersonen zur Zeit der Verfolgung sollen geduldig seyn, und sich gegen ihre Widersacher und Beleidiger sanftmüthig und liebreich betragen, beweißt er zur gegenwartigen Absicht lediglich nichts.

Da es aufs Leiden und Sterben ankam, litt Christus, der heilige Stephanus, mit tausend anderen, alles mit größter Geduld. Da sie aber Lehrer vorstellten, gaben sie den falschen Lehrern, den Verfälschern des Wortes Gottes, den

Pha-

kennen müssen, daß jener noch weit bestimmter und freyer geredet habe, als ich?

Ich

Pharisäern, den Verführern des Volkes die allerderbesten Verweise: sie machten ihnen die schrecklichsten Drohungen. Damals waren sie nichtsweniger, als duldsam. Die Stellen und Beyspiele, die ich in meiner Pfingstpredigt anführte, machen den unwiderleglichen Beweis davon.

Den Charakter des heiligen Franz von Sales entwirft der Verfasser auch nicht zum getreuesten. Dieser sanftmüthige und liebvolle Heilige hat freylich durch sein leutseliges Betragen vielen tausend Irrenden das Herz abgewonnen; allein wird dann wieder gefragt, ob ein apostolischer Mann, der mit Irrenden zu reden die Gelegenheit hat, mit denselben freundlich, mitleidig, und sanftmüthig, oder aber grob, rauh und stürmisch umgehen soll? Wenn die Frage nur darinn bestehen sollte, so wird meines Erachtens keiner seyn, der die erste Methode nicht ohne allen Anstand der letzten vorziehen wird. Es ist ein altes Sprüchwort: Wer Vögel fangen will, darf nicht mit Prügeln darein werfen.

So

Ich sagte, ohne Noth, ohne wichtigsten Ursachen könne ein Landesfürst, falsche Leh-

---

So bald vom **Unterweisen**, vom **Belehren**, vom **Ueberzeugen** die Rede ist, so muß (besonders bey leitsamen Seelen) Geduld, Sanftmuth und Liebe herrschen: und in diesem hatte der heilige Franz von Sales etwas ganz besonderes. Hierüber aber ist wieder die Frage nicht.

Sie besteht, wie ich oben gemeldet habe, darinn: Ob ein Landesfürst, eine hohe Oberkeit Ketzer, und Ketzereyen, falsche Lehrer, falschen Gottesdienst, verführerische und ärgernde Leute u. s. w. NB. ohne Noth, ohne wichtigsten und vordringenden Ursachen, in seinen Landen gedulden könne. Wenn man doch von der geraden Straße nicht abwiche, wie bald könnte man zum Endzwecke und in das Klare kommen? Und sehet! da es auf die Entscheidung dieser Frage ankam, war der sonst so liebvolle heilige Franz von Sales (eben dieser wurde von den Sektirern nimmer tolerirt; sondern von ihnen, von seinem Bißthume vertrieben) nichts weniger als ein Tolerantist.

Da der Herzog von Savoyen die Frage an ihn stellte, ob er nicht mit gutem Gewissen den Un-

katho-

Lehrer und Lehren, Sektirer und Sektenstifter, Bestreiter der wahren Religion nicht toleriren:

sagte

katholischen die freye Religionsübung in seinen Staaten gestatten könne, antwortete er mit einem Nein. Obschon der Herzog schon so viel, als entschlossen war, ihnen diese zu gestatten, so machte der sonst so tolerante und sittsame Heilige ihm dennoch so nachdrückliche Vorstellungen, daß er seine Meynung abänderte, und die widerspenstigen aus seinen Landen verwies. Der ganze Hergang der Sache ist in der Lebensbeschreibung des Heiligen sehr umständlich, und eben so pathetisch beschrieben. Ich stehe auch Bürge, daß ihn niemand ohne Rührung lesen kann. Das Buch führt folgenden Titel:

La Vie de St. Francois de Sales, Eveque & Prince de Geneve, Instituteur de l'Ordre de la Visitation de Sainte Marie par M. de Marsollier, Doyen de l' Eglise Cathedrale d' Uzes, troisieme edition corrigee & augmentee par l' Auteur, a Paris, chez Gregoire Dupuis, rue Saint Jacques, a la Fontaine d'or. MDCCXI. Avec Privilege du Roy.

Ich machte von diesem Buche und dessen Inhalt nur darum eine Meldung; weil einige für die

To

sagte der österreichische Theolog nicht eben dieß? Ich schrieb; es streite wider die seinen rechtgläubigen

---

Toleranz schreiben, ohne daß sie recht unterscheiden, was unter diesem Ausdrucke eigentlich verstanden werde: daher kömmts, daß sie Männer vom größten Ansehen, als Toleranti-sten vorstellen, die sie doch im wahren Verstande nicht waren.

Ich will so gar dadurch die Entscheidung nicht gemacht haben, daß die Irrgläubigen heut zu Tage eben so wenig, als zu den Zeiten des heiligen Franz von Sales zu toleriren seyn: Die Umstände der Zeit und Personen können sich ändern, und mit diesen kann sich auch das Urtheil ändern.

Ich behaupte nichts, als meinen Generalgrund, der allzeit wahr und richtig bleibt: **Ohne Noth, ohne die wichtigsten, und vordringenden Ursachen kann man falsche Lehrer, Feinde und Bestreiter der wahren Kirche, Sektenstifter, Sekten und Vertheidiger derselben, mit Gefahr der Verführung der Schwachen, nicht toleriren.** Eine Anwendung, und einen Mittersatz habe ich nie gemacht, und werde keinen

bigen Unterthanen schuldige Liebe, wenn er ohne Zwang, ohne Noth, ohne wichtigsten Ursachen, Irrgläubigen, mit Gefahr der Verführung der Schwachen, mit Nachtheile der wahren Religion eine freye Religionsübung in seinen Staaten gestattet.

Schrieb dann der österreichische Theolog nicht das nämliche? Und wer war in ganz Oesterreich, der eine so tollsinnige Anwendung, wie mein Gegner, machte? Wer schrie: Hier steht Jo-

D seph —

---

keinen machen. Dieses überlasse ich jenen, die mehr Einsicht, Erfahrung, Gewalt und besseres Kenntniß der Umstände haben, als ich. Diese Bestimmung schlägt auch nicht einmal in die Polemik ein.

Es ist die Frage nicht mehr über ein Dogma; sondern: ob die Toleranz in diesen, oder jenen bestimmten Umständen erlaubt sey, oder nicht. Hierüber aber will, und kann ich nicht Richter seyn.

Dieß steht jenen zu, die theils für die Glückseligkeit des Staats, theils für die Erhaltung und Beförderung der wahren Religion vorzüglich zu sorgen haben.

seph. — Hier ist Joseph geschildert? — Hier ist Joseph verketzert? — Hier macht man sich über den Kaiser her? — Wer schrie, wer lärmte, wer raste so? Kein Mensch: warum nicht? Weil ein jeder sich schon zum Voraus vorstellte: wenn der Kaiser verschiedene Religionen in seinen Staaten toleriren will, wird er die wichtigsten und vordringenden Ursachen haben.

Nur mein Gegner war entweder so dumm, oder so schalkhaft, daß er eine der Ehre des Kaisers nachtheiligste Anwendung machte.

Wenn man also seine Piece vom Anfange bis zum Ende betrachtet, was ist sie? Werde ich fehlen, wenn ich sage: Sie ist eine Schwindgrube unverschämter Lügen, Lästerungen, und Verdrehungen, eine Sammlung schmähsüchtiger, dummer und kindischer Ungereimtheiten, ein Begriff tollsinniger, frevelhafter und so gar majestätsverletzender Anwendungen.

Und was soll man von dem Verfasser halten? Ich will zwar dem Publikum gar nicht die Bestimmung zu einem Vorurtheile geben; doch will

will ich sagen, was ich von ihm denke. Der Mann hat eine schlechte Denkungsart, und ein noch schlechteres Herz: sowohl im Kopfe, als im Herzen gehts bey ihm sehr unrichtig zu.

Im Kopfe gehts bey ihm nicht richtig zu, weil er bey seinen abgeschmakten Lärmenmacherey en und ganz unnatürlichen Geschrey, noch dazu die ganze Scheibe verfehlt. Er schreyet, und heulet recht entsetzlich, und weiß selbst nicht warum. Leute, denen der Kopf am rechten Orte steht, pflegen nicht so zu handeln.

Sein Herz ist verkehrt: weil er sich vorsätzlich auf die schmähsüchtigsten Lästerungen, boshaftesten Wortverdrehungen, und höchst verleumderischen Auflagen verlegt. Er macht vielmehr einen ausgeschämten Pasquillanten, als einen Schriftsteller.

Hierinnen besteht mein Urtheil, so ich über seine Person fälle. Wenn etwa der Leser glaubt, dieß sey gar zu partheyisch, und nur in einer rächenden Hitze abgefaßt, so bitte ich ihn um

nichts anders, als meine Rede mit seiner Schmähschrift zu vergleichen, und beyneben alle Umstände, in denen sich der angreifende, und angegriffene Theil befindet, zu erwägen, so getraue ich mir zu versprechen, er werde denken: Merz als beleidigter Theil, gieng mit diesem muthwilligen Menschen noch viel zu gelinde um.

Der vermummte Gegner kannte meinen Namen, meinen Charakter, mein Amt, den Ort meines Aufenthalts: er wußte, daß ich einen öffentlichen, recht berufenen Prediger auf einer hohen Domstifts-Kanzel mache, und als Prediger die Stelle meines durchlauchtigsten Bischofs vertrette; es war ihm nicht verborgen, daß mich das Publikum noch besser, als er selbst kenne; dessen ungeachtet mißhandelt er mich, und zwar ohne nur die allergeringste Gelegenheit dazu gegeben zu haben, auf die abscheulichste Weise.

Er vergleicht mich den Pharisäern, den Heuchlern, den Ketzern. Er nennet mich einen Frevler, einen Verführer, einen Aufwieg-

wiegler, einen Majestätsverletzer, einen Unwissenden, einen Unsinnigen, einen Wahnwitzigen, einen Mann, der weder Philosophie, noch Theologie noch Naturrecht versteht, einen Mann, der nicht ein bißchen Menschenverstand hat.

So raste dieser Mensch wider mich, den das Publikum kennet. Könnte ich mehr beleidiget seyn?

Und wer ist der Beleidiger? Das weiß bisher Niemand zu bestimmen; man weiß nicht wie er heißt, nicht wer er ist, nicht wo er sich aufhält; Namen, Charakter, und Ort, alles ist unbekannt.

Ich kann ihn also bey keinem Richterstuhl belangen, um mir eine hinlängliche Genugthuung, in gehöriger Ordnung, verschaffen zu können. Wenn ich also diesen masquirten Pasquillanten endlich aufs tiefste herabsetze, und aufs höchste verächtlich mache, vor wem hat er sich zu schämen? Vor Niemanden, als vor sich allein.

Der Beschämte trägt eine Masque: ihn kennet kein Mensch. So schlecht ich ihn also immer behandle, so hat dennoch alles von weitem kein Verhältniß gegen die auf mich ausgestossenen Lästerungen, und mir angethanenen Beschimpfungen. Soll es etwa eine übertriebene Satisfaction seyn, da ich durch meine ganze Schutzschrift endlich nichts anders zuwegen bringen kann, als ihn etwa behutsamer und sorgfältiger zu machen, daß sein Name, und der Ort seines Aufenthaltes auch in Zukunft unbekannt bleiben möge?

Sein glücklichster Einfall war eben dieser, daß er sein Angesicht mit einer Masque bedecket hat; sollte ihm diese entfallen, oder abgerissen werden, so habe ich alsdann Satisfaction genug. Ich bin versichert, daß alle, die sowohl von dem Charakter seiner Schrift, als von der wahren Beschaffenheit meiner Rede das erforderliche Kenntniß haben, mit Fingern auf ihn deuten, und einander in die Ohren lispeln werden:

Sehr, hier ist der abgeschmackte, kindische Ausschreyer und Lärmenmacher, der boshafte Wortverdreher und Verleumder, der frevelhafte Majestätsverletzer, die Schande unserer Nation.

Vor dem Beschluß wende ich mich noch einmal unmittelbar an meinen Gegner selbst, und gebe ihm einen wohlmeinenden Rath. Sollten Sie in der That ein Oesterreicher seyn, (woran sich billig zweifeln läßt) so seyn Sie doch recht behutsam, daß Sie niemals die Masque vom Gesichte thun; sonst würden Sie gar schlechte Hofnung einer Beförderung in österreichischen Landen haben.

Leute, denen es im Kopfe, und im Herzen fehlt, sind in den Augen unsers großmächtigsten und gerechtesten Kaisers ganz gewiß Taugenichts. Wer weiß, ob Sie noch bleiben würden, der Sie sind? Wenden Sie also nur alle mögliche Vorsorge an, daß Sie immer verborgen bleiben.

Ich stehe sicher: denn meine von Ihnen so sehr verschwärzte Rede, ist nach genauerer Prüfung als unschuldig erklärt worden: sie darf wieder in Wien selbst öffentlich verkauft, und ohne Widerrede gelesen werden. Borsten Sie nicht über diese Nachricht? Sie kennen eben den Kaiser, und seine wahren Absichten, mein lieber Herr Oesterreicher, allem Ansehen nach, weit weniger als ich.

Anhang.

Anhang.

Der Verfasser der Nürnbergischen gelehrten Zeitungen wird mir auch eine Frage erlauben. Ist die Recension, die Sie den 13. Novembr. 1781. S. 737. und 738. über meine Pfingstpredigt machten, Ihre eigene, oder nur eine fremde Geburt? Ists eine fremde Geburt, und Ihnen nur aufgedrungen worden, wie es das Ansehen hat, so bedauere ich Sie entweder wegen Ihrer Armuth, oder Habsucht recht sehr; weil nur entweder diese, oder jene Sie verleitet hat (etwa um einen Conventionsthaler) eine so paßionirte und schmähsüchtige Recension Ihren Zeitungen einzuverleiben.

Sollten Sie aber aus eigenem Kopfe die Kritik gemacht haben, so soll das mehrste auch Ihnen gesagt seyn, was ich meinem namenlo-

ten und verleumderischen Gegner gesagt habe. Auch Sie stellen mich als einen gefährlichen Mann, als einen Aufrührer, ja so gar als einen Lästerer Jesu Christi, seiner Apostel, und des Worts Gottes, u. s. w. vor.

Und wegen wem? Wegen den nämlichen (aber grundfalschen) Ursachen, wegen denen es mein Gegner that. Ich soll ein Lästerer Jesu Christi, seiner Apostel, seines Wortes, u. s. w. seyn, weil ich behauptete: der Heiland, der nichts, als Liebe und Duldung ist, sey ein Feind des Lasters, ein Feind der Falschheit, ein Feind der Ketzerey und Schwärmerey gewesen, und habe jenen die derbsten Verweise gegeben, und schrecklichsten Drohungen gemacht, die seine Lehre verfälschten, Spaltungen anzettelten, entweder Sekten stifteten, oder unterhielten.

Soll dieß Gotteslästerung heißen? Ists nicht pure Wahrheit? Steht nicht alles sonnenklar in der göttlichen Schrift selbst? Warum nennen Sie mich dann einen Lästerer Christi, seiner Apostel, seiner Kirche, einen Wortverdreher? Könnten Sie mir es mit Vernunft

verübten, wenn ich Sie einen Verleumder vom ersten Range nennen sollte? Ich wills nicht thun: das Urtheil solle allen unpartheyischen Lesern meiner Rede vollkommen überlassen seyn. Was diese aus Ihnen machen, sollen Sie seyn, und heißen. Uebrigens seyn Sie doch für Ihre und Ihrer Blätter Ehre in Zukunft sorgfältiger; dergleichen Kritiken, wie jene ist, die Sie Ihren Zeitungen einverleibten, setzen diese, und Sie recht tief herab: man kann Ihnen nicht mehr trauen, wenn Sie auch die Wahrheit reden.

Wie schändlich verdrehen Sie (oder Ihr schmeichelnder und bestechender Gutthäter) meine Worte, und Vorträge? Sie geben vor, ich habe gelehrt, daß, Wer ohne Vertrag Irrgläubige, das heißt, andere Bürger, als römischkatholische Leute in einen Staat aufnimmt, und duldet, ein Feind der Wahrheit und Ehre Gottes sey, daß er eine falsche, verstellte Liebe, und sträfliche Gleichgiltigkeit gegen das Wort Gottes besitze, daß seine Handlung verdamm-

dammlich sey, weil er wider das Haus und Reich Gottes eifere.

Wo, ich muß schon wieder fragen, wo, auf was für einer Seite sprach ich so? Nirgends. Im Eingange sagte ich so gar, wenn die öffentliche Uebung einer irrigen Religion durch Friedensschlüsse garantirt ist, so könne man diese nicht nur zulassen, sondern gemäß der gegebenen Treue sey man so gar schuldig diese zuzulassen. Hernach sagte ich ferner: Wenn ein Landsherr Sekten und Unruhstifter, Verfälscher des Wortes Gottes, Verführer des Volkes, durch welche seine rechtgläubige Unterthanen geärgert werden können, ohne Noth, ohne wichtigsten Ursachen, ganz ungehindert duldet, so meyne er es weder mit Gott, noch mit der Kirche Gottes, noch mit seinen Unterthanen redlich. Dieß war meine Lehre.

Tönet dieß nicht ganz anders? Diesen Satz getraue ich mir vor der ganzen, auch protestantischen Christenheit zu vertheidigen. Die Sache kurz zu machen; so besteht meine Lehre darinn: kömmt ein feyerlicher Vertrag entzwischen, so

muß

muß man so gar unkatholische Bürger und Unterthanen dulden. Geht kein Vertrag vorbey, sind aber dringende, und höchst wichtige Ursachen vorhanden, so kann mans dulden. Ists nicht abscheuliche Bosheit, daß man meine Worte und Sätze so entsetzlich stümmelt, und verdrehet?

Schämen Sie sich nicht, gelehrter Herr Zeitungsschreiber, daß Sie sich, als einen Werkzeug zur Ausbreitung so schändlicher Verstümmelungen, Lügen, und Verschwärzungen haben gebrauchen lassen?

Wenn Sie etwa in einem mit einem Paar Thaler beschwerten Briefchen neuerdings sollten angesprochen werden, dem Verfasser der wider mich verfertigten Schmähschrift großes Lob zu sprechen, so lesen Sie doch, ehe Sie sich darauf einlassen, folgendes ganz kleine, aber sinnreiche poetische Stück. Es ist entnommen aus dem Buche, so den Titel führt: Etwas wider die Mode: Verfasset von Franz Xav. Jann. Im Verlage bey Mathäus Riegers Söhnen in Augsburg. Der Poet sang so über gewisse Recensenten.

Der

Der ehrliche Recensent.

Ein neues Werk von lyrischen Gedichten ?
Nun hat der Kunz doch wieder was zu richten.
Schon spitzt er seinen Kiel, und liest :
Ey, was dieß für ein Stümper ist !
Schreyt er, nachdem er kaum ein Stück gelesen,
Der Kerl ist ja nicht recht bey sich gewesen,
Da er ein solchs Gewäsche niederschrieb. - -
Dieß ist ein bißchen gut, dieß stahl der Dieb. - -
Jzt tunkt er ein: Wart nur, den will ich kleiden,
Und ihm die Autorsucht gewiß verleiden. - -
Man pocht. - - Ein Briefchen. - - Wo kömmts her ?
Ich weiß nicht: es ist ziemlich schwer.
Kunz öffnet es. - - Poz Wetter ! drey Dukaten ?
Von wem ? - Geduld ! wir werdens noch errathen.
Er liest das Briefchen durch, und lacht.
Ey seht doch, was das Gold nicht macht :
Kunz greift nach seinem Kiel, und liest schon wieder :
Poz tausend, welch ein Schwung, welch schöne Lieder ! -
Was that ich vor ! ich träumte nur,
Der Mann hat Witz, er hat Natur. - -

Erst

Erst jüngst erschienen an dem Tageslichte
Zu Wien, und Leipzig lyrische Gedichte.
Sie sind sehr flüssig, naiv und fein.
So schrieb Herr Kunz, und gieng zum Wein.

Ueberdenken Sie doch die Sache recht wohl, und urtheilen selbst, ob Sie nicht diesen ehrlichen Recensenten beyzuzählen wären, wenn Sie sich etwa entschließen sollten dem naiven Werkchen meines Gegners, einem Paar Thaler wegen, ein Lob zu sprechen.

Charakter

der

Portroyalisten,

und

Einwohner Jansseniens.

Eine Uebersetzung

aus dem Französischen.

Augsburg 1787.

Videte, & cavete a fermento Phariſæorum.

Gebt wohl acht, und hütet euch, vor dem Sauerteig der Phariſäer. Mark. K. 8. v. 15.

Schon vor 98 Jahren kam in Frankreich ein Werkchen in Vorschein, welches keinen andern Titel führte: als **Jansenien.** Der gelehrte Verfasser, der großes Kenntniß von einer Sekte hatte, die ihr Daseyn immer verläugnet, aber zugleich durch ihre sehr gefährlichen und ununterbrochenen Bewegungen und Angriffe recht fühlbar erräth, daß sie nicht nur existire, sondern sich immer mehr ausbreite, machet uns folgende Beschreibung davon.

„ Aus den historischen Nachrichten des kö-
„ niglichen Porrs (*Port Royal*) ist zu ver-
„ nehmen, daß sich mehrere, geistlichen und
„ weltlichen Standes da niedergelassen, und

„ als Bauersleute, Handlanger, Stein = Holz=
„ und Mörtelträger ihre Lebenstage zugebracht
„ haben. Mehr als 70 unter ihnen sind gut
„ jansenistisch, das ist, ohne letzte Wegzeh=
„ rung zu empfangen, in die Ewigkeit abge=
„ gangen. Unter den Portroyalisten müssen
„ auch Kupferstecher sich befunden haben. Mir
„ selbsten kamen einige gar artige Kupferstiche
„ zu Gesichte, die keinen andern entweder
„ Erfinder, oder Ausarbeiter haben konnten,
„ außer so einen, der mit dem jansenistischen
„ Geiste gänzlich durchdrungen war. Das erste
„ Kupfer stellte die Dreyfaltigkeit vor; aber
„ auf eine Weise, daß man sie bey die=
„ sem Entwurfe nicht mehr heilig nennen
„ kann; denn, den Ort des göttlichen Sohns
„ behauptete Quesnell; auf dem zweyten sie=
„ het man, wie Rom von den Jansenianern,
„ unter der Anführung des Quesnells (diese
„ Namen sind bey den Anführern ganz deut=
„ lich zu lesen) belägert und besieget wird;
„ ein in der Luft schwebender Engel bläßt mit
„ geschwollenen Backen die Worte aus: Das
„ hoffärtige Babel ist gefallen. Das drit=
„ te Kupferchen entwirft, wie Pabst Clemens

„ XI. von vier Kardinälen durch eine doppelte
„ Reyhe der aufwartenden Jesuiten in die Hölle
„ getragen wird. In der Höhe erblicket man
„ den Quesnell auf einer Wolke, welcher mit
„ einem Brennspiegel dem Ikarus die wäch-
„ serne Flügel schmelzet, und ihn sammt der
„ Ueberschrift: **Das Schicksal der Bulle**
„ *Unigenitus* in die Flamme stürzet. Das
„ vierte stellet das versammelte Parlament
„ von Paris vor, ober den Häuptern eines
„ jeden Raths glänzet eine feurige Zunge,
„ die den heiligen Geist zu bedeuten hat; un-
„ ten ließt man diese Schrift: **Die geistli-**
„ **che Hoffahrt von dem Parlament be-**
„ **schämt.**" Warum? Einige Holländer,
„ die in Jansenien übergegangen, haben die
Jesuiten aufs allerschwärzeste geschildert, und dadurch Gelegenheit gegeben, ein unumstößliches Gesetz zu machen, niemals einen dieser Geistlichen nur einzulassen.

Dieß war schon eine Wirkung des jansenistischen Geistes: Jansen, wenn die Rede von diesen Ordensmännern war, gebrauchte sich, (seine Menschenliebe recht auszudrücken)

gemeiniglich jener Worte der Schrift: Ich haßte sie mit einem vollkommenen Hasse. In dem Buche **Aurelius** betitelt, gelten sie bey ihm eben so viel als Ketzer und Hunde. Der Abbt S. Cyran (wie der heilige Vinzenz von Paul als ein Ohrenzeuge in einem seiner Briefe betheuert) hat sich fast täglich mit andern berathschlaget, wie man die Sache anzugehen habe, die Jesuiten gänzlich auszurotten. Sie waren nämlich mit dem Geiste Kalvins und seiner Schüler belebt, der bey dem Bekanus sagt: **Die Jesuiten, die sich uns (Kalvinisten) am meisten widersetzen, müssen entweder getödtet, oder wenn dieß nicht thunlich ist, verjagt, oder doch durch Verschwärzungen unterdrückt werden.** Nach diesem unmenschlichen Projekt wurde auch der Menge nach mit allem Eifer gearbeitet. Die Anhänger Kalvins erdichteten gräuliche Lügen und Lästerungen wider diesen Orden und ihre Glieder. Die Innwohner Janseniens unterstützten sie auf alle nur erdenkliche Weise. Auch diese schmitzten dem Orden und seinen Gliedern die abscheulichsten Gesetze, Absichten, Thaten,

und

und Lehren an; sie nahmen zu falschen Zeugen, zu Verfälschungen ihrer Werke, zu allen nur möglichen Ränken und Betrügereyen ihre Zuflucht. Die Hauptursache dieser Raserey war, weil die Jesuiten die Lehrsätze des Kalvins und des mit ihm vereinigten Jansens bestritten, und das Ansehn des apostolischen Stuhls vertheidigten.

Peter Franz Couräyer hat noch freyer von der Brust geredet, er bekannte offenherzig daß ihre Absicht sey durch den Tod der Jesuiten den Pabst zu stürzen, und durch diesen Sturz den Kalvinismus empor zu bringen. Il n'y a de plus essentiel que de ruiner le Crédit des Jésuites, en les ruinant, ou ruine Rome, & si Rome est perdu, la Religion se refermera d'elle-même. Allein hier übertreibt er das Lob der Jesuiten nur darum, um sich Gelegenheit zu machen, über das Versprechen Christi spotten zu können, der seine Kirche nicht auf einen einzelnen Orden, sondern auf einen unbeweglichen Felsen gebauet hat: weder Kalvinisten noch Jansenisten, noch die ganze Hölle wird diesen übergewälti-

gen; Anfälle werden sie darauf machen, aber umstürzen werden sie ihn niemals können.

Was ist es aber Wunder, sagte mir einst einer meiner Freunde, daß die Jansenisten den Jesuiten so spinnenfeind sind. Die eigentliche Jansenisten wollen das Werk der Erlösung zernichtet, und den Namen Jesu getilget wissen, wie könnten sie denn diesen hold seyn, welche sich von Jesu nennen, und in dem Apostelamt seine Gesellen zu seyn, bekennen?

So groß und unversöhnlich der Haß dieser liebvollen Herren gegen die Jesuiten, gegen den Pabst, und die römische katholische Kirche ist, so groß ist ihre Eintracht gegen einander; sie sprechen einander wechselsweis das Lob, was einer schreibt, oder redt, wird von andern gleichsam vergöttert, und ausposaunet. damit die Prediger, die in Jansenien sind gebildet worden, mehr Ansehn bekommen, miethen sie Leute, die auf gewisse äusserliche Zeichen abgerichtet sind, durch welche sie andern zu verstehen geben: daß sie durch die unvergleichliche Kunst des besten und unnahahmlichen Redners ganz entzücket worden.

Geben

Geben sie Allmosen, so machen sie Anstalt, daß die ganze Stadt davon Nachricht habe; wirft man z. B. einem Armen ein Hemd zu, so wird also gleich überall ausgesprenget; mehr als 800 Ellen Tuchs wären für die Armen abgeschnitten und ausgetheilet worden; ist etwa einem Armen eine Suppe zugeschickt worden, so spricht man von kräftigen Brühen, die tonnenweis ausgetheilet seyn worden; wenn auch ein einziger Groschen aus der Hand des Jansenisten fällt, so giebt er mehr laut, als alle Glocken bey unser Frau zu Paris, wenn sie zusammen geläutet werden. Sie thun fast eben das, was bey dem Glückshafen zu geschehen pflegt; wo man einen Spiegel zu etlichen Groschen, oder ein paar herausgehobene Handschuhe in den Gassen austrommelt. Die Weise ihr eigenes kleines Allmosen scheinbar zu machen, ist diese: Das von einer zahlreichen Gemeinde gesammelte Allmosen wird in einen gemeinen Säckel geworfen; dieser wird gewissen artigen, liebreichen, beredsamen und andächtig aussehenden Jansenianern übergeben; diese erkundigen sich um die Dürftigkeit gemeiner Leute; sie theilen ihnen mit,

aber stellen sich an als wäre das Mitgetheilte nicht von der Gemeinde, sondern von den Gliedern ihrer Sekte, die Verächter des Zeitlichen wären. Unterdessen sind diese freygebige Ausspender größtentheils nur Kanäle, die fremdes Wasser ausgießen, obschon das arme Volk glaubt, sie selbst seyn die reichen Quellen. Auf diese irrige Meynung nun gründet sich die allgemeine Aussage, daß Jansenien von dem Geiste der Liebe beseelt sey; obschon die Ausspender gar wohl wissen, daß ihnen dieses Lob keineswegs, sondern andern Gutthätern gebühre, so nehmen sie es dennoch mit lächelndem Angesichte und ohne Widerrede an, und bedauern von Herzen, daß sie nicht mehr zu thun im Stande sind. Auf solche Weise bringen sie sich Schätzer, Bewunderer und Anhänger zuwegen, weil wenige sich vorstellen können, daß so liebevolle, so menschenfreundliche Männer, Betrüger, Heuchler, Irrlehrer und Verführer seyn sollen. (*) Weil nun die

Janse-

(*) Unterdessen wurden bald nach dem Ursprunge des Jansenismus ihre Ränke und heuchlerischen Intriquen so ziemlich entwürkt: denn schon im

Jahre

Jansenianer für so eifrig und gutthätig gegen die Armen wollen angesehen seyn, so werden sie auch nicht leicht heftiger aufgebracht, als wenn man ihnen vom prächtigen Gottesdienst,

von

Jahre 1688 und noch früher redete und schrieb man von ihnen eben so wie hier gemeldet wird. Die heutige Erfahrung selbst kann und muß alle überzeugen, daß der Geist und die Absichten dieser Sekt so beschaffen seyn, wie man sie bey ihrer Entstehung entworfen hat. Es ist also unbegreiflich, wie es Leute habe geben können, die behaupteten, der Jansenismus sey nur ein Schreckbild der Kinder, es sey eine Sache die nur in der Phantasie existirt; soll dann Phantasterey seyn, was man mit Augen gesehn, mit Ohren gehört, bey höchsten sowohl geistlichen als weltlichen Richterstühlen so oft untersucht hat, und man noch heut zu Tag in ihren Wirkungen erfährt? Die vorgeben, der Jansenismus sey nichts, als ein eitles Phantasma, müssen entweder selbst von dieser Sekte, oder doch sehr unbelesen und kurzsichtig seyn, sie müssen nicht wissen, daß wirklich bey unsrer gegenwärtigen Zeit, nach den Grundsätzen, Absichten, und Maximen der Jansenianer aller Orten nachdrücklichst gearbeitet wird. Männer von gros-

sem

von herrlichen Gotteshäusern Meldung macht; die Gerechtigkeit erfodert es lediglich, pflegen sie zu sagen, daß man alle diese Kostbarkeiten dem Allmächtigen, der sie nicht nöthig hat, wegnehme, und zum Nutzen der Armen anwende. — Salomon werde sicher in der andern Welt auf das schärfste darum hergenommen seyn, weil er einen so herrlichen Tempel gebauet, und so viel Gold

und

---

sem Ansehen und eben so großer Erfahrung (weil sie selbst das Unglück hatten Adepten zu seyn) behaupteten als einen ganz ungezweifelten Satz, daß der Jansenismus in den freymaurerischen Illuminatismus ausgeartet habe, und daß die Jansenistenkasse nun in die Hände der Illuminaten, Freymaurer gerathen sey. Wer den Charakter der eigentlichen Jansenisten, ihre Betrügereyen, ihre verdammliche Maximen und Absichten, mit den Absichten, Maximen der Illuminaten etwas genauers vergleicht, wird eingestehen müssen, daß die Sekte der sogenannten Illuminaten als eine Fortsetzung oder vielmehr Vervollkommnung des Jansenismus angesehen werden könne.

und Silber verschwendet hätte; von dort an habe er aufgehört der Weise zu seyn. (*)

In Jansenien sind Kosthäuser anzutreffen, worinnen die Jugend auferzogen wird.

Diese

(*) So viele Worte, so viele theils Falschheiten, theils Lästerungen. Der Weiseste aller Weisen, Gott, der Schöpfer aller Dinge, ließ sich den Bau des so prächtigen Tempels sehr wohl gefallen: er selbst hat den Entwurf dazu gemacht, er hat selbst bestimmt, wie er ausgeschmückt seyn soll. Nachdem der Tempel fertig war, gab er ganz deutlich zu verstehen, daß er ein sehr großes Belieben daran trage; er verhieß das Gebeth derer, die an disem ihm geheiligten

(*) Die ächte Theologie aber sagt, von dem was Gott geheiliget ist, kann man ohne äußerste Noth, und ohne gesetzmäßige Bewilligung der höchsten Kirchenvorsteher nichts entziehen: es wäre Gottesraub; man muß Gott geben und lassen was Gottes ist, und dem bedürftigen Nebenmenschen was ihm gebührt. Die Gott geheiligten Güter sind auch in der äußersten Noth zu allerletzt

Diese haben den Unterhalt der Lehrer sowohl als der Schüler eben so einfältigen als reichen Gecken, Frauen und Wittwen, zu danken, die man durch tausend Lobsprüche und Schmei-

---

ligten Orte bethen werden zu erhören. Wegen dem Bau des Tempels hätte Salomon gewiß nicht das geringste, wohl aber wegen der Abgötterey in die er sich, heydnischen Weibern zu gefallen, hat verleiten lassen, erstaunlich viel zu verantworten. Wer also den Salomon wegen Erbauung seines Tempels unweis nennet, lästert nicht so fast ihn, als den unendlich weisen Gott. Wie kommt es doch, daß diese Armenfreunde immer durch fremde und zwar Gott geheiligte Güter, durch

---

letzt anzugreifen. Wenn man Bauren und Bürger hausen, den Handwerkswann etwas verdienen läßt, wenn man dem Luxus, unnöthigen und verschwenderischen Ausgaben Schranken setzt, so wird gar selten ein Zufall sich ereignen, in dem man bey Gott geheiligten Gütern Hilfe suchen kann; wer nur auf die Armen ein Augenmerk, und keines auf die Verherrlichung Gottes macht, hat einen iskariotischen Geist; auch

Schmeicheleyen dahin gebracht, Beyträge zu Errichtung solcher Pflanzschulen zu machen, in denen der Jugend die Grundsätze des Kalvinismus, und Jansenismus beygebracht werden.

---

durch Kirchenschätze, durch Schmählerung der Verherrlichung Gottes, Aufhebung eines prächtigen Gottesdiensts, Vertilgung der herrlichen Tempeln, ꝛc. die Armuth unterstützen wollen? Giebts keine andere Mittel? Die gesunde, dem Evangelio und der natürlichen Vernunft gleichförmige Moral, hat ganz andere Grundsätze, sie lehret Gott geben, was Gottes ist, und den Armen was des Armen ist, sie entdecket ganz andere Quellen bey denen man schöpfen kann. Wenn die Armen nur das erhielten, sagen die

ächten

---

auch Judas sprach: Ut quid perditio hæc? Man hätte die kostbare Salb, mit der Magdalena die Füße Christi begoß, verkaufen und den Armen geben können. Aber der Sohn Gottes gab dem Heuchler einen Verweis, und sprach: Armen zu geben werdet ihr immer Gelegenheit haben; — sie hat ein gutes Werk gethan. Der gute Christ liebt, lobt, ehrt und

ver-

den, man bringt ihnen auf eine ganz verschmitzte Weise bey, daß Christus nicht für alle gestorben sey, daß die siegende Gnade alles, der Mensch nichts beytrage; daß man der sogenannten Gnad unmöglich widerstehen könne, aber nothwendig sündigen müsse, wenn Gott die siegende Gnad nicht ertheilet, sie bringen ihnen solche Lehren bey, die entweder zur Verzweiflung, oder zu den größten Ausschweifungen verleiten müssen.

Unser

ächten Moralisten, was durch den Luxus, durch Unmäßigkeiten, durch Schwelgereyen, durch gar zu kostspielige Gastmahl, Opern, Feuerwerke, Jagden, Orchester und andere, theils überflüssige, theils aus ihrer Natur sehr sündhafte Handlungen verschwendet wird, wurden alle ehrlich zu leben haben.

---

verherrlichet Gott, so gut er kann, und erbarmet sich auch zugleich des Armen, springt ihm nach Beschaffenheit seines Vermögens bey. Da eines geschieht, soll das andere nicht unterlassen werden. Die Werke der Gottseligkeit und Gutherzigkeit gegen den Nächsten lassen sich gar wohl mit einander vereinigen.

Unser Geographus hat an zerschiedenen Orten uns eine Nachricht von der Lehre der Jansenianern ertheilet. Sey mir erlaubet alles, was er gesagt, oder noch hätte sagen können, in einem kurzen System vorzulegen. — **Erstens** bemühen sich die Jansenianer den Gebrauch der zwey Sakramente, der Buße und des Abendmahls so hart und beschwerlich zu machen, daß es den Gläubigen kaum mehr möglich ist, selbe empfangen zu können. Hierbey haben sie diese Absicht, daß sie mit dem Gebrauche dieser Brunnquelle der Gnaden und der nothwendigen Geheimniße zugleich den Glauben davon gänzlich auslöschen. **Zweytens** erheben sie die Gnade Gottes so hoch, daß sie **allein alles** thut: entgegen unterdrücken sie die **Freyheit** des Menschen gänzlich, und es muß diese genöthiget seyn, stets der siegenden Gnade nachzugeben. Christus hat nicht alle Menschen erlöset, nicht allen durch seinen Tode die zur Seligkeit nöthigen Gnaden erworben. Dieser Grundsatz ist der nächste Weg zur Verzweiflung, zur ungezäumten Ausgelassenheit, und zur Verachtung, zur Verläug-

läugnung eines so unnützigen Erlösers. **Drittens**, damit diese pestilenzische Lehre nicht so leicht entdecket, und die schon Verführten nicht zur Zeit durch den Eyfer wahrhaft katholischer Beichtväter und Seelsorger möchten wiederum auf den rechten Weg geleitet werden, mußten eben diese durch Schand- und Schmähschriften recht herunter gemachet, und besonders von den Ordensgeistlichen, von ihrem Eigennutz, Unwissenheit, und andern häßlichen Lastern die derbesten Lügen ausgesprenget werden, damit also die Leute alle Hochschätzung, und alles Vertrauen auf sie verlöhren. Damit aber auch die letzte Schutzwehr ihrer Gegner niedergerissen würde, lehrten sie endlich **Viertens**, daß in der Kirche kein Oberhaupt sey, welches einen unfehlbaren Ausspruch thun könnte: Der Pabst möge blitzen, donnern, und mit dem Kirchenbann darein werfen, wie er will, so lege wenig daran; verwerfe er Lehren, und verdamme er sie als ketzerisch ꝛc. so dürfe man nur auf einen **allgemeinen** Kirchenrath, (der aber hart, oder niemal zusammen kommen wird) apelliren: sollte auch einer zusammen kommen, und einen

Aus-

Ausspruch machen, so sey noch eine Ausflucht übrig: man müsse alsdenn den Kirchenrath, als einen partheyischen, ungültigen und nichtigen verwerfen und ausrufen, wie es die von „ dem Kirchenrathe zu Trient beurtheilten „ Protestanten gemacht haben. Und endlich „ bleibe noch die gute Lehre über, daß gar „ keine Kirche mehr sey, und die einst gewe„ sen, müsse längst zu Grund gegangen „ seyn.“ Dieses ist das ebenheuerliche System des Jansenismus, welches, in was für einen Abgrund es führe, jedermann mit Händen greifen muß. Die Sakramente, die Kirche, der Erlöser, die geoffenbahrte Religion werden dadurch untergraben und zu nichts gemacht. Ein Gott mag noch in seinem Himmel leben, der sich aber um uns Menschen gar nichts bekümmert. Nein, ein grausamer, ein tyrannischer Gott, der Gesetze giebt, die man nicht halten kann, und dennoch die nothwendigen Uebertretungen mit einer ewigen erschrecklichen Peine strafet, ist kein Gott: und so einen Gott gestaltet der eigentliche Jansenismus. Hat nicht eben dieses System den Grund zum Materialismus, Libertinismus und

Atheismus gelegt? Ist aber nicht alles eitles Hirngespinst? Das möchten die Jansenianer gerne glauben machen: aber vergebens: wir können ja lesen, und verstehen auch noch was wir lesen. Die Schriften des Jansenius, des Abts S. Cyran, des Arnolds, des Vigorius, des Quesnells, und anderer fast unzählbarer, sollen unverwerfliche Zeugen seyn, daß alles, was wir eben angeführet, haarklein wahr sey, daß wir noch unendlich mehr hätten beybringen können. Will aber einer sich nicht schämen, dessen ungeachtet noch einen Patron der Jansenianer abzugeben, so muß er mir erlauben, daß ich meinem Vaterlande zu lieb behaupte, die Deutschen seyen niemal so thöricht gewesen, daß sie einen Mars, eine Pallas, und andere falsche Gottheiten angebethet, daß kein Deutscher niemals die lutherische oder kalvinische Lehre angenommen habe, wenn man mir schon das Widerspiel in unlaugbaren Urkunden aufweiset.

Man glaubt gemeiniglich, daß sich das Volk in Jansenien um ein leichtes dem römischen Stuhle unterwerfen würde, wenn es ihre

ihre Lehrer nicht verhinderten; allein diese sind immer auf guter Hute; sie gehen von Hause zu Hause; sie stärken die Wankenden, ermahnen alle ganz ungestüm zur Beständigkeit, und muntern sie auf, eher den Tod auszustehen, als von der Religion des Vaterlandes (Jansseniens) abzuweichen, wenn etwa große Mächte sie dazu zwingen wollten.

Vor etlichen Jahren verfielen mehrere auf den gegründeten Argwohn, ob man nicht ihre Güte und Leichtglaubigkeit misbraucht. Man gab Laut: die Ursache warum zwischen dem Pabst und Jansenien keine gute Verständniß wäre, dürfte etwan schon diese seyn, weil Rom und der Irrthum sich noch niemal mit einander vertragen hätten. Die Herren Lehrer sahen wohl ein, was ein gefährliches Wetter aus solchen Wolken entstehen könnte: darum schloßen sie in einer Versammlung, man müsse sich schon nach den jetzigen Umständen richten, die Leute zufrieden stellen, und einige Abgeordnete nach Rom gehen lassen, die sich anstellen sollten, als wollten sie sich den Anordnungen des römischen Pabstes

gehorsamst unterwerfen, und um die Auflösung einiger Zweifel anhalten, welche in Jansenien Gewissensängstigkeiten verursachet hätten. Nun (sagten sie untereinander) wird Rom unsere Lehre gutheissen, so haben wir, was wir wünschen könnten: denn eben darum wird die Kirche weichen, und selbst eingestehen, daß sie bis hieher gefehlet habe. Sollte sich aber der päbstliche Stuhl wider uns erklären, so werde man schon mit allerhand Auslegungen das Volk begnügen können, ohne dadurch die Religion des Landes zu bekränken: und weil man schon jetzt leicht vorsehen mag, was Rom für eine Antwort ertheilen werde, so könne man sich vorhinein gefaßt machen, Gegenantworten zu ertheilen. Zum Ueberfluß sollen einige Abhandlungen der heiligen Väter, die einem vorkommen könnten, bisweilen nicht so weit von der jansenianischen Lehre abzuweichen, in die Mutterspräche übersetzt werden, und, wenn schon nur eine oder die andere Stelle, einzeln genommen, für sie wäre, so müßte doch die Abhandlung übersetzet, und für das Volk, be-

son-

sonders für das weibliche Geschlecht brauchbar gemachet werden.

Alsdann wurde der einhellige Schluß gemachet, daß wer immer aus ihnen, aus Furcht des Kirchenbanns sich unter das päbstliche Joch bringen, und einen der jansenianischen Religion nachtheiligen Artikel unterschreiben sollte, eben den Augenblick, als ein unwürdiges Mitglied aus der Gesellschaft (ohne Hofnung einmal wiederum aufgenommen zu werden) verstossen sey, und weder an den Gnaden der Freundschaft, des gelehrten Unterhalts, ihrer Lobsprüche, noch an der Freygebigkeit des gemeinen Seckels mehr Theil nehmen könne.

Ehe der Rath geschlossen wurde, kam noch eine wichtige Frage vor: Wie man es angehen sollte, einige Bischöfe auf ihre Partey zu lenken, welches für sie wohl einer der größten Vortheile wäre? Denn wenn sich auch der Pabst in Kopf setzen wollte, die Landslehre zu verdammen, würde es nicht so schwer seyn, der Gemeinde weis zu machen, daß der Glaube eines oder etwelcher

Prälaten den Glauben der Kirche ausmache, und der Bischof von Rom vor andern kein Vorrecht habe. Einer that denn diesen Vorschlag: man sollte an Bischöfe, die nur gar schlechte Einkünfte hätten, ein höfliches Schreiben ergehen lassen, und ihnen bedeuten, daß, wenn sie die Güte haben wollten, in Jansenien überzugehen, man bereit wäre, sie in einem Lande, das ohnehin schon voll Hochachtung gegen ihre Person wäre, mit aller so hohen Verdiensten geziemenden Ehrerbietigkeit zu empfangen. Sie wüßten freylich, daß man bey ganz und gar nicht eigennützigen Prälaten vom zeitlichen Gewinnste keine Meldung thun sollte; doch wolle man gnädigst erlauben, eine für Jansenien rühmliche Wahrheit zu melden, und frey zu bekennen, daß man hier als ein unverbrechliches Gesetz halte, die zum gemeinen Nutze angewandte Mühe und Kräften zu vergelten, uud die Oberhirten sowohl, als ihr Gefolge freygebigst zu versorgen, ohne daß hiervon Auswendige die mindeste Nachricht bekommen möchten. — — Man könnte auch gleich hinzusetzen, daß sie sich auch nicht oft

die

die Mühe geben dürften, die Weihen mitzutheilen, weil man bey uns nur wenige Priester, und in jeder Kirche wöchentlich höchstens eine Messe verlanget. Man sey auch bereit, ihnen rechtschaffene Leute als Amtsverweser zuzugeben, oder sie können selbsten einige nach Belieben ernennen: nur mit Mönchen und Ordensgeistlichen wolle man uns gnädigst verschonen, welche Gattung der Leute nur immer von Freyheitsbriefen schwätzen wollte, und in Jansenien unmöglich könnte geduldet werden. — (*) Andere verfielen auf diesen Gedanken: man sollte sich umsehen, ob es nicht irgendwo Bischöfe gäbe, die Lust hätten ihren Charakter zu erhöhen: diesen könnte man Versicherung geben, daß sie in Jansenien eben das, was der Pabst bey den Römischkatholischen ist, werden sollten; und daß in dem ganzen Lande alles nach ihrem Befehle geschehen würde, wenn sie sich für die Jansenianer erklären wollten.

(*) Solche Projekte machten die Innwohner Jansseniens schon vor hundert Jahren, wie der Verfasser des Werkchens Jansenien schon vor 89 Jahren angemerkt hat.

Es kamen noch andere Meynungen zum Vorschein, aber keine wurde vollkommen gutgeheissen, und die Frage blieb für diesmal unentschieden. Ehe man von einander gieng, wurden die Abgeordneten noch recht gutherzig gewarnet, sie sollten auf die für sie sicher schädliche Luft zu Rom wohl acht haben, ihre Mütze mitzunehmen nicht vergessen, sich allezeit, besonders in dem päbstlichen Pallaste, recht fein vermummen, und erst alsdann sich wiederum herauslassen, wenn sie in dem Vaterlande wiederum werden angelanget seyn. (*)

Bald nachdem sich dieses zugetragen, breitete sich in der Gegend um Jansenien der Ruf aus, als wäre in diesem Lande eine Pest entstanden, die alle Einwohner, nicht einen einzigen ausgenommen, sollte aufgerieben haben.

Alle Ausländer (Nichtjansenianer) frohlockten: vor Freude über diese Zeitung zündete

(*) Lauter Worte des schon vor 89 Jahren ans Licht gerrettenen Werkchens.

ete man hier Luftfeuer an, dort ließ man Wein rinnen, fast jedermann glaubte, man könne in Freudenbezeugungen, wegen einer so angenehmen Begebenheit nimmermehr zu viel thun. Allein mit dem Herbste nahm das Frohlocken ein Ende. Zu Anfang des Winters krochen die Jansenianer aus ihren Höhlen, in die sie sich, der Peste zu entfliehen, verschloffen hatten, wieder hervor. Man sah ihnen noch an dem Angesicht einige Furcht an, und sie zogen ganz langsam in die Stadt wiederum ein: bald kamen sie einzeln: bald zween und zween: kaum einer getrauete sich einen festen Fußtritt zu machen: sie giengen schier wie die Füchse voll des Argwohns einher. Aber nach und nach verschwand alle Furcht und Schüchternheit, weil die Erfahrung lehrete, daß die Gefahr auch nicht so groß gewesen, als man sie gemacht hat. Der sechste Monat war noch nicht geendet, und das Land war schier, wie zuvor, bevölkert.

Diese zweyte Zeitung war für die Nichtjansenianer so traurig, als angenehm ihnen die

die erste gewesen ist. Von dort an gab es zwischen diesen und den Jansenianern manche Händel. Diese verwiesen immer den Ausländern ihr unartiges Verfahren, da sie sich über den Untergang anderer Menschen so lustig gemachet: die Ausländer aber behaupten, daß sie und die ganze Welt sich niemal würde genug erfreuen können, wenn sie sichere Nachricht hätte, von der schädlichsten Seuche los geworden zu seyn.

Hier beschließt der Autor seine Landsbeschreibung, die freylich für unsere Zeiten sehr unvollständig ist: denn wer weißt nicht, wie viele Veränderungen binnen 82 Jahren in einem Lande vorkommen sind. Ich will wenigst einen kurzen, den Allerchristlichsten Königen und Regenten Frankreichs, und der französischen Geistlichkeit sehr rühmlichen chronologischen Auszug beysetzen, aus dem jedermann ersehen mag, wie sehr sich jene haben angelegen seyn lassen, der jansenianischen Sekte in dem allerchristlichsten Königreiche das Burgerrecht zu versagen, und selbe, wo sie

ein=

eingeschlichen hatte, mit Gewalt auszutreiben.

Chronologischer Auszug einiger merkwürdigen Begebenheiten, die sich in Jansenien oder mit den Jansenianern vom Jahre 1689 bis auf das Jahr 1757 zugetragen haben.

Im Jahre 1689 hat Pabst Alexander VIII. ein und dreyßig Sätze verdammet, welche der jansenischen Lehre oder eigen waren, oder ganz nahe gekommen sind. Diese päbstliche Verordnung bracht die Gelehrten des Landes (Jansenien) ungemein in Harnisch, also, daß sie Rath hielten, ob man den Pabst nicht in den Bann thun sollte.

Im Jahre 1693 giebt Quesnell ein Buch heraus, unter dem Titel: **Das neue Testament mit Anmerkungen**, ꝛc. Das Ziel des Autors (sagt der gelehrte Bischof zu Sisteron)

steron) war bey diesem Werke kein anders, als den Glauben, die Sittenlehre, und Zucht der christlichen Kirche zu bestreiten, und, wenn es möglich, umzustossen. Den Glauben zwar durch die Irrthümer des Wiclefs, Huß, Luthers, Calvins, Bajus, und Jansenius, welche er alle aufwärmet: die Sittenlehre, durch allzustrenge Meynungen, welche unter dem Vorwande zu verbesseren: die Kirchenzucht endlich durch falsche und aufrührische Grundsätze, welche den rechtmässigen Obergewalt bey den Unterthanen verächtlich machen, und die Kirche also verstalten, daß sie ihr selbst nicht mehr ähnlich siehet.

Im Jahre 1694 erhielt der ausserordentliche jansenianische Bottschafter von Pabst Innocent dem XII diese Antwort: „Die Jansenianer sollten endlich dem Geiste des Widerspruchs, der mit dem himmlischen und friedsamen gar nicht bestehen mag, absagen, und nach der vom Alexander VII. vorgeschriebenen Formel ohne Ausnahm die 5 Sätze des Jansenius verdammen." —

Eben

Eben in diesem Jahre stirbt in Flandern Anton Arnald, ein Schüler des S. Cyran, und endlich sein Nachfolger in Beherrschung Jansenius. Sein Herz wird den Klosterfrauen in dem königlichen Port (Port Royal) übermacht, allda als ein kostbares Ueberbleibslein unter tausend Thränen empfangen, und mit größter Andacht verehret. Sein Thronfolger mußte Paschal Quesnell seyn, ein gegen den König und seine geistliche Obrigkeit widerspenstiger Priester, der schon im Jahre 1685, sich der Strafe zu entziehen, in Niederland geflohen, wo er sich anfänglich in weltlicher Kleidung bey seinem Lehrmeister Arnald, nachmals in unterschiedlichen Orten aufhielt, und eine Menge der ärgerlichsten Schriften in die Welt lieferte.

Im Jahre 1695 wurden von dem Erzbischofe zu Mecheln mehrere jansenistische Bücher, sonderbar des Quesnells, und unter anderen auch das Werk, so Arnald wider die öftere Kommunion geschrie-

schrieben, verdammet, uud öffentlich durch den Scharfrichter verbrennet.

Im Jahre 1696 verdammet die theologische Fakultät zu Douvay des Quesnells Buch, weil es die schon verdammte Lehre des Bayus und Jansenius erneuerte.

Im Jahre 1701 ward der theologischen Fakultät zu Paris der bekannte **Casus Conscientiæ** oder Gewissensfall vorgelegt, in welchem entschieden werden sollte, ob es nicht genug sey, daß man die päbstlichen Bullen, Anordnungen, Verdammungen u. s. w. mit einem **ehrerbietigen Stillschweigen** verehre, oder ob man diesen auch wohl den innerlichen Beyfall des Gemüthes schuldig sey, und also nicht anders denken oder urtheilen dörfte, als eben diese urtheilen. Vierzig Lehrer waren schon mit dem ersten zufrieden: aber Noailles, der Erzbischof von Paris, und andere Bischöfe waren mit der Sorbonne entgegen. Natalis Alexander, einer von den ersten,

wie=

wiederrufte vor allen andern seine Unterschrift; ihm folgten alle bis auff den Petitpied, der eben darum von der Sorbonne ausgeschlossen, und in das Elend verjaget worden.

Die Bischöfe in Niederland, auch die Akademien zu Löwen und Douvay verdammen im Jahre 1703 ebenfalls die erste Entscheidung des Gewissensfalls. — In eben diesem Jahre wird Quesnell wegen den ewigen Meutereyen, die er durch seine Schriften anfängt; zu Brüssel gefangen, und in den erzbischöflichen Kerker gesteckt, aus dem er wiederum durch Hülfe eines adelichen Franzosen durchkömmt. Doch hat man seine Briefe und Schriften bekommen, und in selbem die wunderlichsten Geheimnisse entdecket. Z. B. unter andern wider geistliche und weltliche Fürsten höchst unehrerbiethigen Schriften wurd man seines geheimen und ganz freundschaftlichen Briefwechsels mit Unkatholiken gewahr; man fand, wie sich diese des Quesnellianischen Pinsels bedienet, die Jesuiten, (besonders in der

Lehre der Gnade) und den Handel der chinesischen Gebräuche oder Ceremonien, ꝛc. recht häßlich zu malen.

Auf inständiges Verlangen des allerchristlichsten Königs giebt im Jahre 1705 Pabst Clemens XI. die Bulle, **Vineam Domini Sabaoth**, aus, die den obengemeldeten **Casus Conscientiæ** verdammet, und alle von den vorigen Päbsten wider die jansenianische Lehre gemachte Ordnungen bestättiget: diese Bulle ist in Frankreich und Niederlande ohne Ausnahm angenommen worden.

Im Jahre 1708 verboth Clemens der XI. durch ein Dekret das Buch des Quesnells **Le Nouveau Testament, avec des Réflexions &c.** und befahl, daß alle Abdrücke von dieser Mißgeburt sollten der geistlichen Obrigkeit übergeben, und öffentlich verbrennet werden.

Im Jahre 1711 verboth der König durch ein öffentliches Dekret eben dieses Buch wiederum aufzulegen und zu verschleißen.

Auf

Auf wiederholtes Begehren des Allerchristlichsten Königs ließ Clemens XI. im Jahre 1713 die Bulle Unigenitus verkünden, und verdammte in selber 101 Sätze, welche in dem Buche des Quesnells enthalten sind. Diese Bulle wurde von dem Könige, von dem Parlamente, und 80 Bischöfen in Frankreich angenommen und verkündet.

Dem Erzbischofe Noailles, der schon im Jahre 1695 (weiß nicht wie) eingeführet worden die Quesnellische Anmerkungen gut zu heissen und sehr zu loben, konnte diese Bulle nicht gefallen: er weigerte sich selbe anzunehmen, und da er durch sein Ansehen noch andere Bischöfe auf seine Seite gelenket, verboth er zwar selbst in einem Hirtenbriefe das Buch des Quesnell, aber zugleich auch allen seinen Untergebenen, ohne seine Erlaubniß, die päbstliche Bulle anzunehmen und ihr nachzukommen. In der Sorbonne entstunden eben wegen dem Kardinal Noailles Partheyen: doch ward von

ihr den 7ten März 1714 die Bulle angenommen, und in das Register eingetragen. Ein gleiches geschah nachmals von andern Akademien in Frankreich und Niederlanden, wie auch von den Erzbisthümern und Bischthümern Deutschlands.

Der Tod Ludwig des **XIV.** macht den stark gebeugten Jansenianern Muth, sich wiederum zu erheben. — Noailles verspricht dem Herzog von Orleans (der wegen der Minderjährigkeit Königs Ludwig **XV.** die Regierung übernahm) daß er die Bulle annehmen wolle; aber es geschah nichts.

Im Jahre 1716 widerrufen die Akademien von Rheims und Nantes ihre Dekrete für die Bulle, und im Jahre 1717 schlägt sich die Sorbonne auf die Seite des Kardinals. Vier Bischöfe berufen sich in der Sorbonne auf einen allgemeinen Kirchenrath; welchem 97 Lehrer, sammt allen Pfarrherren der Pariserdiöces, sammt

andern geistlichen und weltlichen Gemeinden anhiengen. Hierzu kamen der Rektor der Akademie im Namen der vier Fakultäten, und noch andere Akademien Frankreichs, sammt einigen, die sich um baares Geld in die Liste der Appellanten einschreiben liessen. Noailles selbst wird das Haupt dieser Appellanten. — Der Regent Frankreichs schickt den Notarius, der solches Instrument der Appellanten verfertiget, ins Elend, und gebieth ein neues Stillschweigen wegen der Bulle Unigenitus, welches aber die Appellanten nicht hielten.

Im Jahre 1718 wird die Appellation zu Rom als schismatisch, oder abtrünnig erkläret, und Noailles mit dem Kirchenbann belegt; der alsdann seine Appellation erneueret. — Einige Appellanten werden von dem Regenten aus Frankreich verwiesen.

Die Appellanten machen im Jahre 1719 allerhand Vorschläge. Unter andern solle

Dupin gerathen haben, die Vereinigung der französischen mit der englischen Kirche, und die Einführung des Presbyterianismus, der zu Genf und in Engelland stark gebräuchlich, und bey den Kalvinisten in dem besteht, daß die älteren Layen anstat der Bischöfe die Kirche regieren.

Endlich machen alle Quesnelisten eine enge Bündniß unter einander. —

Alles was die Sorbonne wider die Bulle **Unigenitus** unternommen, und in ihr Register eingetragen hat, muß sammt dem neu gemachten Schluß: „ **Daß die Unfehlbarkeit des Pabsts eine Irrlehre** „ sey," aus scharfem Befehl des Regenten ausgelöschet werden.

Noailles macht im Jahre 1720 auf Befehl des Hofes ein Instrument, nach welchem er die Bulle annehmen will; aber ein solches das Rom nicht gut heissen konnte.

Sie-

Sieben Bischöfe, alle Appellanten, schreiben im Jahre 1722 an den neuen Pabst, Innocent XIII. der ihren Brief verdammet. Unterdessen sprengen die Quesnellisten aus, der neue Pabst habe alles, was der vorige gethan hätte, auch die Bulle **Unigenitus**, umgestossen.

Im Jahre 1723 wird Ludwig XV. zum König gesalbet. Von diesem Zeitpunkte an geben es die Jansenisten oder (was eines ist) Quesnellisten etwas wohlfeiler; und die Bulle wird von mehreren wiederum angenommen.

Im Jahre 1725 erkläret unter andern der neue Pabst Benedikt XIII. in dem Römischen Kirchenrath, daß die Bulle **Unigenitus** eine Glaubensregel sey, und verdammet alle Unternehmungen wider dieselbe.

Dem Kardinal Noailles wird im Jahre 1726 wiederum eine Formel, die Bulle anzunehmen, anerbothen; aber vergebens. —

Die Karthäuser nehmen die Bulle an. Sechs und zwanzig davon weigeren sich, gehen in Holland, und werden von den Kalvinisten und Jansenisten als Helden der ersten Christenheit gepriesen. Unterdessen wächst die Anzahl der Appellanten.

Die Advokaten von Paris sprechen im Jahre 1727 für die Appellanten wider die Versammlung der Bischöfe zu Embrun: aber ihr Spruch wird von den zu Paris versammelten Bischöfen als vermessen ꝛc. erkläret, und von dem König unterdrucket.

Der Kardinal und Erzbischof Noailles verändert im Jahre 1728 auf einmal, zu allgemeiner Verwunderung, seine so lang schon widrigen Gesinnungen; er nimmt die Bulle **Unigenitus** ohne mindesten Ausnahm an; ertheilet allen den Seinigen in der Pariser-Erzdiöces Befehl, ein gleiches zu thun; er widerruft seinen Hirtenbrief des 1719sten Jahrs: verdammet Quesnells Buch: alle 101 Sätze eben so, wie es Clemens

XI. selbst gethan hat. Eine so gähling Aenderung mag nur einer sonderbaren Gnade des barmherzigen Gottes zugeschrieben werden, besonders, weil sie eben zur rechten Zeit geschehen, denn folgendes Jahr hat der Kardinal das Zeitliche gesegnet, nachdem er sich vollkommen mit der Römischkatholischen Kirche versöhnet hatte.

Im Jahre 1729 folgt dem schönen Beyspiele des Kardinals das Domkapitel zu Paris, und bald darauf nebst vielen und zahlreichen Gemeinden die Sorbonne, welche die Appellation und alles vorige widerruft: zugleich den Schluß machet, keinen, der sich widersetzet, länger unter den Ihrigen zu gedulden, auch keinen, der sich der Bulle nicht gänzlich unterwirft, aufzunehmen.

Im Jahre 1730 nimmt der König den Jansenisten das Seminarium, nachdem er schon zuvor wider die Ungehorsamen einen Befehl hat ergehen lassen, der in seiner Gegenwart den gerichtlichen Akten des Par-

laments mußte beygesellet werden. Dessen ungeachtet hat das Parlament die Appellationen der Widerspenstigen wiederum angenommen, und den König dadurch genöthiget, dergleichen Händel von diesem Gerichte gar wegzunehmen. — Um diese Zeit bekräftigen die Jansenisten ihre Lehre mit zween Scheinheiligen. Der erste war der Diakon Paris, der als ein Jansenist gelebt, geschrieben, und als ein Appellant gestorben, und auf dem Gottesacker zum heiligen Medard begraben worden, wo er nach Aussage der Jansenisten allerhand Wunder solle gewirket haben. Allein der Erzbischof von Paris hat nach gerichtlicher und strengster Untersuchung erkläret und bewiesen, daß die Wunder nur erdichtet, und mit eitel falschen Zeugen wären bestättiget worden.

Er verboth auch die Lobrede, und im Jahr 1732 das Leben des heiligen Paris, als ein ketzerisches Buch. Da unterdessen bey diesem Grabe noch immer allerhand schändliche Bubenstücke und Ausgelassenheiten ver-

übet wurden, wurde der Gottesacker auf königlichen Befehl geschlossen, und der Zulauf der Konvulsionisten (also nannte man die Wallfahrter) verhinderet. — Den zweyten Heiligen wollten sie sogar aus dem von den Jansenisten verketzerten und verhaßten Jesuiterorden entlehnen. P. Peter Chamillard mußte ein Jansenist und ein Appellant werden, und als ein solcher gestorben seyn. Andere erzählten, er wäre im Garten, der abtrünnige Mönch aber und Zeitungsschreiber in Holland sagte, daß er in dem Keller begraben worden, woraus ein süsser Geruch aufstieg, der alle Krankheiten des Leibs und der Seele heilete. Dieser war nun schon von den Jansenisten heilig gesprochen, und hatte die Ehre an der Rechten des Diakons Paris seinen Sitz zu bekommen. Fromme Klosterfrauen jansenianischen Ordens haben ihn auch schon mit einer neuntägigen Andacht beehret. Aber zum größten Unglück war Chamillard eben so wenig todt, als er ein Jansenist oder Appellant war: er befand sich zu Paris selbst

ganz wohl, wie es jedermann mit Augen sah, und schrieb den 15ten Hornung im Jahre 1732 in die ganze Welt hinaus, daß nichts mehr wahr sey, als jenes schon ziemlich alte Sprüchwort: **Du lügst wie ein Jansenist.**

Im Jahre 1733 hatte der Bischof von Montpellier kein Bedenken einen Hirtenbrief heraus zu geben, der die Wunder, so Gott zu Bestättigung des gerechten Handels der Appellanten wirken sollte, hervorstrich. Der Erzbischof von Paris entgegen verdammte alles, was zur Bekräftigung dieser Fabel ist geschrieben worden. — Der allerchristlichste König verboth auch neuerdings dem Parlamente sich in geistliche Händel zu mischen, und widersetzte sich gewaltig der Quesnellianischen Schwärmerey; doch wollte sich diese nicht vertoben.

Im Jahre 1739 trug das Parlament dem Könige vier Artickel vor, welche dahin zielten, daß man eine päbstliche Bulle nicht le-

dig-

diglich, und ohne allen Ausnahm oder Zusatz annehmen sollte: Die Abgeordneten aber bekamen diese Antwort: „Der König hätte „in dieser Sache keine Ermahnung vonnöthen, und alles soll in seinem Stande „verbleiben."

Im Jahre 1740 verbiethet das Parlament zu Paris, daß man einem wegen der Appellation, die Wegzehrung und christliche Begräbniß versage.

Im Jahre 1746 begehren die PP. des Oratoriums, auf höchstes Verlangen des Königs, von den Ihrigen, daß sie den päbstlichen Bullen sich gänzlich unterwerfen sollen: aber einige davon verliessen deßwegen das Institut.

Im Jahre 1747 kömmt abermal ein neuer königlicher Befehl zum Vorschein, daß die Bulle solle im ganzen Königreiche gänzlich angenommen werden.

Das Parlament, welches schon im vorigen Jahre einige wider die Bulle geschriebene Blätter

ter verdammet, machet im Jahre 1748 folgende Bekenntniß dem apostolischen Stuhle, und dem Statthalter Christi Benedikt XIV.

„ Die französische Kirche hat allezeit erwie-
„ sen, daß sie unabänderlich dem Stuhle
„ des heiligen Peters, als dem Mittelpunkt
„ der Einigkeit, und jener Kirche anhange,
„ in der die apostolische Uebergab beständig ist
„ erhalten worden. Sie verehret in der Per-
„ son des Pabstes, den Statthalter Christi,
„ und das sichtbare Haupt der allgemeinen
„ Kirche."

Im Jahre 1756 befiehlt der allerchristlichste König durch einen feyerlichen Gerichtsakt, daß sich niemand erkühnen soll, der päbstlichen Bulle **Unigenitus** zu widerstreben: erhollet sich zugleich Raths, wegen dem Handel, der zwischen dem Erzbischof von Paris, und andern Prälaten und dem Parlament entstanden, bey dem Römischen Pabste. — Der Handel war dieser: Der Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont wollte sammt andern Bischöfen, daß man den Sterbenden, wenn sie sich weigerten die Bulle

Uni-

Unigenitus ohne Ausnahm anzunehmen, die letzten heiligen Sakramente versagen sollte. Das Parlament begehrte das Widerspiel.

Der König, nachdem er die päbstliche Antwort im Jahre 1757 erhalten, sagte beyden Partheyen das Stillschweigen an, und rufet den Erzbischof von Paris, wie auch andere Bischöfe, aus dem Elend zurücke. — Was es nachmal für Wechslungen, diesen Handel betreffend, abgegeben, ist aus den öffentlichen Zeitungen noch viel zu bekannt, als daß es sollte hier wiederum gemeldet werden.

Uebrigens ist nichts gewisser, als daß sich diese Sekte auch in andern Ländern ausgebreitet habe, und immer mehr auszubreiten suche. Man siehet ihre Angriffe und Siege mit Augen: ihre Grundsätze werden angenommen; nach diesen wird praktisch gehandelt: und dennoch kann man noch hören und lesen: **Der Jansenismus ist nur ein Gedicht und Schreckbild der Kinder.** Aber wie lebhaft und thätig ist dieses Schreckbild? Nur Unbelesene und Kurzsichtige können sich täuschen lassen.

Wer

Wer von diesem Gegenstande vollkommene Begriffe haben will, wird an den 14ten, 15ten, 16ten und 19ten Band der Neuesten Sammlung angewiesen. Die Piece: Was für eine Gattung der Leute pflegt sich dem päbstlichen Amte und Ansehen hauptsächlich zu widersetzen, welche dem 31sten Bande eingeschalten ist, kann auch ein großes Licht geben, um den Charakter und die Absichten der Portroyalisten erkennen zu können.

Etwas

von den

letzten Lebenstagen

und dem

Tode

des verrufenen

Voltairs,

Patriarchen der Freydenker.

1787.

Nachdem der gottlose Greis an seiner Einsamkeit zu Ferney, in welcher sein Hochmuth nicht lang zuvor ganz besonders gedemüthiget wurde, überdrüßig geworden. (*) Nachdem er durch den Verlauf der Zeit wegen

(*) Voltaire war durch die Verachtung, welche S. Majestät der Kaiser Joseph II. gegen ihn zeigte, über die massen niedergeschlagen. Dieser Monarch machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, die gelehrte und berühmte Künstler, sowohl in Paris, als in Rom und anderwerts zu besuchen. Für den Brochüristen und Religionsspötter zu Ferney hatte er aber gar keine Achtung. Er reisete vor seiner Hausthüre vorbey, und würdigte sich nicht, ihn mit einem Besuche zu beehren. Dieß fiel dem ruhmsüchtigen Manne und seinen Gönnern ungemein empfindlich.

dem über ihn ergangenen Urtheil (*) sicher gestellet ward, verließ dieser Vater der Ungläubigen seine angenehme Waldung von Ferney, welche er so oft und so sehr herausgestrichen hat: er verließ seine Häuser, die er zu Ferney aufgebauet, und die Ruhe, in welcher er so vergnügt lebte, um in der Hauptstadt auf den Trümmern des von ihm geschändeten und verächtlich gemachten Vaterlandes den Ueberrest von Lobeserhebungen zu erbetteln.

Er wurde zu Paris, wo er im Anfange des Hornungs 1778 ankam, durch Veranstaltung einiger großen sogenannten starken Geister mit einem Gepränge empfangen. (**) Die Herren

(*) Man beliebe sich zu erinnern, daß Voltaire zu Paris, wegen den philosophischen Briefen, die er schon im Jahre 1726 zu Londen herausgab, vogelfrey erkläret worden, und diese Briefe verbrennet wurden.

(**) Wie sehr die sogenannten Philosophen dem Voltaire geschweichelt haben, ist weltbekannt. Sie selbst sahen gar wohl ein, daß ihre Neigung und Schweicheley zu Erhaltung seines unrechtmäßig

erwor-

A**, D*** und M*, lauter von ihm erschaffene Gottheiten, sammt sehr vielen andern Gelehrten kamen auf den Ruf seiner Ankunft in Bewegung. Alle Untergeordnete des Apollo drangen sich herbey, ihm ihre Huldigung abzulegen. Letztere, wie es heißt, haben ihn noch über das mit einer Lobrede beehret, denen er diese Antwort gab: **Ich lebe nur noch durch euch, und für euch.** Kurz: er wurde der Abgott seiner Zöglinge: und man könnte die Herrschaft, so er über ihre Geister hatte, mit jener des Abgotts Lama vergleichen, vom dem man, wie bekannt ist, alles so gar bis auf die unreine Ausflüße seines Körpers verehrte. Man rühmte sich, wenn man sagen konn-

erworbenen Ruhms höchst nothwendig sey, und daß er einen merklichen Theil seiner Größe verlieren werde, wenn er nicht unverdrossene und immerwährende Lobredner an ihnen hätte. Diesen Schmeichlern schonte Voltaire, und schickte ihnen sogar, wenn er ihre Hülfe nöthig hatte, einen Theil der Lobes, so sie ihm aus niederträchtiger Schmeicheley gesprochen haben, zurück. So wurde eine Gottlosigkeit von der andern unterstützt.

te: ich habe ihn gesehen; er hat mit mir geredet.

Den 'ehr- und ruhmsüchtigen Alten wandelte eine Lust an, sich auch bey Hofe sehen zu lassen: Allein unser erlauchteste Souverain, der die Stuffen der Ehre, wie des Tadels gar wohl zu bestimmen weiß, ließ diesem Feinde der Könige und Regenten bedeuten, er soll von Hofe und Versailles entfernet bleiben. Um den achtzigjährigen Greis wegen dieser neuen Demüthigung zu trösten, führte die Philosophenzunft ein schon vielmal für Kriegshelden aufgeführtes, und abgenutztes Theaterstück auf. Sie spannten mit vieler Mühe alle die Triebfedern an, welche einen Komödianten in charakterisirtem Aufzuge in seine Loge begleiten mußten, um selbige mit gutem Bedachte eine Krone anzubiethen, welche ehedessen die Erkenntlichkeit auf das Haupt des großen *Condé*, und des Marschalls von Sachsen gesetzt hatte: eine Krone, die sowohl den Komödianten, als den Beyfall gebenden Zuschauern große Unehre machte; weil man mit solcher das Haupt eines Mannes krönte, der sich durch seine gottlose Schrif-

ten

ten und üble Aufführung als den grösten Feind des Staates erkläret hat; weil er eine dem Glück, der Sicherheit und Wohlfart des Staats so nöthige Religion, die festeste Stütze des Thrones vertilgen wollte. Die durch einen so unsinnigen und schimpflichen Spott heftig aufgebrachte Nation hat dawider geschrieen, und folgende Verse bekannt gemacht, von welchen der Erfolg bewiesen hat, daß ihre Weissagung mehr als richtig und wahrhaft gewesen sey. (*)

Verse,

welche über die auf einer Komödie vorgegangene Krönung des Voltairs gemacht worden.

Voltaire! du triumphirest. Eine unbesonnene
Auf deine falsche Größe närrisch versessene Sekte

(*) Die in dem Original und in der Uebersetzung häufig angebrachten Noten, die man theils Kürze halber, theils dem Herrn Verleger nicht nachtheilig zu seyn, hier nicht beysetzen will, verdienen

Verschwendet an deinem Todtengerippe ein lächerliches Rauchwerk:
Und du glaubest, daß du die Eigenschaften der Glorie verstehest.
Deine an das Gift des Irrthums gewöhnte Seele
Berauscht sich am Rande des Grabes von dem schmäuchelnden Rauch.
Wenn ein schlechter, in den Augen der Gesetze ehrloser Possenreisser
Sich erfrechet die Sprache des herrlichen Vaterlandes an sich zu nehmen,
Und da er auf deine runzlichte Stirne eine Krone setzet,
Ungestraft ausruft: Frankreich giebt dir Sie,
So glaubt es deine Eitelkeit; aber die wahren Franzosen
Die friedliebenden frommen Bürger, die Beobachter der Gesetze glauben es nicht.
Sie verwerfen die Undinge, das Hirngespinst der falschen Weisheit,
Verehren das Evangelium, und die Gesetze unserer Väter:

Sie

---

nen alle Aufmerksamkeit. Das lesenswürdige Werk ist in der Riegerischen Buchhandlung zu Augsburg in Verlag.

Sie, diese Franzosen sind die ehrlichen Leute:
Und für Sie sind deine Talente, deine Fabeln
ein leeres Nichts.
Du bist dazu gebohren, geringen, eiteln Lesern
dergleichen Fabelwerke aufzubürden,
Und wirfst, weil dir Proben mangeln, leere
schöne Worte dafür hin.
Das glänzende Farbengemisch deiner gräulichen
Scherzen
Hat die Geister des schwachsinnigen Pöbels an
sich gezogen.
Hochmüthiger Patriarch einer gottlosen Rotte!
Oeffentlicher Verführer! Geißel deines Vater-
landes!
Durch die Anfälle, so du auf den Glauben wa-
gest, verführest du die Herzen,
Verderbest in dem Staate die guten Grundsätze,
und Sitten.
Geringere Missethäter beleget das Gesetz mit der
Lebensstrafe.
Fürchte wenigst die Gerechtigkeit des Ewigen!
Wo laufest du hin, Unglückseliger! Der Traum
geht wirklich zu Ende!
Das Grab schließt sich unter deinen wankenden
Schritten auf,

Zittere! Bebe! es ist noch Zeit!
Wirf dich vor die Füße des wahren Gottes, den
dein Vaterland anbethet!
Des Gottes, den dein Stolz zu verschmähen sucht.
Löschest du seinen Blitzstrahl nicht aus, so ist es
an dem, daß er sich räche.
Deine lasterhafte, und an Gotteslästerungen
gewöhnte Feder
Verlohr mit Trotzen, und Schmähen die schönen
Tage deines Lebens.
Wiedme die Letze dahin, Gottes ausgestreckte
Arme zu entwaffnen,
Oder die Feuerflammen in der Hölle zerbrennen
gewiß deine Lorbeere.
Ich weiß zwar wohl, daß deine dir gleiche elen-
de Vernünftler
Vor gewiß angeben, der Himmel, und die
Hölle seyn nur Fabeln. (*)
Allein

(*) Voltaire fand sich eines Tages bey dem Herrn Abbt von Rothelin, einem Manne vom Stande, und einem sehr guten Akademiker. Er brachte alsda mit vollem und blinden Eifer seine Lehren an, und setzte die Grundwahrheiten der Religion in den Rang der Fabeln herab. Weil ihn der Abt von Rothelin

Allein die Religion trotzet euren Anfällen.
Mit Lästern vertilget sie man nicht.
Wartest du dann auf das äußerste Unglück,
bis du glaubest?
Wartest du, bis die unversöhnliche Hand des
ewigen Richters,
Nachdem sie ihr strafbares Schlachtopfer nieder-
geschlagen,
Die Porten des Abgrunds über dich zuschließt;
Bis endlich die allzuspäth erkannte Wahrheit
Dir die Ewigkeit hindurch das Herz zerreißt. (*)

Vol-

---

thelin währender Mahlzeit nicht wohl konnte still-schweigen machen, so sagte er ihm bey dem Nachtische: Herr von Voltaire! Sie werden mir Vergnügen machen, wenn sie zu mir kommen: allein, ich bitte sie, reden sie mir inskünftige anders; denn wo kämen wir hin, sie, und ich, wenn unsere Hausbedienten die Maximen annähmen, welche sie ausbreiten.

(*) Ich habe gefliſſentlich dieſe Verſe in ungebundener Schreibart überſetzet, damit ich ihnen nicht etwa von ihrer Stärke etwas nehmen möchte.

Voltairs angebliche Freunde, von welchen er sich einfältig misbrauchen ließ, und derer Schlachtopfer er war, begnügten sich nicht mit dieser rasenden Thorheit, sondern sie wollten mit gleichem Unsinne dem krüppelichten Alten eine neue Feyerlichkeit verschaffen, und machten, daß er unter die **Freymaurer** aufgenommen wurde. Ach, welche Feyerlichkeiten, welches Klaggeheul folgte auf dieses Freudengeschrey! Die ansehnlichen Lorbeern, womit man den Achtzigjährigen krönte, waren vielmehr traurige Cypressenkränze, welche ihn in dem Tode einweiheten. Die **Maurerkelle** war das Werkzeug, welches sein Grab verfertigte. Der ganze Lärmen dieser Fastnachtspossen nahm ein klägliches Ende. Die Beschwerlichkeiten, so der Greis während dieser Feste, durch die viele angenommene Besuche, und auf seiner Reise auszustehen hatte, erhitzten sein Geblüt so sehr, daß er einen heftigen Blutsturz bekommen. Unterdessen, da der Kranke von allen Seiten her vielfältig zeitliche Hülfleistungen hatte, schrieb ihm der Herr Abbe Gaultier, ein eifriger und verehrungswürdiger Priester aus

der

der Pfarrey des heiligen Sulpiz, einen Brief, und trug ihm alle geistliche Hülfe an. (*)

Es gewann auch das Ansehen, als hätte ihm der Abbe Gaultier das Herz abgewonnen. Der Kranke setzte sogar einen Widerruf seiner gottlosen Lehren auf; aber dieser schien weder dem Abbe Gaultier, noch dem Herrn Pfarrer zu St. Sulpice, wohin Voltaire gehörte, noch dem Erzbischofe aufrichtig und hinlänglich genug zu seyn, das von ihm so große und so oft gegebene Aergerniß zu vertilgen. Es wurde eine andere und bestimmtere Widerrufung aufgesetzt, die Voltaire in Gegenwart unverwerflicher Zeugen unterschreiben sollte, wenn er anders die Versöhnung mit der von ihm so sehr beleidigten Kirche, und die sakramentalische Ledigsprechung unverstellt und aufrichtig verlangte. Der eifrige Abbe Gaultier gab sich alle Mühe mit dem

(*) Die ganze merkwürdige Korrespondenz, die Herr Abbe Gaultier mit dem bußfertig scheinenden Voltaire geführt hat, ist in gemeldtem Werke: Von Voltairs Leben und Tode, ausführlich zu lesen.

dem kranken Voltaire hierüber zu sprechen, um ihn zur Unterschreibung dieser den Umständen angemessenen Widerrufungsform zu bewegen; aber er wurde immer abgewiesen. So oft der Abbe kam, hieß es allezeit: Sie können unmöglich zu ihm kommen, und ihn sprechen. Wenn der Kranke ein wenig zur vorigen Gesundheit kommen wird, so wird er sich ein Vergnügen daraus machen, den Herrn Abbe empfangen zu können. Voltairs Gesundheit besserte sich unterdessen: er gieng wieder aus: ließ sich in der Komödie krönen, von einem jungen Poeten vergöttern, und in die Freymaurerbruderschaft einschreiben. Aber den 29. May überfiel ihn seine Krankheit aufs neue, und gefährlicher als jemals. Abbe Gaultier schrieb ihm noch einmal einen sehr beweglichen Brief; stellte ihm Gericht, Hölle, Himmel und Ewigkeit vor. Den nämlichen Tag Abends um 9 Uhr kam Herr Mignot, ein Rathsglied des großen Raths, und Enkel des Herrn Voltairs zum Abbe, bath ihn seinen Onkel Beicht zu hören; und sagte ihm: daß sein letzter Brief einen großen Eindruck beym Todt-

kranken

Franken gemacht habe: Er will beichten, und zwar niemanden, als Ihnen. Der Abbe Gaultier antwortete dem Herrn Mignot: Ich will ihm von Herzen gern Beicht hören, wennsich der Kranke auf den aufgesetzten Widerruf verstehen will. Er lautet also:

„Ich widerrufe alles, was ich sowohl wider die guten Sitten, wider die christkatholische Religion, in der ich das Glück gehabt habe gebohren zu werden, gesagt, geschrieben, und gethan habe, wie auch, was ich wider die anbethungswürdige Person Jesu Christi, und dessen Gottheit und seine Kirche, wie man mich beschuldiget, soll gesagt oder geschrieben haben. In dieser seiner Kirche verlange ich zu sterben. Ich lege dadurch im Angesichte der ganzen Welt, welche durch die seit so vielen Jahren unter meinem Namen herausgekommenen Schriften geärgert wurde, eine thätige Verbesserung oder Wiedererstattung ab."

„Diese meine Verbesserung oder Wiedererstattung ist keineswegs die Wirkung einer meinem hohen Alter zugefallene Schwachheit

oder

oder körperlichen Entkräftung, sondern der so unverdienten Gnade Jesu Christi, durch die mir die Augen geöffnet wurden, um auf die schreckliche Gefahr hinzuschauen, in welche mich meine wahnwitzige Einbildungskraft versenket hat. Ich verlange auch, daß diese meine Revokation und Wiedererstattung in alle Journale und Zeitungsblätter von Europa eingetragen werde, damit dieselbe, so viel möglich ist, dem gegebenen Aergerniße gleich komme, welches ich mit Daransetzung der wenigen mir noch übrigen Lebenstage zu vertilgen wünsche."

Der Herr Mignot erkannte diese Revokationsform für billig; versprach auch, er wolle mit allem Ernste daran seyn, daß sein Herr Onkel in Gegenwart gehöriger Zeugen sie unterschreibe. Herr Marquis *de Villette* war gleiches Sinnes mit dem Herrn Mignot. Der Herr Pfarrer von St. Sulpice und der Herr Abbe Gaultier giengen wirklich in das Gemach des Kranken. Aber wohl unerforschliche Urtheile Gottes! Der Mann, der mit den Gnaden Gottes so oft gescherzet hat,

war nicht mehr bey sich; er redete ganz verwirrt und ohne Zusammenhang: die zween Priester mußten dann unverrichteter Sache abziehen, bathen aber die Verwandte, ihnen alsogleich wissen zu lassen, wenn er wieder zu sich wurde gekommen seyn: sie versprachens.

Nachdem die zween Geistlichen den Herrn Voltaire verlassen hatten, besuchte ihn Herr Tronchin sein Leibarzt. Aber dieser traf ihn schon in der entsetzlichsten Lage an. Er wälzte sich: warf sich hin und her, und schriee mit voller Wuth: **Ich bin von Gott und den Menschen verlassen.** Unter dieser Raserey langte er in seinen Leibstuhl, ergriff schnell und rasend eine Handvoll Unflath, und fraß ihn hinein. Der Herr Doktor Tronchin, welcher diese schauervolle Begebenheit vor angesehenen Personen erzählet hat, konnte sich nicht enthalten, ihnen zu sagen: Ich wollte wünschen, daß alle diejenigen, welche durch Voltairs Schriften sind verführet worden, Zeugen von seinem Tode gewesen wären. — Es ist nicht möglich bey einem solchen Schre-

ckenbild in seiner Fassung zu bleiben. Man kann nun sagen, daß Voltaire die Weissagung des Propheten Ezechiels, über welche er so vielmal gespottet hat, an sich selbsten erfüllet habe: **Was du essen wirst, soll wie ein in der Asche gebackenes Gerstenbrod seyn, und du sollst es mit Menschenkoth vor ihren Augen bedecken.** 4. Kap. v. 12. Ein andersmal sagte der Herr Doktor vor Personen vom allerersten Range: Voltaire, da er noch athmete, betrug sich, wie sich die schon mit Leib und Seel Verdammten betragen werden. Er rasete auf seinem Sterbbette: er verzweifelte: er lästerte Gott: er zerbiß sein eigenes Fleisch: er fraß seinen eigenen Unflath, u. s. w. (*) So ein abscheuliches Ende nahm der Vater und

Patriarch

(*) Der Verfasser des Journals für Freunde der Religion und Litteratur meldet im vierten Heft auf das Jahr 1780, (Seite 361 und 364) daß sich der Rasende, unter gräulichen Gotteslästerungen auch in seine Arme gebissen habe, und wie der abtrünnige Julian gestorben sey.

Patriarch der starken Geister, und Religionsspötter. Gott rufte ihn zwar öfter: aber er gab dem Rufenden kein Gehör. War er gefährlich krank, that er dergleichen als wenn er seiner Gottlosigkeit ein Ende machen wollte: wurde er wieder gesund, war er der vorige Bösewicht, und widerrufte seinen gut gemachten Wiederruf. Auf ihn kann also jenes bekannte Distikon mit allem Rechte angewendet werden: *Dæmon languebat; Monachus tunc esse volebat: postquam convaluit mansit, ut ante fuit.* Dieß trieb er so lang, bis er ausser Stand war ernstliche Buße zu wirken, und die Gnadenzeit verflossen war. Bey dem verwegenen Zauderer, der am 30. May um 11 Uhr Nachts seine unglückselige Seele aushauchte, traf jenes zu: *Tempus id erit amplius.* Gott läßt weder mit sich, noch mit seinen Gnaden das Gespötte treiben. (*)

(*) Wer mehrere Umstände von dem Leben und Charakter dieses Ebentheuers zu wissen verlangt, mache sich mit den Werken eines Nonnots, und von Zaubusniks bekannt.

Die schöne Anekdote, die der Verfasser des angezogenen Werkes: **Sammlung besonderer und seltsamer Umstände von Voltairs Leben und Tod**, Seite 167. gemacht hat, soll dieser kurzen Abhandlung den Beschluß machen.

„ Also wurde aus der Welt, die er verdorben hat, dieser angebliche Mann abgefodert, welcher sich nur damit beschäftigte, „ in 50 Brochüren, und unter verschiedenen „ Formen Gräuel und Verwüstung aufzuhäufen, welcher 60 Jahre lang allzeit heißhungrig nach Ehren, und wegen dem Ruhm „ anderer unruhig zugebracht hat; welcher „ unaufhörlich sich floh, und jederzeit wieder „ gefunden hat. Dieser Mann, der genöthiget war, immer seine Wohnung abzuändern, welcher weder zu Paris, noch zu „ Ranzy, weder in England, noch in Holland, weder in Preussen, noch in Genf „ Ruhe gefunden, welcher der ihn verfolgenden Gerechtigkeit anders nicht entweichen „ konnte, als durch gleisnerische, verstellte,

„ lügen-

„ lügenhafte, und von der Niederträchtigkeit
„ in die Feder gegebene Widerrufungen, wel-
„ cher ein unruhiges Leben mit einem unru-
„ higen Alter, und gottlosen Tode beschlos-
„ sen hat. Unterdessen ist dieß dennoch der
„ Mann, den man mit Lobsprüchen erhebet,
„ den man mit Schmeicheley beräuchert,
„ und ihm sogar Bildsäulen aufzurichten ge-
„ denkt. (*) Wenn diese Bildniß zu Stan-
„ de kommen sollt, wird die Nachkommen-
„ schaft, welche die Authoren, wie die Jahr-

(*) Unterdessen wurde er nicht würdig geachtet, neben andern christlich Verstorbenen begraben zu werden. Der Erzbischof zu Paris verboth aufs Schärfste seinen Körper in ein geweyhtes Erdreich zu begraben. Da seine Gönner einen gewissen Abt betrogen, und ihm vorspiegelten, Voltaire sey auf dem Wege christlich gestorben, ließ er ihn zwar in eine Kapelle begraben. Nachdem aber der Betrug entdeckt wurde, ward ein ewiges Interdikt auf die durch einen solchen Körper so sehr entheiligte Kapell geschlagen. Dem Herrn Abte aber wurde wegen seiner Leichtgläubigkeit eine sehr scharfe Ahndung zu Theile.

„ Hunderte beurtheilet, den angebetheten Schrift-
„ steller dennoch herabzusetzen, und zu ver-
„ achten wissen: sie wird einsehen, daß diese
„ gottlose Vergötterung nicht das Werk der
„ Nation, sondern das Produkt der heimli-
„ chen und schandvollen Ränke seiner einge-
„ weihten Zöglinge sey. Es ist dieses den-
„ noch derjenige Mann, welcher die Bewun-
„ derung unserer sogenannten **starken** und
„ **schönen** Geister ausmacht, welcher zwar
„ viele Proselyten, worunter aber wahrhaf-
„ tig kein vernünftiger und gesetzter Mann
„ war, gemacht hat. Die flatternde, und
„ schwelgerische Jugend ließ sich von der
„ Feder seiner verführischen Schreibart rei-
„ zen: weil diese ohnehin einen Hang zur
„ Lebensfreyheit und Ausschweifungen hatte,
„ schlückte das mit dem Honig einer reitzen-
„ den Schreibart verdeckte Gift ganz begierig
„ hinein. Wir sagen es mit Freude, wir ken-
„ nen keine einzige Person von reifem Alter,
„ völligem Verstande, und gründlichem Gei-
„ ste, welche seine Systeme eingenommen
„ und versichert haben. Einer der stärksten

„ Be-

„ Beweise wider Voltaire wäre, wenn man
„ das Verzeichniß seiner Anhänger sähe: wir
„ würden Leute darunter sehen, bey denen
„ sich der Unglaub mit einer großen Frechheit
„ und zügellosen Lebensart, mit einer Unwis-
„ senheit in Religionsgründen vereiniget hat.
„ Auf wahrhaft aufgeklärte und im Christen-
„ thum wohl gegründete Geister machen seine
„ Schriften keinen Eindruck. Ehrlich und christ-
„ lich denkenden Gemüthern grauet es auch an
„ spitzfindigsten Satyren, Spöttereyen und Lä-
„ sterungen, sobald sie auf die Religion abziehlen."

Auf den Tod des Voltairs;
von dem Verfasser des Werks
Etwas wider die Mode.

Wenn starke Geister also sterben müssen,
Wie Voltair jüngst gestorben ist:
Wenn sich ein solcher Mensch mit tollen
Bissen
Das Fleisch aus seinen Armen frißt,
Wenn er wie Voltaire heult, und brüllt, und
wüthet,

Und statt der reuevollen Buß
Die Galle teuflisch wider Gott ausschüttet,
Daß jeder von ihm fliehen muß,
Wenn er zuletzt verzweifelt, ringt, und zaget,
Und schaudervoll in Zügen liegt,
Wenn man ihm nach dem Tod ein Grab versaget,
Das auch der ärmste Bettler kriegt.
Wenn starke Geister also sterben müssen,
O so bestrafe man sie nie:
Ihr Tod, nachdem sie in der Hölle büßen,
Ist Schand und Pein genug für sie.

Die Schaubühne, der Theaterheld, der Selbstmörder, der starke Geist auf dem Todbette.

Ich gebe es gerne zu, daß es eine löbliche Unternehmung sey, auf die Verbesserung der Schaubühne bedacht zu seyn, die alten Harlekinspossen und Zoten abzuschaffen, und den guten Geschmack wieder herzustel-

zustellen. Allein, ich kann dessen ungeachtet den großen Nutzen, den man der Bühne auf eine so übertriebene Weise beyleget, nicht absehen. Wenn es nach dem Ausspruche unserer ästhetischen Witzlinge gehet, so übersteiget die Verfertigung eines guten Trauerspiels, eben wie eines guten Heldengedichts, die höchste Staffel aller menschlichen Weisheit, und es gehören göttliche Eigenschaften dazu, dergleichen hervor zu bringen. Besiehet man es aber beym rechten Lichte, so bestehet der größeste Vortheil darinn, daß die Schaubühne Vergnügen und Zeitvertreib bey müßigen Köpfen, die nicht gerne arbeiten wollen, verursachet. Ihr übriger Nutzen ist gewiß von schlechter Beträchtlichkeit. Das Lustspiel möchte noch hingehen; es kann, wenn es nicht gemißbrauchet wird, zur Besserung der Sitten etwas beytragen. Allein das **Trauerspiel**, und vollends **die Opern**, diese theatralische Mißgeburt — **bringet gewiß mehr Schaden als Nutzen.** Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die **Bühne** nach ihrer itzi-

gen Beschaffenheit, besonders das Trauerspiel und die Oper, der Religion und den guten Sitten höchst gefährlich sey. Ich sehe wenigstens nicht, daß die Menschen, seitdem die Schaubühne empor gekommen ist, und besonders diejenige, so dieselbe fleißig besuchen, besser und gesitteter geworden sind. Schlimmer sind sie geworden; das lehret die Erfahrung. — Man schütze immerhin den Misbrauch vor, welcher den gerechten Gebrauch nicht aufhebe, dieses kann ich gar wohl zugeben, ohne, daß mein Satz, von der Schädlichkeit der Schaubühne, umgestoßen wird. Die offenbare Verderbung der Zeit, welche zu weit nützlichern Handlungen und Arbeiten angewendet werden könnte; die Trägheit, der Müßiggang, welcher daraus entstehet; die Gelegenheit zu Liebesbegebenheiten, romanhaften Auftritten, zur Unzucht, zur Ausschweifung, zur Geldverschwendung, aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag zu machen; das Verderben der Gesundheit. — Das ist aber noch nicht alles. — Wenn nur die Religion, das thätige

ge Christenthum nicht darunter leiden müß-
te! Denn dieses wird dadurch nach und
nach völlig erstücket und ausgerottet. — Es
gehet ganz natürlich zu. Die Gegenstände
des Schauspiels sind mehrentheils aus den
barbarischen und heydnischen Zeiten genom-
men; man muß also auch seinem Helden
heydnische Gesinnungen und Charaktere bey-
legen. — Man läßt ihn alle mögliche Län-
der erobern, alle Liebesverstrickungen durch-
gehen, alle Arten von Todschlägen, theils
vorsetzlich, theils von ungefehr, an Vater,
Mutter, Bruder, Schwester, Braut — be-
gehen; man führet ihn, nach allen mögli-
chen Unglücksfällen, romanhaften Auftritten,
und abentheuerlichen Heldenthaten, auf Ko-
sten der Religion, der Tugend und der gu-
ten Sitten, bis an den Rand des Todes;
man beklaget sein sich selbst zugezogenes und
verdientes Schicksal auf die hochtrabenste und
traurigste Art, um die Zuschauer zu rüh-
ren; und endlich läßt man ihn wohl wieder
bis zum höchsten Gipfel des Glücks, und zu
der größten Belohnung empor steigen; nach-

dem

dem er alle heydnische Tugenden, oder Schandthaten ausgeübet hat. Lauter heydnische Muster, Gedenkungsarten und Charaktere. — Was Wunder, daß sich die Zuhörer, deren Kopf beständig mit dergleichen Bildern, welche, zumalen auf der Bühne einen so starken Eindruck machen, angefüllet ist, nach und nach daran gewöhnen, und daraus solche heydnische Gesinnungen in sich ziehen, welche endlich den schwachen Funken des Christenthums vollends auslöschen! — Mit einem Worte: die Gegenstände der Bühne, und der Inhalt der meisten Schauspiele, besonders der Trauerspiele, passen sich gar nicht auf unsere Zeiten. — Wenn ja der Gebrauch der Bühne noch zu dulden wäre, so sollte man doch wenigstens Gegenstände aus unsern christlichen Zeiten nehmen, welche mit den heutigen Sitten überein kommen: — Was würden die heydnische Römer dazu gesagt haben, wenn ihre Schauspieldichter den Stoff von christlichen Gegenständen genommen hätten? — Die Herren Aesthetiker schreyen mich immerhin,

merhin, als einen kritischen Ketzer aus. — Es gilt mir gleichviel. Aber ich bin gewiß überzeuget, daß dasjenige, was ich geschrieben habe, der Religion, dem Christenthum und den guten Sitten zum Besten geschrieben sey, und durch die Erfahrung und den Erfolg bestättiget werde. Dieses beruhiget mich vollkommen, und ihr Zorn rührt mich nicht.

2.

Es scheinet beynahe eine ausgemachte Sache zu seyn, daß alle und jede Schauspiele auf eine Hochzeit oder Liebesverstrickung hinauslaufen müssen. Denn die wenigen Ausnahmen kommen fast in keine Betrachtung. Man kann leicht denken, daß es an verliebten Ausdrücken, und Auftritten nicht fehlen dürfte; weil alle und jede Theile des Stücks gleichsam dazu, als dem Hauptwerk, vorbereitet werden. Aber eben dieses ist das heimliche Gift, welches den guten Sitten so nachtheilig

theilig ist, welches wie ein schleichendes Feuer, in die Adern unserer Jugend eindringet, ihre Sinnen betäubet, und sie zu Sklaven der Lüste machet. Ist etwas, welches die Empfindungen, die Einbildungskraft, und die Leidenschaften reitzet, zumal in solchen Jahren, wo man gar recht mit **Kanitzen** sagen kann, daß Blut und Lüste schäumen, so sind es gewiß dergleichen verliebte Vorstellungen; und die Unschuld selbst wird nicht ungereitzt und ungerührt bleiben. Was für Unordnung muß es aber nicht vollends in den Herzen derer anrichten, welche in dergleichen Gedanken und Vorstellungen eine wirkliche Nahrung für ihren Geist suchen, und daran eine angenehme Beschäftigung finden? An die Beförderung der guten Sitten wird gewiß wenig oder gar nicht gedacht werden; es ist vielmehr offenbar, daß diese nothwendig darunter eben so sehr leiden müssen, wie die Religion und das Christenthum. (*)

Man

(*) Das Stück ist aus den Antiquitäten, de-

3.

Man bemühet sich, so zu sagen, recht mit Vorsatze, die **Liebesbegebenheiten gleichsam zum Hauptzweck des Schauspiels** zu machen; und einer solchen Bemühung ist es unfehlbar zuzuschreiben, daß man, diesem Zweck zu Gefallen, **die Wahrscheinlichkeit selbst aufopfert**, und dadurch ins Lächerliche verfällt. Denn die Personen werden, so zu reden, zulezt allezeit bey den Haaren herbey gezogen, um den Knoten aufzulösen; und dieser Sprung und diese Zusammenkunft geschiehet öfters so plözlich und so unvermuthlich, daß man nicht anders denken sollte, als daß sie die Luft zusammen geführet hätte. Gleichwol ist nicht zu läugnen, daß ein aufmerksamer Zuhörer gar leicht in dem Stande ist, diejenigen Personen mehrentheils so ziemlich

---

rer Verfasser, wie schon gemeldet wurde, ein protestantischer Gelehrter ist.

lich vorher zu sagen, welche, nach so vielen Abentheuern, sich endlich als Liebesleute zusammen finden werden. — Wunderbar und unerwartet, auch sonderbar genug! — Aber wo bleibet die Wahrscheinlichkeit?

4.

Aber auch auf Seiten des Natürlichen empfiehlet sich die Bühne schlecht; und man kann leicht denken, daß auf solche Art der gute Geschmack sogar selbst darunter leiden müsse. — Wie unnatürlich und lächerlich ist es nicht in den Augen eines frey von Vorurtheilen denkenden Kopfs, wenn er sehen und anhören muß, daß sich Leute in hochtrabenden Versen schimpfen, und einander Nasenstüber geben, oder sich, wie bey den Opern, im Singen und bey dem größesten Lärmen der Musik, mit einander raufen, und in voller Lust die Hälse brechen? das hieße ich mir Leute ohne Affekten, und wahre Mo-

nar-

narchen über sich selbsten seyn. — Hat man denn ganz und gar vergessen, daß man keine Seraph und Cherub, sondern Menschen schildern und vorstellen will.

Das Trauerspiel.

Aus dem Werke des Herrn Professors X. v. Jann:

Etwas wider die Mode. Seite 35.

Ein Stutzer war bey einem Trauerspiel,
Das ziemlich wohl gefiel; es weinten Viele,
So lange sie die Unschuld durch des Lasters Zahn
Verfolget, angefochten und gemartert sah'n.
Den Stutzer rührte nichts; er war gefroren;
Er stirte in den Rahmen, in den Ohren,
Und griff schier alle Augenblick in den Sack
Nach seinem lieben Balsamfläschgen und Tabak,
Und spielte mit dem Hut, und scherzte immer

Recht artig mit dem Frauenzimmer;
Und sagte hundertmal, daß dieses Trauer-
spiel
Sehr todt, und frostig wäre, und ihme
nichts gefiel.
„Nun bin ich recht genug gesessen.
Ein Trauerspiel ohne Liebe und Karessen,
Wie abgeschmackt! Es geht mit keiner Heu-
rath aus.“
So sprach das Stutzergen, und hüpfte dann
nach Haus.

Der Theaterheld.

Aus eben demselben. Seite 41.

Wenn Heldenmuth in dem besteht,
Daß man bey eines Mädgen Füßen
Gekrümmet unter Thränengüssen
Um Huld und schnöde Liebe fleht,
Wie leicht ist es ein Held zu werden!
Wo findt der schwächste Geist Beschwerden,
So etwas alle Tag zu thun? —
Ihr Herren Dichter saget nun,

Wenn

Wenn ihr dergleichen Helden wählet,
Wenn ihr sie aufs Theater stellet,
Wenn euer Held gebeugt, besiegt
Bey eines Mädgen Füßen liegt,
Wenn Heinrich vor der Gabrielle (*)
Verzweifelt thut, und auf der Stelle
Itzt rasend, itzt betäubt, und still
Sich selbst das Leben rauben will;
Wenn ihn die Spröde nicht erhört.
Sagt doch, was euer Held uns lehrt,
Wenn ihr die Wuth der Liebe preiset,
Wenn ihr die Thoren Helden heißet,
Was denkt ein Stutzer, wenn ers sieh't,
Er wird bethört, entzündt, und glüht,
Und eilt, durch ähnliche Geberden
Ein Held, wie euer Held zu werden.
So giengs erst jüngst nach einem Spiel,
In dem ein Liebesheld gefiel:
Dor gab es, mit Respekt zu melden,
(Ihr geile Dichter, schämt euch doch)

(*) Heinrich und Gabrielle ist ein bekanntes Ballet, welches in den bayrischen Beyträgen die verdiente Lauge bekommen hat.

Es gab denselben Abend noch
Ein ganzes Regiment von solchen Helden.

Vom Selbstmord.

Aus eben demselben. Seite 42.

Wie kömmts doch, daß sich viele selbst ermorden?
Wie ist dieß Laster so gemein geworden:
Es wird viel öfter, als es sonst geschah,
verübet,
Als lange es so viele starke Geister giebet.

Ists etwa Heldenmuth sich selbst entleiben,
Den Geist gewaltsam aus dem Körper treiben?
Verzweifelte Didonen habens sonst gethan,
Nie that es ein gesetzter tugendhafter Mann.

Ists Heldenmuth, das thun, was Gott
verbiethet?
Nein, meiner Ehre nicht, es heißt gewüthet.
Wo ist doch bey dem Selbstmord einer Tugendschein,
Wenn so was Tugend ist, was wird ein Laster seyn?

Wenn

Wenn euch ein mühsames Leben nicht mehr freuet,
Wenn euch ein Unglück oder Schande dräuet,
Wenn euch die Ungedult bis zur Verzweiflung bringt,
Wenn euch die Stimm der Rache in den Ohren klingt?

Wenn euch das lasterschuldige Gewissen
Mit tausend herben, wohlverdienten Büssen
Verfolgt, denn verzweifelt ihr gleich wie ein Weib,
Und rennet euch den Mordstahl in den siechen Leib.

Man heißt sie starke Geister diese Feigen,
Die ihre Stärke durch Verzweiflung zeigen,
Wie Werther that. Ha! Merkt es nicht ein jedes Kind,
Daß sie verlaßne Memmen, schwache Geister sind.

Der starke Geist im Todbette.

Aus eben demselben. Seite 59.

Die Stund des Todes kömmt herbey;
Der starke Geist fängt an zu beben,

Er heult nach einem längern Leben,
Und fällt in Wuth und Raserey.

Er zittert, ächzt, und krümmet sich,
Er will bey seinen Lieblingsgründen
Noch Trost, und Schutz, und Hülfe finden;
Umsonst, sie halten keinen Stich.

Bald blickt er gegen Himmel; matt
Und mit verwirrtem Angesichte,
Und sieh't die schrecklichen Gerichte,
An die er nie geglaubet hat.

Bald kehrt er sein Angesicht zur Erde hin,
Die Rache heulet ihm entgegen,
Die Hölle schien sich schon zu regen,
Des Frevlers trauriger Gewinn.

Kein Bisgen Trost, den ein Gerechter fühlt,
Kein Labsal hat er mehr zu hoffen;
Denn Gottes Fluch hat ihn getroffen,
Mit dem er ehmal nur gespielt.

Bald bricht sie an, die letzte Lebensstund:

Der

Der Höchste läßt mit sich nicht spotten;
Er haßt verstockte Frevlerrotten,
Und straft gerecht, sie gehn zu Grund.

Was Wunder! wenn der starke Geist
verdirbt:
Im Tode will er nicht mehr büssen,
Er tritt die letzte Gnad mit Füßen,
Verzweifelt; lästert Gott; und stirbt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merz, Aloys, 1727-1792

Neueste Sammlung jener Schriften, die von einigen Jahren her über verschiedene wichtigste Gegenstände zur Steuer der Wahrheit im Drucke erschienen sind
Bd.: Sechs und dreyßigster Band

Augsburg 1788

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 606 -36
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245935-4
VD18 80128912-001